





Sils-Maria

C 3/4 in B

2.80

Menno

Mei '32

opdraacht in mijn ex.

dat boekraakte Gy. uitg.

"Een gebedenboek voor  
lachende mensen"

Menno





**KRÖNERS TASCHENAUSGABE**  
**BAND 100**





Aufgenommen i m Jahr e 188 2

**NIETZSCHE  
IN SEINEN BRIEFEN  
UND BERICHTEN DER ZEITGENOSSEN**

---

**DIE LEBENSGESCHICHTE  
IN DOKUMENTEN  
HERAUSGEGEBEN VON  
ALFRED BAEUMLER**

**MIT 11 ABBILDUNGEN UND 3 HANDSCHRIFTPROBEN**

---

**ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG**

**Copyright 1932 by Alfred Kröner Verlag, Leipzig**

**Druck von J. B. Hirschfeld (Arno Pries) in Leipzig**

# I N H A L T

<b>EINLEITUNG. VON ALFRED BAEUMLER</b> .....	Seite VII
<b>I. KNABE UND JÜNGLING. 1844—1869</b> .....	1
1844—1858 S. 1; 1858—1864 S. 2; 1864—1869 S. 9	
<b>II. DER PROFESSOR. 1869—1879</b> .....	56
1869 S. 56; 1870 S. 72; 1871 S. 89; 1872 S. 102; 1873 S. 119; 1874 S. 143; 1875 S. 160; 1876 S. 169; 1877 S. 202; 1878 S. 208; 1879 S. 229	
<b>III. ZARATHUSTRA. 1879—1883</b> .....	232
1879 S. 232; 1880 S. 239; 1881 S. 243; 1882 S. 257; 1883 S. 282	
<b>IV. EINSAMKEIT. 1883—1888</b> .....	324
1883 S. 324; 1884 S. 329; 1885 S. 358; 1886 S. 371; 1887 S. 395; 1888 S. 439	
<b>V. ANGRIFF UND ENDE. 1888—1889</b> .....	455
1888 S. 455; 1889 S. 517	
<b>DREI HANDSCHRIFTPROBEN NIETZSCHES</b> nach	528
<b>ANHANG: Erklärungen und Nachweise</b> S. 529. Über- setzungen fremdsprachlicher Zitate S. 547. Quellen- nachweis der Briefe S. 551. Zeittafel S. 552. Nach- bericht S. 555. Personenverzeichnis S. 557. Verzeichnis der Briefempfänger S. 563.	

## VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

1. Friedrich Nietzsche. Photographie aus dem Jahre 1882 (Titelbild).
  2. Das Pfarrhaus in Röcken bei Lützen . . . nach S. 8
  3. Friedrich Nietzsches Eltern . . . . nach S. 24
  4. Der 16jährige Nietzsche . . . . . nach S. 64
  5. Nietzsche vor der Kirche in Schulpforta nach S. 96
  6. Friedrich Nietzsche und Erwin Rohde im Kreise des Philologischen Vereins, Leipzig . . . . . nach S. 160
  7. Landhaus Tribtschen bei Luzern am Vierwaldstätter See . . . . . nach S. 192
  8. Richard Wagner und Cosima Wagner . nach S. 288
  9. Das Nietzsche-Haus in Sils-Maria . . nach S. 320
  10. Blick auf die Seen des Oberengadin . . nach S. 480
  11. Friedrich Nietzsches Grab in der Familiengruft in Röcken bei Lützen . . nach S. 512
- 
- Drei Handschriftproben . . . . . nach S. 528

## EINLEITUNG

„Zuletzt gehört das alles einer Generation zu, die wir beide wahrscheinlich nicht mehr erleben werden: dieselbe, in welcher die großen Probleme, an denen ich leide, so gewiß ich auch durch sie und um ihretwillen noch lebe, leibhaft werden müssen und in Tat und Wille übergehen müssen.“

Nietzsche an Overbeck 1887.

Mitten durch das immer reicher, immer zufriedener werdende Deutschland der Vorkriegsepoche zieht sich die geheimnisvolle Spur des Mannes, der im Jahre 1885 schreiben darf: „es ist jetzt niemand in Deutschland, der weiß, was ich will oder daß ich etwas will...“, und der zwei Jahre später, nachdem das Gefühl tiefster Einsamkeit um ihn sich noch einmal verzehnfacht hat, scheinbar zu einem Basler Professor namens Overbeck, in Wahrheit zu sich selber sagt: „Diesen Winter habe ich mich reichlich in der europäischen Literatur umgesehen...: Das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht, und an welches Rad von Problemen ich gebunden bin – und daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde.“ Zu sich selber: denn es gab keine Ohren, dies zu vernehmen. Es war unwahrscheinlich, daß er Recht hatte – wahrscheinlich dagegen war, daß aus ihm eine große, aber verirrte Begabung redete. Und dieser Wahrscheinlichkeit gaben sie alle Gehör: auch Overbeck und Rohde, deren Briefwechsel über „Jenseits von Gut und Böse“ eines der erschütterndsten Dokumente des 19. Jahrhunderts darstellt. Wer hätte auch auf den Gedanken kommen können, daß dieses Europa, das im Lichte einer Prosperität ohnegleichen dalag, vor

dem Ende stand? Die Katastrophe zu fühlen, vorherzusagen, ihre Symptome zu beschreiben, und weit darüber hinaus, eine „Gegenbewegung“ zu erfinden, das war Nietzsches Aufgabe, das, wofür er lebte, weshalb er es aushielt. Es ist schon fast ein Skandal, daß heute noch von Nietzsche als von einem „Leidenden“ geredet werden kann, ohne Beziehung auf sein Schicksal, subjektiv also, statt objektiv — da doch gerade bei ihm, wenn je bei einem Sterblichen, auch noch das Allersubjektivste schicksalhafte Bedeutung hat. Er erfindet nicht ein Schicksal, er „erlebt“ nicht nur sein Schicksal, er ist ein Schicksal. Die Wende der Zeiten verkörpert sich in ihm. Er hat keine Wahl, er kann weder vorwärts noch rückwärts ent schlüpfen (An Overbeck 3. Februar 1888), ein ungeheures „Es“ liegt auf ihm. Da gibt es nur eines: ja zu sagen, das Schicksal auf sich zu nehmen, „hier stehe ich“ — amor fati.

Die Nadel, die die magnetischen Strömungen anzeigt, zittert unablässig hin und her, und weist doch stets nach dem Pol. So schlägt Nietzsches Sensibilität fortwährend nach dieser oder jener Richtung aus, und doch bleibt sein Schicksalsgefühl und Schicksalsbewußtsein unverändert dasselbe. Aus den Briefen ist die wunderbare Konsequenz dieses Daseins leichter zu erkennen als aus den Werken. Ein „langer Wille“ hat dieses Dasein geformt, ein Wille, den man schon aufs gröblichste mißverstanden hätte, wenn man ihn einen Willen zur Größe nennen würde. Nietzsche hat nichts „gewollt“, außer ein einziges: sein Schicksal. Es kam alles ungerufen zu ihm, bei ihm stand lediglich die Entscheidung. Er „wollte“, d. h. er entzog sich dem nicht, was ihm auferlegt war. „Ich bin der Gegensatz einer heroischen Natur“, sagt er von sich selbst im *Ecce homo*. „Es ist kein Zug von Ringen in meinem Leben nachweisbar.“ Nicht das Heroische ist diesem Leben fremd, sondern nur ein heroisches Verlangen, Wünschen und Streben. Nietzsche lebt „heroisch“ und er „will“ etwas — aber die Verbindung dieser beiden Begriffe, ein „heroisches Wollen“ gibt es bei ihm nicht. Wer ein Schicksal ist, der braucht nicht zu streben, der hat nur noch zu sein. Klin-

gers Marmorbüste zeigt einen „heroischen Denker“. Dieses Bild ist zwar immer noch richtiger als das des Paneuropäers Nietzsche, aber es ist wesensmäßig dennoch falsch. Der „lange Wille“ erscheint nicht mit zusammengebissenen Zähnen. Nietzsche hat den Begriff des Heroischen neu bestimmt. Sein Heroismus ist weder der der Heiligen, die unter Martern Gott lobsingeln, noch der eines sich anstrengenden Willens, es ist weder der Heroismus des Leidens, noch ein Heroismus der Taten. Für Nietzsche gibt es nur eine einzige Tat, die sich stets wiederholt; sein Handeln besteht darin, Aufgabe und Schicksal zu tragen, zu sein, der er ist. Das ist seine Reinheit: es auszuhalten bis zum bitteren Ende.

## I

„Wenn ich Dir einen Begriff meines Gefühls von Einsamkeit geben könnte! Unter den Lebenden so wenig als unter den Toten habe ich jemanden, mit dem ich mich verwandt fühle. Dies ist unbeschreiblich schauerlich; und nur die Übung im Ertragen dieses Gefühls und eine schrittweise Entwicklung desselben von Kindesbeinen an macht mir's begreiflich, daß ich daran noch nicht zugrunde gegangen bin. — Im übrigen liegt die Aufgabe, um deren willen ich lebe, klar vor mir — als ein factum von unbeschreiblicher Traurigkeit, aber verklärt durch das Bewußtsein, daß Größe darin ist, wenn je der Aufgabe eines Sterblichen Größe eingewohnt hat.“ (5. August 1886.)

Das schreibt Nietzsche 1886 an den Freund, der ihn zweieinhalb Jahre später aus Turin abholt. In der Klarheit, von der diese stolz-resignierenden Worte zeugen, lebte er seit fünf Jahren. Schon im Sommer 1881 hatte er der Schwester geschrieben: „Meine Stunde ist da.“ Es ist nicht schwer, auf Grund solcher Äußerungen „Größenwahn“ anzunehmen; man braucht nur alles wegzulassen, was Sinn und Klarheit verbreitet. Wie ist die Lage im Jahre 1881? Nietzsche hat die „Morgenröte“ hinter sich, seinen ersten systematischen Angriff auf die durch das Christentum hervorgebrachte Moral. Er wandert über die Höhen bei

Genua mit einem Blick in die Zukunft, wie ihn noch niemand vor ihm gewagt hat. „Die Spitze alles moralischen Nachdenkens und Arbeitens in Europa und noch von manchem anderen“ ist bei ihm. (29. November 1881.) Weltgeschichtliche Distanzen erscheinen vor dem Auge des Einsamen, in unbeschreiblichem Lichte liegt die Gegenwart. Eine Epoche von Jahrtausenden geht zu Ende. Das philosophische Denken der letzten Jahrhunderte enthüllt sich als spätgotisch. Ein kolumbischer Mensch erlebt ganz für sich das Ende des Mittelalters! Und dieser Mensch, der sich herausgeworfen fühlt aus seinem Jahrhundert, vorausgeworfen in die zweite Hälfte des Jahrhunderts, das nach ihm kommt, ein solcher Mensch soll nicht schreiben dürfen: „Meine Stunde ist da?“ Er soll nicht, das Auge rückwendend von solchen Fernsichten, von einem Zeitgenossen wie Richard Wagner sagen dürfen: „Ich hatte solange nach dem Menschen gesucht, der höher war als ich, und der mich wirklich übersah... Jetzt darf ich mich nicht einmal mehr mit ihm vergleichen – ich gehöre einem andern Rang an.“ (3. Februar 1882.)

Gewiß, das klingt hochmütig; aber es muß darum noch nicht falsch sein. Wenn Nietzsche wirklich in einen andern „Rang“ gehörte, nämlich objektiv, weltgeschichtlich betrachtet, wenn also Wagner einem untergehenden Weltreich angehörte, Nietzsche aber der erste Verkünder und Repräsentant eines neuen Reiches wäre? Auch für diejenigen, deren Ohren noch verschlossen sind, ist es nützlich, diese Möglichkeit einmal zu durchdenken. Als weltgeschichtlichen Gegenspieler zu Wagner, zu Schopenhauer, zu Bismarck, zum „Reich“, zum modernen Europa hat Nietzsche sich empfunden; sollte die Auflösung des quälenden Rätsels seines Lebens und seines Werkes darin liegen, daß er dieser Gegenspieler wirklich war?

Auf zwei Weisen wird der große Mensch geschichtlich: indem er sich zum Ausdruck seiner Epoche macht, oder indem er sich ihr widersetzt. Keiner wird ohne weiteres „Ausdruck“ seiner Epoche. Ein jahrzehntelanges Ringen geht vorher, bis der Sieg, der Ruhm, die Herrscherstellung

da sind. Denn die Menge ist träge, sie will erobert werden. Naturen, die unmittelbar herrschen wollen, müssen aus hartem Stoffe sein: sie müssen den Rückstoß der Masse aushalten können, ihn auffangen und verwandeln können, bis sie alles dorthin führen, wohin sie wollen. So hat Bismarck die Deutschen zur Reichsgründung und in den Reichstag geführt, so hat Wagner sie nach Bayreuth geführt. Wie ein Fürst stirbt Wagner wenige Monate nach dem glänzenden Ereignis von 1882 im Palazzo Vendramin, und Bismarck, von seinem Herrn verbannt, empfängt die Huldigungen des von ihm geeinten Volkes.

In einer anderen Sphäre bietet das nämliche Schauspiel Goethe dar. Alle Ströme des 16., des 17. und des 18. Jahrhunderts vereinigen sich in ihm; als er stirbt, ist er der Repräsentant mehrerer Jahrhunderte europäischer Geistesgeschichte. Ganz anders Nietzsche: der Gegensatz zur eigenen Zeit beruht bei ihm nicht darauf, daß er wie Wagner, Bismarck oder Goethe etwas Wohl vorbereitetes gegen den Willen der Zeitgenossen, der „stumpfen Welt“, durchgesetzt hat, wofür der Sieger schließlich den Dank dieser selben Welt empfängt, sondern ist tiefer begründet. Er ist seinem Volke nicht um eine Generation vorangeilt, sondern um zwei, ja um drei Generationen. Niemals hätte er, auch wenn er länger gelebt hätte, die Huldigung der Zeitgenossen empfangen. Als Schriftsteller empfing er sie schon zu Lebzeiten, und erst recht nach seinem Tode. Aber das waren Mißverständnisse, auf die er keinen Wert legte. Alle Äußerungen seines Selbstgefühls beziehen sich auf die Distanz, die ihn von seinem Jahrhundert trennt: er hat keine „Vorläufer“. Menschliche Größe bleibt menschliche Größe, ganz gleich in welchem Jahrhundert sie erscheint. Aber es gibt auch noch eine geschichtliche Größe, ein historisches Charisma. Nietzsche ist der erste Mensch, der das ganz verstanden, der mit vollem Bewußtsein an einer bestimmten Stelle der Zeit ausgeharrt hat.

Seine geschichtliche Aufgabe verlangte von Nietzsche, ihr alle seine menschlichen Sympathien zu opfern. Das größte Opfer forderte sie, als sie ihn von Wagner zu ge-

hen hieß. Nietzsche hat das Menschliche und das Schicksalhaft-geschichtliche wohl zu trennen gewußt. Er ist niemals gemein geworden: er schrieb den „Antichrist“, aber er trieb nicht Gottlosen-Propaganda; er verfaßte den „Fall Wagner“, aber er verleugnete niemals die Tage von Tribschen. Auf die sachlich geforderte Schärfe des „Pamphlets“ folgen die Sätze des „Ecce homo“ über Wagner. Die Größe Wagners ist von Nietzsche nie verkannt worden; aber er selber wäre klein gewesen, hätte er nicht dem erkannten weltgeschichtlichen Gegensatz auch diese Freundschaft zu opfern vermocht. In welchem Zeitalter leben wir, daß die Tragödie zwischen diesen beiden Männern noch immer bloß psychologisch gedeutet werden darf? Zwischen Wagner und Nietzsche liegen Jahrhunderte — das ist der Grund ihrer „Feindschaft“. „Gewiß, es sind die schönsten Tage meines Lebens, die ich mit ihm in Tribschen und durch ihn in Bayreuth (1872, nicht 1876) verlebt habe. Aber die allmächtige Gewalt unsrer Aufgaben trieb uns auseinander und jetzt können wir nicht mehr zueinander...“ (An die Schwester 3. Febr. 1882.) Die Aufgabe, und immer wieder die Aufgabe! Der erlösungsbedürftige Wagner der Spätzeit, der das Bühnenweihfestspiel des „Parsifal“ dichtet, ist der Gegner, dem Nietzsche sich mit Schicksalsvollmacht entgegenstellt. Wie hat er den Freund noch im „Menschlichen, Allzumenschlichen“ beschworen! Man lese den folgenden Anruf, und sage, ob er Schicksalsbewußtsein atmet? „Sicherlich aber ist Leichtsinns oder Schwermuts jeden Grades besser als eine romantische Rückkehr und Fahnenflucht, eine Annäherung an das Christentum in irgendeiner Form: denn mit ihm kann man sich, nach dem gegenwärtigen Stande der Erkenntnis, schlechterdings nicht mehr einlassen, ohne sein intellektuales Gewissen heillos zu beschmutzen oder vor sich und andern preiszugeben. Jene Schmerzen mögen peinlich genug sein: aber man kann ohne Schmerzen nicht zu einem Führer und Erzieher der Menschheit werden; und wehe dem, welcher dies versuchen möchte und jenes reine Gewissen nicht mehr hätte!“ (Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 109.)

Im Januar des Jahres 1887 vernimmt Nietzsche zum ersten Male den Orchesterklang der ihm aus dem Klavierauszug wohlbekannten Parsifalmusik (Vorspiel). Darüber schreibt er an die Schwester: „Ich kann nur mit Erschütterung daran denken, so erhoben, so ergriffen fühlte ich mich. Wie als ob seit vielen Jahren endlich einmal jemand zu mir über die Probleme redete, die mich bekümmern, nicht natürlich mit den Antworten, die ich etwa dafür bereit halte, sondern mit der christlichen – welche zuletzt die Antwort stärkerer Seelen gewesen ist, als unsere letzten beiden Jahrhunderte hervorgebracht haben.“ (22. Februar 1887.)

Diese Stelle ist für mich immer eine der ergreifendsten des Briefwechsels gewesen. Ein Jahr vor dem „Fall Wagner“ spricht Nietzsche mit dieser herrlichen „Freiheit vom Parsifal, wegen dessen er mit Wagner gebrochen hat! Nirgends kann man tiefer in die Kluft zwischen menschlicher und geschichtlicher „Wirklichkeit“ blicken. Nietzsche versteht den alten Wagner so gut wie den früheren, er liebt ihn nicht weniger, aber die allmächtige Gewalt seiner Aufgabe hält ihn fern. Welcher Gehorsam, welche Reinheit des Schicksalsgefühls! Und nun dieser Silberblick: Rührung und Bewunderung ergreifen den einsamen Kämpfer beim Anblick des Gegners. „Wie als ob seit vielen Jahren endlich einmal jemand zu mir redete...“ Für einen Augenblick ist der Einsame nicht mehr einsam. Indem er die letzte, konsequenteste Formel dessen vernimmt, was er nicht ist (obwohl er eine gefährliche Verwandtschaft damit nicht verleugnet), indem er Auge in Auge mit dem Gegner steht, fühlt er sich als ein Wirklicher – während er sich sonst selbst in den Augen der Freunde nur als Gespenst gespiegelt findet ... So objektiv kann nur ein ganz großer und reiner – und nur ein ganz klarer Geist empfinden!

Ein Geist, der mit der Gabe weltgeschichtlicher Fernsicht geschlagen ist, in das Deutschland Wagners und Bismarcks geworfen – was mußte in menschlicher Hinsicht daraus folgen? Die Tragödie der Freundschaften Nietzsches.

Rohde und Overbeck waren nicht nur gegensätzliche Naturen, sie standen auch politisch weit voneinander. Rohde war ein Verehrer Bismarcks geworden, Overbeck beurteilte das „Reich“ sehr kühl. Aber Nietzsche stehen sie gleich verständnislos gegenüber. Dabei bleibt Overbeck gerechter; aber doch nur, weil ihn niemals wie Rohde eine innige Jünglingsfreundschaft mit Nietzsche verbunden hat.

Am 16. Juni 1878 schreibt Rohde an Nietzsche über „Menschliches, Allzumenschliches“ (vgl. unten S. 220 f.): Er spricht an der menschlichen wie an der philosophischen Position des Freundes gänzlich vorbei, er deckt seine professorale Schwäche mit herausfordernder Offenheit auf — und was antwortet Nietzsche? Er lobt den Freund. „So ist's recht und schön, liebster Freund: wir zusammen stehen doch noch nicht auf einem tönernen Gestell, das ein Buch gleich umwerfen möchte.“

Sechs Jahre später. Nietzsche hat Overbeck am 10. April den dritten Teil des „Zarathustra“ übersandt mit den Begleitworten: „Hurrah, alter lieber Freund Overbeck, hier ist das erste Exemplar des letzten Zarathustra — das gehört billigerweise Dir — es steht ein Gedanke drin, ein ganz ungeheurer Gedanke, um dessentwillen ich noch recht lange leben muß. Aber was liegt an mir! Die Hauptsache ist — nun, Du wirst es Dir selber sagen!“ Die Antwort aus Basel ist nicht erhalten. Der replizierende Brief Nietzsches aber beginnt mit den Worten: „Mein lieber Freund Overbeck, im Grunde ist es doch sehr schön, daß wir uns durch die letzten Jahre nicht fremd geworden sind, und sogar, wie es scheint, durch den Zarathustra nicht.“ (2. Mai 1884.)

Nicht einmal durch den Zarathustra ist unsere „Freundschaft“ zu zerstören — kann man überlegener, feiner, rücksichtsvoller antworten? Wie muß es Nietzsche zu Mute gewesen sein, wenn ihm dabei dunkel zum Bewußtsein kam, daß er vor sechs Jahren fast das gleiche an Rohde geschrieben hatte?

Die Freunde begreifen nicht; man muß es ihnen also sagen. Deshalb fährt Nietzsche fort: „Inzwischen will ich

meine mir eroberte Situation gut nutzen und ausnutzen: ich bin jetzt, mit großer Wahrscheinlichkeit der unabhängigste Mann in Europa. Meine Ziele und Aufgaben sind umfänglicher als die irgendeines andern – und das, was ich große Politik nenne, gibt zum mindesten einen guten Standort und Vogelschaublick ab für die gegenwärtigen Dinge.“ Das ist maßvoll ausgedrückt für jemand, der den „Willen zur Macht“ schon konzipiert hat. Für einen Philister ist es freilich nur Größenwahn – aber der weiß auch vom Willen zur Macht nichts.

Unter den Briefen des letzten Schaffensjahres nimmt der an Overbeck vom 3. Februar 1888 einen besonderen Platz ein. Mit einer unheimlichen Bestimmtheit gibt Nietzsche darin den Anfangspunkt des Leidensweges an, der vor ihm liegt. Es gab Tage und Nächte, heißt es da, wo ich nicht mehr wußte, wie leben, und wo mich eine schwarze Verzweiflung ergriff, wie ich sie bisher noch nie erlebt habe. Mein Zustand ist unhaltbar und schmerzhaft bis zur Tortur. Meine letzte Schrift („Genealogie der Moral“) verrät etwas davon: „in einem Zustande eines bis zum Springen gespannten Bogens tut einem jeder Affekt wohl, gesetzt, daß er gewaltsam ist.“ Der extreme Affekt als Heilmittel – kann man es deutlicher sagen? Die Frage ist: als Heilmittel wovon?

Zahlreiche Äußerungen des letzten Jahres klingen in der Tat „größenwahnsinnig“. Ein Beispiel: Nietzsche empfiehlt Gasts Oper an Hans von Bülow, der damals das Hamburger Theater leitet. Er erhält keine Antwort. Darauf schreibt er an Bülow einen (nicht erhaltenen) Brief, in welchem er ihm zu verstehen gibt, daß ihm „der erste Geist des Zeitalters einen Wunsch ausgedrückt habe“; und er fügt seinem Bericht an Gast hinzu: ich erlaube mir jetzt dergleichen. (Nach einem Briefe Nietzsches an Gast vom 14. Oktober 1888.) Kein Zweifel: Nietzsche betrachtet sich als einen regierenden Fürsten, dessen Wünsche Befehle sind. Mit derselben „Überheblichkeit“, wie die Philister sagen, schildert er im „Ecce homo“ die äußeren Umstände, unter denen er die Arbeit an der Umwertung

beginnt. Der Kontakt mit der Wirklichkeit beginnt sich zu lockern. Die ganze Existenz Nietzsches ist zerklüftet: das schwermütigste Jahr seines Lebens wird angefüllt von Schriften, die den Ton jener „afrikanischen“ Heiterkeit an sich tragen, die für die „Musik des Südens“ bezeichnend ist. Und dann wird die letzte Einsamkeit erreicht — der Nachen stößt vom Lande. — Die entscheidende Frage lautet: ist diese Einsamkeit ein nur subjektives, ein pathologisches Phänomen, oder ist sie eine geschichtliche Wirklichkeit? Gehört der Nietzsche des Jahres 1888 in die psychiatrische Klinik oder in die Geschichte Europas?

## II

Solange das notwendige Werk über Luther und Nietzsche noch nicht geschrieben ist, kann über den Sinn der Existenz Nietzsches für uns kaum in Andeutungen gesprochen werden. Der vorliegende Band läßt inzwischen vielleicht manchen Nietzsche wenigstens als einen Mann des Schicksals erkennen. Die Verknüpfung des Persönlichen mit dem Allgemeinen in diesem Leben wird aus dem Briefwechsel erschütternd deutlich. Nietzsche war durchdrungen von dem Bewußtsein, ein Ereignis zu sein, eine Stelle in der Geschichte der Jahrtausende zu haben. Es gibt in einem solchen Falle keine „Übertreibung“: er war entweder wirklich ein Narr, oder er bedeutet wirklich die Krisis Europas — ein Drittes ist nicht möglich.

So innig ist der Zusammenhang zwischen Leben und Werk bei Nietzsche, daß bezweifelt werden könnte, ob man die Briefe als einen Kommentar der Werke, oder vielmehr die Werke als einen Kommentar der Briefe anzusehen habe. Das rührt daher, daß Nietzsche niemals etwas anderes geschrieben hat als seinen eigenen Namen. Zuerst schreibt er ihn zierlich und flüssig bei aller Eigenwilligkeit, dann prachtvoll geformt, durchleuchtet und plastisch (und dazwischen müde), und schließlich verhüllt er ihn unter geheimnisvollen Chiffren.

Ein Mensch, der niemals von etwas anderem redet als von sich, ist entweder ein Monomane oder ein Mann des Schicksals; er ist entweder groß, oder Größenwahnsinnig — das ist die einzige Fragestellung, die Nietzsches würdig ist.

Überall da, wo der Einzelne sich im Zusammenhang eines Schicksals weiß, taucht das persönliche Symbol auf. Nietzsches Leben ist voll von „Zufällen“, die von ihm symbolisch gedeutet werden. Für das Verständnis seiner Briefe ist dieses gleichsam astrologische Moment von hoher Bedeutung.

Im *Ecce homo* sagt Nietzsche einmal gelegentlich der Entdeckung Stendhals von seinem Leben: „Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, niemals eine Empfehlung ihm zugetrieben.“ Wir nennen ein Ereignis „zufällig“, das keine notwendige, d. h. kausale, nachrechenbare, durchschaubare Beziehung zu unserer Person hat; hat ein solches „zufälliges“ Ereignis gleichwohl für uns Bedeutung, dann erscheint uns der Zufall als Schicksal. Nietzsches Weltanschauung ist fatalistisch, nicht kausalistisch; auch im Willen zur Macht wird der Kausalismus bekämpft. Wenn Nietzsche in dem Briefe an Brandes vom 20. November 1888 vom „Sinn im Zufall“ spricht, so definiert er das Schicksal, und zugleich das, was die eigentliche Tendenz seiner Philosophie ausmacht, die ja nichts anderes ist als die Entdeckung des „Sinns im Zufall“ oder der Ausdruck des *amor fati*.

Im Jahre 1882 steigert sich seine „fatalistische ,Gottergebenheit“ zu einem gewaltigen Pathos der Erwartung, das alle Schritte bis ins einzelne bestimmt. (Vgl. unten S. 265f.) Auch nachdem alle Zeichen sich als trügerisch erwiesen haben, erhält sich der Glaube. „Schließlich kommt alles zur rechten Zeit.“ (An Gast 5. März 1884.) Manchmal spielt Nietzsche bewußt mit Vorstellungen symbolischer Art. So wenn er nach Corte auf Korsika gehen will, um sich auf den Willen zur Macht vorzubereiten: Corte ist nach seiner Rechnung die Stadt der Empfängnis Napoleons. (An Gast 16. August 1886.) In vielen Fäl-

len aber ist der bedeutungsvolle Zufall wirklich da. Das Leipziger Omen in bezug auf Goethe (vgl. unten S. 11) korrespondiert merkwürdig mit der Tatsache, daß der Leib Nietzsches am 28. August, dem Geburtstage Goethes, der Erde übergeben wurde. Was Wagner anlangt, den schicksalhaftesten Menschen in Nietzsches Leben, so häufen sich hier die Begegnungen: bei Nietzsches erster Ankunft in Tribsehen erklingt ein vielsagender Akkord (vgl. unten S. 58), „Menschliches, Allzumenschliches“ und die Parsifal-Dichtung „kreuzen“ sich\*, der erste Teil des „Zarathustra“ wird genau in der „heiligen Stunde“ fertig, da Wagner in Venedig stirbt.

„Amor fati“ – diese Lieblingsformel Nietzsches für sein eigenes Leben bedeutet, zu sich selber als Symbol ja zu sagen. Das kann nur einer, der sich selber als Symbol begriffen hat. Nietzsches Leben wird daher notwendig zu einem ungeheuren Prozeß der Selbsterkenntnis. Sich selber als das entscheidende Symbol der neueren Geschichte zu begreifen – das war die Aufgabe. Dieser „subjektivste“ aller Menschen lebt unter dem strengsten aller Imperative. Nicht ein „titanischer“, erlebnishungriger Ästhet, sondern ein Knecht des Schicksals hat die Umwertung aller Werte konzipiert. Das Subjekt als Ausdruck eines Objektiven, der Einzelne als Ausdruck des Allgemeinen: das bedeutet, vom Subjekt her gesehen, amor fati. Völlig deutlich wird das alles Nietzsche im Jahre 1881: „Ich selber als Ganzes komme mir so oft wie der Krikelkrakel vor, den eine unbekannte Macht übers Papier zieht, um eine neue Feder zu probieren.“ (An Gast, Ende August 1881.)

Den Kern alles menschlichen Schicksalsgefühls bildet das Selbstgefühl. Es ist leichter zu sehen, daß Nietzsche Selbstgefühl besaß, als daß dieses Selbstgefühl die Kehrseite seines Schicksalsgefühls war. Man darf nicht vergessen, daß die horribelsten Äußerungen seines Selbstge-

\* Das Parsifal-Exemplar kam an, als Nietzsche noch mit der Redaktion seines antichristlichen Buches beschäftigt war. Dieses Zusammentreffen bleibt symbolisch, auch wenn sich nicht gerade die beiden Drucksachen „gekreuzt“ haben.

fühls dann fallen, wenn er jemand reizen will, vor allem also den Freunden gegenüber, die nicht ahnen, mit wem sie es zu tun haben. Das ganze *Ecce homo* kann als eine einzige Invektive gegen die Freunde gelesen werden. Man überlege, was es heißt, wenn Nietzsche angesichts von Rohde und Overbeck schreibt: „Rechne ich meinen Verkehr mit einigen Künstlern, vor allem mit Richard Wagner ab, so habe ich keine gute Stunde mit Deutschen verlebt...“ Er findet gerade im „Wohlwollen“ seiner Freunde den schlimmsten Zynismus, er wirft ihnen vor, daß sie seine Schriften nicht studieren. „Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehen als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmaßung? ...“

Ähnlich ist der Ton schon in dem Briefe vom 12. November 1887 an Overbeck, wo Nietzsche im Tonfall äußerster Herausforderung von seiner Komposition, dem Hymnus auf das Leben, sagt: er solle einmal zu seinem Gedächtnis gesungen werden, „sagen wir, etwa heute über hundert Jahre, wenn man begriffen haben wird, worum es sich bei mir gehandelt hat“. Solche Dinge nahm Overbeck anscheinend mit völliger Ruhe hin – vielleicht weil in dem nämlichen Briefe einleitend von der Verehrung und Dankbarkeit für seine unwandelbare Treue die Rede ist. Wer einen Brief wie diesen richtig liest, und es gibt noch viele andere derart, der vernimmt gleichsam zwei Stimmen, die sich widersprechen. Es wird hier eine Doppeldeutigkeit spürbar, die nichts Zufälliges ist, sondern zum Wesen des Briefschreibers Nietzsche gehört. Hält er es doch sogar einmal für notwendig, sich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, daß er ein versteckter, hinterhältiger oder mißtrauischer Mensch sei. Wäre er es, so schließt er, so würde er nicht so viel leiden. (An die Schwester, 20. Mai 1885.) „Man hat es nicht in der Hand, sich mitzuteilen, wenn man auch noch so mitteilungslustig ist, sondern man muß den finden, gegen den es Mitteilung geben kann.“ Das Problem der Einsamkeit, der Verstecktheit, des „Komödienspielens“ ist ein Problem der Mitteil-

barkeit des Eigentlichen. Man könnte es sich psychologisierend leicht machen, indem man von einer „Anlage“ zur Einsamkeit und zum Komödienspielen redete. Damit wäre gerade das Problem fortgeschafft, das erst dann sichtbar wird, wenn man nach dem Sinn der Einsamkeit fragt. Ist Nietzsche bloß ein Verkannter, — oder hat sein Los, sich nicht „mitteilen“ zu können, geschichtliche Bedeutung? Ist seine Einsamkeit die Folge einer Naturanlage — oder ist sie Ausdruck seiner Stellung zwischen den Jahrhunderten? Nur von einer Entscheidung über den gegenwärtigen Augenblick aus kann diese Frage beantwortet werden; ohne eine solche Entscheidung von Nietzsche zu reden ist nicht möglich — es sei denn, man schaffe ihn in die Abteilung für Seelendramen oder in die Klinik.

Die Frage kann auch so gestellt werden: ist der Gegner, mit dem Nietzsche ringt, das namenlose Chaos, das den umgibt, der als Mensch Gott sein möchte, — oder trägt sein Gegner einen geschichtlichen Namen? Hat Nietzsche wirklich Dionysos sein wollen und ist er in religiösem Wahnsinn gestorben — in diesem Falle hieße ihn ernst nehmen, ihn als Gott verehren, oder ist er eine weltgeschichtliche Gestalt, die durch eine Vereinigung bestimmter Umstände und Ereignisse in der Nacht des Wahnsinns endete? In keinem Falle genügt die Erklärung: Nietzsche ist wahnsinnig gewesen. War er wahnsinnig, so war er nicht „Nietzsche“ — im Januar 1889 ist er nicht mehr Nietzsche. Nur als Mensch kann er eine geschichtliche Gestalt sein, nur als Mensch kann er einen Namen tragen, der zugleich ein Begriff ist — nicht aber als Wahnsinniger. Ist er „Nietzsche“, dann lebt er auch geschichtlich bis zum Augenblick des Zusammenbruchs. Die übliche Betrachtung geht den Mittelweg: sie spricht von „Nietzsche“ und zugleich von einem Wahnsinnigen, wobei sich dann das unlösbare Problem erhebt, wann denn der Wahnsinn eigentlich „begonnen“ habe. Das ist ein Scheinproblem. Der Mann, von dem wir reden, ist ein Wahnsinniger von Anbeginn — oder er ist „Nietzsche“, der in den ersten Januartagen 1889

„stirbt“. Ist er ein Wahnsinniger, dann ist es sinnlos von „Nietzsche“ zu reden; man kann es höchstens mit Rücksicht auf die tun, die er verführt hat. Ist er dagegen „Nietzsche“, dann hat man sich auch mit seinem Werk auseinanderzusetzen. Es geht jedoch nicht an, das Werk mit einem Hinweis auf den Größenwahn des Verfassers „teilweise“ zu diskreditieren.

Wir kommen also zu dem Schluß: Nietzsches „Einsamkeit“ ist entweder ein pathologisches Phänomen — oder sie ist eine zum mindesten Beachtung fordernde Tatsache der neueren Geschichte. Der vorliegende Band enthält die wichtigsten Zeugnisse dieser Einsamkeit, gleichsam die Akten derselben. Der Prozeß zwischen Nietzsche und dem 20. Jahrhundert, in welchem diese Akten eine Rolle spielen werden, wird zwischen historischen Mächten geführt, er kann nicht vom Arzt entschieden werden. Das medizinische Urteil kann sich niemals in ein geschichtliches verwandeln; es kann nur an die Stelle des geschichtlichen Urteils treten. Umgekehrt kann der Arzt das Urteil des geschichtlichen Betrachters wohl für seine eigene Person, als einer geschichtlichen, verneinen; er kann es jedoch weder „widerlegen“ noch „begründen“.

Es gibt kein moralisches Urteil über eine solche Einsamkeit, es gibt auch keine psychologischen „Erklärungen“. Man hat nur die Wahl zwischen einer psychiatrischen Feststellung und einer geschichtlichen. Wenn aber heute eine geschichtliche Feststellung über die Einsamkeit Nietzsches möglich ist, so ist das wiederum eine geschichtliche Tatsache. Ohne einen bestimmten geschichtlichen Standort bleibt die geschichtliche Einsamkeit Nietzsches unsichtbar.

### III

In dem schon angezogenen Brief an die Schwester vom Jahre 1885 sagt Nietzsche, es sei sein Glaubenssatz, daß ein Mensch nur unter Gleichgesinnten, Gleichgewillten gedeihen kann. Er habe von Kindesbeinen an niemanden gefunden, mit dem er dieselbe Not auf Herzen und Gewis-

sen hätte\*. Fast alle seine menschlichen Beziehungen seien aus den „Anfällen des Vereinsamungsgefühles“ entstanden. Die Unmittelbarkeit, heißt es in dem Briefe vom 8. Juli 1886, ist die furchtbarste aller Vereinsamungen. „Inter pares! Ein Wort, das trunken macht.“ Seine Krankheit ist die Sehnsucht nach Menschen, die ihm gleich sind. „Verschaff mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören und verstehen wollen – und ich bin gesund!“

Es kommt hier alles darauf an, richtig zu lesen. Einen kleinen Kreis von Menschen, die ihn hören und verstehen wollten, hätte Nietzsche jederzeit haben können. Man braucht nur einen Blick in das Personenregister dieses Bandes zu tun, um zu erkennen, von wievielen gebildeten Menschen er umgeben war. Was fehlt, sind solche, die mit ihm die gleiche Not empfinden, und mithin von seiner Aufgabe einen Begriff haben. „An Menschen fehlt mir's nirgends, heißt es in dem Briefe vom 12. Oktober 1886 an Overbeck, aber an solchen, mit denen ich meine Sorgen, meine Sorgen gemein habe!“ Das Verlangen nach Freunden ist nicht eine Marotte oder eine Anmaßung, sondern es ist objektiv begründet. Der Denker, dem die Augen über den Nihilismus der europäischen Moral aufgegangen sind, verlangt nach Menschen, die dieses Ereignis begreifen. Man hält ihn wohlwollend für einen Halbnarren, es ist selbstverständlich, daß er diese Meinung errät. „Wer mir jetzt noch gewogen ist, macht sich privatim ein wenig über mich lustig...“ schreibt er im Oktober 1886 an die Mutter. Aber nicht er ist irr, sondern seine Umgebung ist es – wie furchtbar muß es sein, unter ahnungslos Schlafenden allein die Augen offen zu haben!

Im Sommer 1885 kann Nietzsche noch an Overbeck schreiben: „Mitunter sehne ich mich darnach, mit Dir und

\* Es ist klärend, hier an eine Stelle des Ecce homo zu erinnern: „Wir, die wir in der Sumpfluft der fünfziger Jahre Kinder gewesen sind, sind mit Notwendigkeit Pessimisten für den Begriff ‚deutsch‘; wir können gar nichts andres sein als Revolutionäre, — wir werden keinen Zustand der Dinge zugeben, wo der Mukker obenauf ist.“

und Jacob Burckhardt eine heimliche Konferenz zu haben, mehr um zu fragen, wie Ihr um diese Not herkommt, als um Euch Neuigkeiten zu erzählen.“ Im Grunde weiß er längst, daß schon der bloße Wunsch darnach eine Absurdität ist. Das Jahr 1885 ist dasjenige, in dem ihm seine absolute Einsamkeit zum Bewußtsein kommt. Eines der wichtigsten Dokumente dafür ist der Brief an die Schwester von Anfang März dieses Jahres. An einem Briefe wie diesem hat sich die Nietzsche-Philologie zu bewähren\*. Oberster Grundsatz: Nietzsche schreibt niemals ins Blaue hinein, er gibt nicht einfach seiner Stimmung Ausdruck, sondern er antwortet. Immer hat er den im Auge, an den er schreibt, eine bestimmte Äußerung oder Meinung. In diesem Falle fühlt er sich dadurch herausgefordert, daß die Schwester die Jugendarbeiten Heinrich von Steins zu seinen Werken in Beziehung gesetzt hatte. (Die „Heiratsprojekte“ der Mutter kamen noch hinzu.) So wenig man der Schwester daraus einen Vorwurf machen kann, so selbstverständlich ist es, daß Nietzsche objektiv im Recht war, wenn er in einer solchen Gleichsetzung ein Anzeichen der allgemeinen Ahnungslosigkeit erblickte, mit der man ihm gegenüberstand. Er befindet sich auf der Höhe seiner gedanklichen Kraft, er hat ein philosophisches System konzipiert und zum Teil ausgeführt — wer will ihm das Recht abstreiten, in einem solchen Augenblick selbstbewußt zu reden? Wie er es tut, ist Nietzscheisch: er übertreibt maßlos in der ersten Wut, Stimmungsmensch, der

\* Auf eine Nietzsche-Interpretation, wie sie bei Josef Hofmiller vorkommen kann, sei im Vorübergehen aufmerksam gemacht. (Südd. Monatshefte, Nov. 1931.) Ein Zeugnis für Nietzsches frühen Größenwahn ist nach Hofmiller der Brief an Mutter und Schwester vom 24. Januar 1872, in welchem der Satz vorkommt: „Aber um Eins bitte ich — sprecht mir in Euren Briefe von meinem Buche mindestens mit dem gleichen Respekt, mit dem Ihr etwa von der fürstlichen Person selbst redet.“ Dieser Brief ist in gehobener, ja übermütiger Stimmung hingeworfen, und der Schluß hat den Zweck, die Mutter davon abzuhalten, allzu devot an eine fürstliche Person (die Großfürstin Constantin) zu schreiben.

er ist — und dennoch sagt er nichts Falsches. — „Ich bin viel zu stolz um je zu glauben, daß ein Mensch mich lieben könne. Dies würde nämlich voraussetzen, daß er wisse, wer ich bin.“ Um seinen Rang zu bestimmen, nennt er Wagner, Schopenhauer und den Stifter des Christentums. Die Zusammenstellung ist sinnlos, und nur mit Rücksicht auf die Adressatin, die in der Wagner- und Schopenhauer- verehrung aufgewachsen war, verständlich. Es gehört etwas dazu, Nietzsche zuzutrauen, er würde auch außerhalb der geschilderten Situation Wagner, Schopenhauer und Christus zusammen genannt haben...

Inmitten der heftigsten Auslassungen steht das Wort, das alles sagt: „Was mich beschäftigt, bekrümmert, erhebt, dafür habe ich nie einen Mitwiser und Freund gehabt: es ist schade, daß es keinen Gott gibt, damit es doch Einer wüßte.“ (An die Schwester, Anfang März 1885.)

Damit ist der Gesichtspunkt für Nietzsches Einsamkeit ausgesprochen: er ist so allein wie es nur ein Glaubender mit seinem Gotte sein kann — aber er hat keinen Gott. Also ist er tausendmal mehr allein. Sein Stolz besteht darin, sich über seine absolute Einsamkeit nicht hinweg zu täuschen, und in diesem Stolze besteht seine Legitimation, sich, und sich allein, als den Wendepunkt der abendländischen Geschichte aufzufassen. Daraus folgt, nebenbei bemerkt, in welch groteskem Irrtum sich diejenigen befinden, die sich auf Nietzsche berufen, ohne die „Ängste der Vereinsamung“ (Juli 1887) jemals erfahren zu haben, die Propheten einer „neuen“ Religion und Sittlichkeit, die sich mit irgendeinem Gott-Ersatz so gut zu trösten wissen. Sie kennen den Trotz dessen nicht, der wie ein Mensch der nordischen Saga immer am Rande des Todes hinlebt, ohne sich zu beugen, der die furchtbarste Einsamkeit erträgt, obwohl es ihn nur einen kleinen Verrat an seiner Größe kosten würde, und er wäre sie los.

Und dabei ist er auf Freunde angewiesen und „taugt schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung“. (21. Mai 1887.) Aus diesem Grundverhältnis entspringt die Entgegensetzung, die den Schlüssel zu seinem innersten We-

sen enthält: „Ein tiefer Mensch braucht Freunde: es wäre denn, daß er seinen Gott noch hat. — Und ich habe weder Gott noch Freunde!“ (An die Schwester 8. Juli 1886.)

Weder Gott noch Freunde — das ist die letzte Formel für seine Einsamkeit. Das erstere war notwendig, das zweite schien ihm zuerst Zufall. Daß er ohne Gott leben werde, wußte er von Jugend auf; daß er einmal ohne Freunde werde sein müssen, war bittere Erfahrung, die anzunehmen er sich lange weigerte. — Das zweite war aber vom ersten nicht zu trennen; die absolute Unmittelbarkeit gehörte nicht nur zu den verschärfenden Bedingungen seiner Aufgabe, sondern war ein notwendiges Stück der Aufgabe selbst.

Diejenigen Stellen, die den Anschein von „Größenwahn“ erwecken, tragen alle den nämlichen Charakter: sie wollen Menschen, die nicht darauf vorbereitet sind, eine Mitteilung machen, die sie nicht vernehmen können. Es sind also Augenblicke der Schwäche, des Nachlassens, in denen Nietzsche den Partner zwingen will, anzuerkennen, was doch nur er selber wissen kann. Typisch dafür ist der letzte Brief an die Schwester: „Du hast nicht den entferntesten Begriff davon, nächstverwandt mit dem Menschen und Schicksal zu sein, in dem sich die Frage von Jahrtausenden entschieden hat, — ich habe, ganz wörtlich geredet, die Zukunft der Menschheit in der Hand.“

Nur auf protestantischem Boden konnte die Einsamkeit Nietzsches wachsen. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist das Dogma von der Einsamkeit der Seele unter der Voraussetzung eines persönlichen Gottes. Aber eine absolute Einsamkeit gibt es unter der Voraussetzung eines persönlichen Gottes nicht. Absolut einsam ist der Mensch unter dem Schicksal. Der Fromme ist allein mit Gott, Nietzsche steht allein unter dem Schicksal. Die Freundschaft, die Kameradschaft ist das einzige, was selbst vor dem Tode ein Stück weit noch besteht: daß sie ihm genommen wurde, hat Nietzsche nicht ertragen.

Es gibt zwei charakteristische Stellen, an denen sich der Name Dantes auf Nietzsches Lippen drängt. In dem Briefe vom 2. Juli 1885 an Overbeck werden Dante und Spinoza erwähnt als solche, die sich besser auf das Los der Einsamkeit verstanden haben. „Freilich, ihre Denkweise war, gegen die meine gehalten, eine solche, welche die Einsamkeit ertragen ließ; und zuletzt gab es für alle die, welche irgendwie einen ‚Gott‘ zur Gesellschaft hatten, noch gar nicht das, was ich als ‚Einsamkeit‘ kenne\*.“

Die Stelle wirft ein scharfes Licht auf die Sicherheit, mit der Nietzsche die geschichtliche Situation durchschaute. Er sieht sich als ein Ende und als einen Anfang zugleich. Nicht als Religionsstifter tritt er auf, sondern an einer bestimmten Stelle des protestantischen Deutschland verkündet er sein Wort von der Einsamkeit und vom Schicksal. Neben diesem herben Wort, das dem Kupferstich von Dürer entspricht, den Nietzsche so sehr geliebt hat („Ritter, Tod und Teufel“), erklingt nun freilich noch eine andere Melodie. Sie erklingt da am lautesten, wo Nietzsche von dem halcyonischen Glück, von der Höhe und Schönheit seines Zarathustra spricht. Wenn er in diese Tonart gerät, dann sagt er etwa, daß ein Goethe, ein Shakespeare nicht einen Augenblick in der ungeheuren Leidenschaft und Höhe seines Zarathustra zu atmen wissen würden, und er fügt hinzu, daß Dante, gegen Zarathustra gehalten, bloß ein Gläubiger ist und nicht einer, der die Wahrheit erst schafft. Der tiefe Gedanke, der in dieser Entgegensetzung liegt, sei hier beiseite gesetzt. Es handelt sich uns um den Unterschied der beiden Erwähnungen Dantes: das erste Mal führt Nietzsche den Na-

\* Die Fortsetzung lautet: „Mir besteht mein Leben jetzt in dem Wunsche, daß es mit allen Dingen anders stehen möge, als ich sie begreife; und daß mir jemand meine ‚Wahrheiten‘ unglauwürdig mache.“ — Man hat im Ernst gemeint, daß diese Worte eine Selbstpreisgabe Nietzsches bedeuten sollen. In Wahrheit sagen sie nichts als: was ich sehe, ist fürchtbar — möchte doch einer kommen, der mich vom Gegenteil überzeugt — aber es wird keiner kommen.

men Dante ein, um seine eigene geschichtliche Position zu bezeichnen; das zweite Mal taucht dieser Name nur auf, um Zarathustra zu erheben. Im ersten Falle wirft dieser große geschichtliche Name ein Licht auf den schweren und ernsten Kampf, den Nietzsche als Philosoph gegen den Nihilismus der europäischen Moral kämpft; im zweiten Fall ist der Name Dante neben anderen nur ein Mittel, um Zarathustra zu einem gottähnlichen Wesen zu machen. Wenn Nietzsche Zarathustra sagen läßt: „Ich schließe Kreise um mich und heilige Grenzen, immer weniger steigen mit mir auf immer höhere Berge; ich baue ein Gebirge aus immer heiligeren Bergen,“ so ist das wohl ein Ausdruck von Einsamkeit: niemand kann einen Dichter daran hindern, in seinem subjektiven Gefühl und Bewußtsein immer höher zu steigen, im Gefühl und Bewußtsein gibt es keinen Widerstand, es steigt sich mühelos im Äther der Einbildung. In diesem Äther bewegt sich der Zarathustra, soweit er halkyonische Dichtung ist. Die wirkliche Einsamkeit Nietzsches ist von ganz anderer Art: sie ist nicht gedichtet, sondern leibhaft dargestellt, nicht nur in rauschhaften Augenblicken erlebt (und dann dichterisch erfaßt), sondern gelebt.

Dieser Einsamkeit entspricht die Philosophie des Willens zur Macht, und von dieser Einsamkeit gibt der vorliegende Band Kunde.



I  
KNABE UND JÜNGLING  
1844–1869

—  
1844–1858

**Z**WISCHEN dem 18. August und dem 1. September 1858 schreibt der junge Nietzsche einen Rückblick auf sein bisheriges Leben, der mit folgenden Worten beginnt:

„Wenn man erwachsen ist, pflegt man sich gewöhnlich nur noch der hervorragendsten Punkte aus der frühesten Kindheit zu erinnern. Zwar bin ich noch nicht erwachsen, habe kaum die Jahre der Kindheit und Knabenzeit hinter mir und doch ist mir schon so vieles aus meinem Gedächtnis entschwunden und das wenige, was ich davon weiß, hat sich nur durch Tradition erhalten. Die Reihe der Jahre fliegen an meinem Blicke gleich einem verworrenen Traum vorüber: Deshalb ist es mir unmöglich, mich in den ersten zehn Jahren meines Lebens an Daten zu binden. Dennoch steht einiges hell und lebhaft vor meiner Seele und dieses will ich vereint mit Dunkel und Düstern zu einem Gemälde verbinden. Ist es doch immer lehrreich die allmähliche Bildung des Verstandes und Herzens und hiebei die allmächtige Leitung Gottes zu betrachten!“

Im Juli 1849 stirbt der Vater an den Folgen eines Unglücksfalls. Infolge dieses Ereignisses siedelt die Familie nach Naumburg über. Der Abschnitt, in dem der vierzehnjährige Nietzsche die Übersiedlung von seinem Geburtsort Röcken nach Naumburg (Frühjahr 1850) schildert, lautet:

„Noch kann ich mich des letzten Tages und der

letzten Nacht erinnern, wo wir dort verweilten. Am Abend spielte ich noch mit mehreren Kindern, gedenkend, daß es das letzte Mal sei. Die Abendglocke hallte mit wehmütigem Tone durch die Fluren, mattes Dunkel verbreitete sich über die Erde, am Himmel strahlte der Mond und die funkelnden Sterne. Ich konnte nicht lange schlafen; als es noch Nacht war, ging ich wieder in den Hof. Hier standen mehrere Wagen, die beladen wurden, der matte Schein der Laterne beleuchtete düster die Hofräume. Ich hielt es geradezu für unmöglich, an einem anderen Orte heimisch zu werden.“

Nach seinem eigenen Geständnis hat Nietzsche sich von Kind auf einsam gefühlt. Eine rätselhafte Notiz aus späterer Zeit sagt: „Mit 12 Jahren habe ich Gott in seinem Glanze gesehen.“

Seit dem Tode des Vaters liegt die Erziehung des Knaben in den Händen der Mutter, der Großmutter und zweier Tanten.

1858—1864

Im Oktober 1858 wird Nietzsche in die Landesschule Pforta aufgenommen. Das Schulleben innerhalb der Mauern des im Jahre 1543 säkularisierten Zisterzienserklosters ist streng geregelt. Man steht im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr auf und verbringt den Tag nach genauester Einteilung. Nur der wöchentliche „Studentag“ gewährt einige Freiheit. Der wissenschaftlichen Zucht, die ihm hier zuteil ward, hat sich Nietzsche dankbar erinnert; im übrigen schweigt er über die Internatsjahre, die er ohne das Licht der Freundschaft wohl kaum ertragen hätte. Noch ein Jahr nach der Entlassung fröstelt es ihn, wenn er der Morgenfrühe im protestantischen Internat gedenkt:

„Eben denke ich daran, daß heute die Pfortner wieder in ihre Mauern einziehen. O über die Armen, die mit kaltschauerlichen Empfindungen zum ersten Male

wieder in den neuangestrichenen, ungemütlichen Bet-saal hinuntersteigen“

Als Schüler ist Nietzsche still, zurückhaltend, ernst und in sich gekehrt. Eine Atmosphäre von Sicherheit und Anmut umgibt ihn und hält alles Derbe fern. In dem Rückblick, den er beim Abschied von Pforta verfassen muß, erwähnt er des „Übelstandes“, daß seine Entwicklung von keinem männlichen Auge beaufsichtigt worden sei. Außergewöhnlich früh zeigt sich seine formale Begabung, er komponiert und dichtet; auch in Haltung und Benehmen prägt sein Formensinn sich aus. Seine leidenschaftliche, stets bestimmte und bewegte Seele ist gezügelt durch früh geübte Willensstärke. Begeisterung und Kritik sind gleich stark in ihm. Bei aller Gesittetheit ist Nietzsche kein moralisch-intellektualistischer Primus. Man spricht über Mucius Scaevola, und einer der jüngeren Knaben zweifelt, daß es möglich sei, sich ruhig die Hand abbrennen zu lassen. Der kleine Nietzsche zündet ein Bündelchen Streichhölzer auf der flachen Hand an und streckt sie gerade aus, ohne zu zucken.

Eine leicht ironische, heiter-gutmütige Überlegenheit ruft die ersten Mißverständnisse hervor. Den Bericht über eine Inspektionswoche macht der Schüler in scherzhafter Form und erregt dadurch Anstoß: „Im Auditorium soundso brennen die Lampen so düster, daß die Schüler versucht sind ihr eignes Licht leuchten zu lassen.“ — „In der Obersekunda sind kürzlich die Bänke gestrichen und zeigen eine unerwünschte Anhänglichkeit an die sie Besitzenden.“

Mit den beiden Naumburger Freunden Wilhelm Pinder und Gustav Krug gründet Nietzsche 1860 einen kleinen Kameradschaftsbund, die literarische Vereinigung „Germania“. Nicht in der Stadt, sondern auf dem Wartturm der Ruine Schönburg wurde der Bund feierlich eingeweiht. In den Basler Vorträgen „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ wird der Vorgang erwähnt mit den charakteristischen Worten:

„So glaubten wir unsere Bildungstribe durch gegenseitiges Überwachen ebenso zu reizen als im Zaume

zu halten: und wirklich war auch der Erfolg derart, daß wir immer eine dankbare, ja feierliche Empfindung für jenen Moment und jenen Ort zurückbehalten mußten, die uns jenen Einfall eingegeben hatten.“

In der Gründung der Germania erscheint ebensosehr der zur Produktion anreizende Charakter des Protreptikers Nietzsche wie sein feines Gefühl für das Verpflichtende eines gemeinsamen Erlebnisses. Sein Leben lang hat er Freundsünde, die unter seiner Führung standen, zu stiften gesucht.

An die Mutter [mit dem Lichtbilde nach S. 96]

Weihnachten 1861

Wie ich steh' bei meinen Schulgenossen,  
daß ich's Dir nicht sag', hat Dich schon oft verdrossen.

Willst Du's wissen, schau' her:  
Also steh' ich, wie ein zott'ger Brummelbär.

Mit verschränkten Arm und Beinen  
brumm' ich etwas in den Bart, als hätt' ich einen.

An der Wand mit trotziger Gebärde  
steht mein Schatten und schaut nieder auf die Erde.

Gegenüber meinem Angesichte  
steht ein Mensch, wer's ist, das sag' ich nichte.

Daß ein Mensch es sei, kannst Du ergründen  
an dem Rocke und der weißen Halsbinden.

Dies besagte Menschenkind steht zweifelnd vor mir,  
fraget mich: „Was stehn Sie vor dem Kirchentor  
hier?“

Denken Sie, ich steh' zum Amusement  
in der Sonne in einem sonderbaren Herzensdrang?

Bloß damit Mama es sehe,  
wie ich bei meinen Schulgenossen stehe.

Dieses Bild von Schultz, dem Photographen,  
soll auf ihrem Weihnachtstische schlafen,  
wo es als Entschädigung für die Geschenke  
daliagt, die ihr nicht zu schenken ich gedenke.

An die Mutter

Pforta, April 1863

Liebe Mutter.

Wenn ich Dir heute schreibe, so ist es mir eins der unangenehmsten und traurigsten Geschäfte, die ich überhaupt getan habe. Ich habe mich nämlich sehr vergangen und weiß nicht, ob Du mir das verzeihen wirst und kannst. Mit schwerem Herzen und höchst unwillig über mich ergreife ich die Feder, besonders wenn ich unser gemütliches und durch keine Mißlaute getrübtcs Zusammenleben in den Osterferien mir vergegenwärtige. Ich bin also vorigen Sonntag betrunken gewesen und habe auch keine Entschuldigung weiter, als daß ich nicht weiß, was ich vertragen kann und den Nachmittag gerade etwas aufgeregt war. Wie ich zurückkam, bin ich vom Oberlehrer Kern dabei gefaßt worden, der mich dann Dienstag in die Synode zitieren ließ, wo ich zum Dritten meiner Ordnung herabgesetzt und mir eine Stunde des Sonntagspaziergangs entzogen wurde. Daß ich sehr niedergeschlagen und verstimmt bin, kannst Du Dir denken, und zwar mit am meisten, daß ich Dir solchen Kummer bereite durch eine so unwürdige Geschichte, wie sie mir noch nie in meinem Leben vorgekommen ist. Und dann wie tut es mir auch des Predigers Kletschke wegen leid, der mir erst solches unerwartetes Vertrauen erwiesen. Durch diesen einen Fall verderbe ich mir nun meine leidliche Stellung, die ich mir in vorigem Quartal erworben hatte, völ-

lig. Ich bin auch so ärgerlich über mich, so daß es mit meinen Arbeiten gar nicht vorwärts gehen will und kann mich noch gar nicht beruhigen. Schreib' mir doch recht bald und recht streng, denn ich verdiene es, und keiner weiß mehr als ich, wie sehr ich es verdiene.

Ich brauche Dir wohl nicht weiter zu versichern, wie sehr ich mich zusammennehmen werde, da es jetzt sehr darauf ankommen wird. Ich war auch wieder zu sicher geworden und bin jetzt, allerdings höchst unangenehm, aus dieser Sicherheit aufgeschreckt worden.

Heute werde ich zu Pred. Kletschke gehn und mit ihm reden. – Bitte, erzähle übrigens die ganze Sache nicht weiter, wenn sie sonst nicht schon bekannt sein sollte.

Schicke mir übrigens doch baldigst meinen Schal, ich leide jetzt immer noch an Heiserkeit und Brustschmerzen. Auch den betreffenden Kamm.

Nun lebe wohl und schreib mir ja recht bald und sei mir nicht zu böse, liebe Mutter.

Sehr betrübt

Fritz.

An Mutter und Schwester

Pforta, September 1863  
[am Tage nach dem Examen  
befeundeter Abiturienten]

Meine Lieben!

Nicht wahr, ein paar Zeilen von mir kommen Euch jetzt recht erwartet, da ich heute selbst doch nicht kommen konnte. Ob ich zwar gleich selbst nichts erlebt habe; hingegen dachte ich im Fluß voriger Woche einen Bogen voll der buntesten, niedlichsten Erlebnisse zu bekommen; aber die Woche ist vorüberge-

hinkt und hat mir nur einen Zettel gebracht, aus dem ich erfuhr, daß Ihr meiner noch gedächtet und daß meine Wäsche schmutzig sein müsse, was wirklich seltsamerweise auch wahr war.

Also heute einige Zeilen, damit Ihr erfahrt, daß ich noch lebe, Bücher um mich gewälzt habe und bis nächsten Sonnabend nicht daran denken kann, aus dieser Verschanzung herauszukommen. Dabei bin ich heiter, mitunter verstimmt, erlebe bald gute und lustige, bald verdrießliche Dinge, aber das Uhrwerk ist im Gang und schnurrt fort, ob eine Fliege sich auch darauf setzt oder eine Nachtigall dabei singt.

Allerdings der Herbst und seine gereifte Luft hat die Nachtigallen vertrieben, und die Fliegen haben sich dabei eine Erkältung zugezogen. Und ich liebe den Herbst sehr, ob ich ihn gleich mehr durch meine Erinnerung und durch meine Gedichte kenne.

Aber die Luft ist so kristallklar, und man sieht so scharf von Erde nach Himmel, die Welt liegt wie nackt vor den Augen.

Wenn ich minutenlang denken darf, was ich will, da suche ich Worte zu einer Melodie die ich habe, und eine Melodie zu Worten die ich habe, und beides zusammen, was ich habe, stimmt nicht, ob es gleich aus einer Seele kam. Aber das ist mein Los!

Nun gehen sie wieder ab, die Schwalben, die nach dem Süden zu die Segel richten, und wir singen wieder sentimental hinterdrein und schwenken die Seidel, und mancher wischt sich die Nase vor Rührung, denn der Postillon bläst: Schier dreißig Jahre bist du alt!

Das nennt man heutzutage einen Lebensabschnitt, und mancher Abiturient stellt sich jetzt das Leben wie einen Kuchen vor, von dem er das kleinere, etwas

verbrannte Stück vertilgt hat, und nun geht er mit Energie und würdiger Vorbereitung daran, das größere süßere Schnittchen zu beseitigen.

Und siehe, es bleibt ein schäbiger Rest, den nennt man Lebenserfahrung, und geniert sich, ihn den Hunden vorzuwerfen. Aus Pietät vielleicht. Denn er hat einem viel Zähne gekostet. —

Bis hierher die wahrheits- und dichtungsvolle Einleitung meines Briefes. Jetzt kommt die Hauptsache, bestehend in dem Tatbestand, daß ich Euer oft gedanke, zweitens daß ich weiße Taschentücher brauche, da ich vor lauter Schnupfen blühe, und drittens, daß ich folgende Noten brauche als Leibesnotdurft.

Schumann, Phantasien, 2 Hefte, „Abends“ usw.

Schumann, Kinderszenen, 1. Heft.

Volkman, Visegrad.

Lisbeth, bitte, besorge mir beides ja recht hübsch von Domrich und schicke es mir ja Dienstag heraus. Es ist für Fräulein Anna Redtel. Ich hab's versprochen. Bittel

Fritz,

der Euch Mittwoch in Almrich zu sehen hofft; es ist Abiturientenabgang. Lebt recht wohl!

In Pforta knüpft sich das Freundschaftsband mit Paul Deussen und Carl von Gersdorff. Der letztere erzählt von den Improvisationen des Freundes abends im Musikzimmer: Beethoven habe nicht ergreifender phantasieren können als Nietzsche, „namentlich, wenn ein Gewitter am Himmel stand“.

Am 7. September 1864 wird Nietzsche aus Pforta entlassen. Das Abgangszeugnis läßt sich in den Satz zusammenfassen: Seine ungenügenden Leistungen in der Mathematik konnten nur durch die vorzüglichen Leistungen im Deutschen und Lateinischen ausgeglichen werden.



**Das Pfarrhaus in Röcken bei Lützen: Friedrich Nietzsches Geburtshaus**



1864—1869

Auf Wunsch der Mutter inskribiert sich der Student in Bonn zunächst auch in der theologischen Fakultät; seine Studien bewegen sich jedoch von Anfang an ausschließlich innerhalb der philosophischen. Im zweiten Semester geht er zu dieser allein über. Deussen, der das Jahr in Bonn mit ihm verbringt, folgt diesem Beispiel erst anderthalb Jahre später. (S. die folgenden Briefe.) Beide schaffen sich das „Leben Jesu“ von D. F. Strauß an. „In unseren Gesprächen,“ erzählt Deussen, „konnte ich nicht umhin, meine Zustimmung auszudrücken. Nietzsche erwiderte: ‚Die Sache hat eine ernste Konsequenz; wenn Du Christus aufgibst, wirst Du auch Gott aufgeben müssen.‘“ — Nietzsche hört Sybel über Politik, Ritschl, O. Jahn, Schaarschmidt und A. Springer. Gleich zu Anfang des Semesters tritt er in die Burschenschaft „Frankonia“ ein. Sein Kneipname ist Glück, er ficht eine Partie und wird mit einer Tiefquart abgeführt.

Aus dieser Zeit berichtet Deussen:<sup>1</sup> „Nietzsche war eines Tages, im Februar 1865, allein nach Köln gefahren, hatte sich dort von einem Dienstmann zu den Sehenswürdigkeiten geleiten lassen und forderte diesen zuletzt auf, ihn in ein Restaurant zu führen. Der aber bringt ihn in ein übelberüchtigtes Haus. ‚Ich sah mich,‘ so erzählte mir Nietzsche am andern Tage, ‚plötzlich umgeben von einem halben Dutzend Erscheinungen in Flitter und Gaze, welche mich erwartungsvoll ansahen. Sprachlos stand ich eine Weile. Dann ging ich instinktmäßig auf ein Klavier als auf das einzige seelenhafte Wesen in der Gesellschaft los und schlug einige Akkorde an. Sie lösten meine Erstarrung, und ich gewann das Freie.“

Am Ende des Sommersemesters scheidet Nietzsche aus der „Frankonia“ aus. Von Leipzig aus, wohin er im dritten Semester seinem Lehrer Ritschl gefolgt war, schickt er das Band an die Verbindung zurück und wird daraufhin dimittiert.

<sup>1</sup> P. Deussen: Erinnerungen an F. Nietzsche, 1901, Brockhaus, S. 24.

An die Burschenschaft „Frankonia“, Bonn

Leipzig, am 20. Oktober 1865

An die B. B. „Frankonia“.

Ich habe dem Konvent der „Frankonia“ anzuzeigen, daß ich hiermit durch Einsendung meines Bandes meinen Austritt erkläre. Ich höre damit nicht auf, die Idee der Burschenschaft überhaupt hochzuschätzen. Nur das will ich offen eingestehen, daß mir ihre gegenwärtige Erscheinungsform wenig behagt. Dies mag zum Teil an mir liegen. Es ist mir schwer geworden, ein Jahr hindurch in der Frankonia auszuhalten. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, sie kennenzulernen. Jetzt halten mich keine engeren Bande mehr mit ihr zusammen, darum sage ich ihr Lebewohl.

Möge die Frankonia recht bald das Entwicklungsstadium überstehen, in dem sie sich jetzt befindet. Möge sie immer nur Mitglieder von tüchtiger Gesinnung und guter Sitte zählen.

Friedrich Nietzsche.

Mit jungen Männern vermochte Nietzsche nur dann zusammenzuleben, wenn er ihnen mit Entschiedenheit die geistige Richtung angab. Es war ihm nicht gelungen, sich in der Frankonia gegenüber den andern durchzusetzen, also blieb nur die Trennung. Der philologische Verein, den er in Leipzig gründet, und der ganz unter seinem Einfluß steht, befriedigt ihn ganz anders.

Zurückblickend auf das erste Universitätsjahr formuliert der Student mit erstaunlicher Sicherheit schon das, was das Thema seines ganzen Lebens sein soll. Ein Brief an den neu gewonnenen Freund Mushacke von Ende August schließt mit den Worten:

„Daß ich für das Verständnis meines Selbst viel gelernt habe, rechne ich als den größten Gewinn die-

ses Jahres. Und daß ich einen herzlich teilnehmenden Freund gewonnen habe, für keinen geringeren.“

Mit Freund Mushacke zieht Nietzsche am 17. Oktober 1865 in Leipzig ein.

„Am andern Tage meldete ich mich auf dem Universitätsgericht; es war gerade ein Tag, den die Universität durch eine Festschrift und durch Doktorernennungen feierte, der Tag, an dem vor hundert Jahren Goethe sich in das Album eingezeichnet hatte. Ich kann nicht sagen, wie erfrischend dieses zufällige Ereignis auf mich wirkte; sicherlich war es ein gutes Omen für meine Leipziger Jahre, und die Zukunft hat dafür gesorgt, daß es mit Recht ein gutes Omen heißen konnte.“

In der autobiographischen Niederschrift, aus welcher diese Schilderung genommen ist (Herbst 1867), tritt zum ersten Male auch Nietzsches Hang und Begabung zum Lehren deutlich ans Licht. Die „umschaffende Wirkung“ des Lehrers ist es, über die er nachdenkt. Ihr Geheimnis entdeckt er in der Methode.

„Im Grunde zog mich bei den meisten Kollegien der Stoff durchaus nicht an, sondern nur die Form, in der der akademische Lehrer seine Weisheit an den Mann brachte. Die Methode war's, für die ich lebhafteste Teilnahme hatte; sah ich doch, wie wenig auf Universitäten Stoffliches gelernt wird und wie trotzdem der Wert derartiger Studien allseitig aufs höchste geschätzt wird. Da wurde mir deutlich, daß das Vorbildliche der Methode, der Behandlungsart eines Textes usw. jener Punkt sei, von dem die umschaffende Wirkung ausgehe. Also beschränkte ich mich darauf zu beachten, wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt. Immer versetzte ich mich in die Stellung eines akademischen Lehrers und gab von diesem Standpunkte aus

meine Zustimmung oder mein Verdikt zu den Bemühungen bekannter Dozenten.“

Die Entdeckung des Hauptwerks von Schopenhauer ruft in dem Jüngling, der auf diese Philosophie vorbereitet ist wie keiner, alle Kräfte wach. Zunächst hört er nur den Ton der Entsagung heraus, bald jedoch zieht ihn das im Leben und Denken des Einsamen an, worüber er später seine schönste Betrachtung schreiben wird: das Heroische.

„Ich hing damals grade mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihilfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung. Mir ein eignes anpassendes Leben zu zimmern war mein Bestreben von früh bis Abend; dazu brach ich die letzte der Stützen ab, die mich an meine Bonner Vergangenheit fesselte; ich zerriß das Band zwischen mir und jener Verbindung. [...]

Nun vergegenwärtige man sich, wie in solchem Zustande die Lektüre von Schopenhauers Hauptwerk wirken mußte. Eines Tages fand ich nämlich im Antiquariat des alten Rohn dies Buch, nahm es als mir völlig fremd in die Hand und blätterte. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir zuflüsterte: ‚Nimm dir dies Buch mit nach Hause.‘ Es geschah jedenfalls wider meine sonstige Gewohnheit, Büchereinkäufe nicht zu beschleunigen. Zu Hause warf ich mich mit dem erworbenen Schatze in die Sofaecke und begann jenen energischen düsteren Genius auf mich wirken zu lassen. Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie; hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüt in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenauge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfnis nach Selbst-

erkenntnis, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam; Zeugen jenes Umschwunges sind mir noch jetzt die unruhigen, schwermütigen Tagebuchblätter jener Zeit mit ihren nutzlosen Selbstanklagen und ihrem verzweifelten Aufschauen zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns. Indem ich alle meine Eigenschaften und Bestrebungen vor das Forum einer düsteren Selbstverachtung zog, war ich bitter, ungerecht und zügellos in dem gegen mich selbst gerichteten Haß. Auch leibliche Peinigungen fehlten nicht. So zwang ich mich 14 Tage hintereinander immer erst um zwei Uhr nachts zu Bett zu gehen und es genau um sechs Uhr wieder zu verlassen.“

Philosophie ist für Nietzsche von Anfang an nicht bloß Literatur, sie hat Folgen für das Leben, sie ist eine Form des Daseins. Es gibt keine Trennung zwischen Theorie und Praxis. Der Ernst der Lebensauffassung ist es, der ihn zu Schopenhauer führt. Nach den strengen Forderungen des „ursprünglichen Christentums“ müsse man leben, schreibt er nach Hause (November 1865), nicht des jetzigen, süßlichen, verschwommenen.

„Das Christentum läßt sich nicht ‚mitmachen‘ so ein passant oder weil es Mode ist.“

Der philologische Verein wurde auf eine Anregung des lebhaften und teilnehmenden Ritschl hin gegründet. Durch eine Arbeit über den Dichter Theognis erregt Nietzsche die Aufmerksamkeit dieses Lehrers, der noch nie von einem Studierenden des dritten Semesters der Strenge der Methode und der Sicherheit der Kombination nach etwas Ähnliches gesehen zu haben erklärte.

„Einige Zeit ging ich wie im Taumel umher; es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde, ich empfand den Stachel des Lobes, das für mich auf dieser Laufbahn zu pflücken sei.“

Mit Aufrichtigkeit bekennt Nietzsche, daß es nicht die

Wissenschaft gewesen ist, die ihn zum Philologen gemacht hat, sondern „der Stachel des Lobes“ – die Lust des Wettkampfes.

! Die Ereignisse des Jahres 1866 hat Nietzsche als „enragierter Preuße“ und Bewunderer Bismarcks durchlebt. Ein Brief an die Angehörigen aus dem Mai 1866 schließt mit den Worten:

„Grüßt alle die Bekannten  
mit einem Gruß von mir  
und sagt den alten Tanten,  
ich käm einmal abhanden  
als preuß'scher Grenadier.  
Einer der kriegsbereit ist.

F. W. N.“

An Carl von Gersdorff

Naumburg, 7. April 1866

Lieber Freund,

gelegentlich kommen Stunden jener ruhigen Betrachtung, wo man in Freude und Trauer gemischt über seinem Leben steht, ähnlich jenen schönen Sommertagen, die sich breit und behaglich über die Hügel hinlagern, wie Emerson sie so vortrefflich beschreibt: dann wird die Natur vollkommen, wie er sagt, und wir: dann sind frei wir vom Banne des immer wachenden Willens, dann sind wir reines, anschauendes, interesseloses Auge. In dieser vor allem anderen zu ersennenden Stimmung nehme ich die Feder zur Hand, um Dir auf Deinen freundlichen und gedankenreichen Brief zu antworten. Unsrer gemeinsamen Besorgnisse sind bis zu einem kleinen Reste zusammengeschmolzen: wir haben wieder gesehen, wie von ein paar Federstrichen, schließlich vielleicht sogar von zufälligen Launen Einzelner die Geschicke Unzähliger bestimmt werden, und überlassen es gern

den Frommen, für diese zufälligen Launen ihrem Gotte Dank zu wissen. Es mag sein, daß uns diese Reflexion zum Lachen stimmt, wenn wir uns in Leipzig wiedersehen.

Von dem individuellsten Gesichtspunkt aus hatte ich mich bereits mit dem militärischen Gedanken vertraut gemacht. Ich wünschte mich öfter herausgerissen aus meinen gleichförmigen Arbeiten, ich war nach den Gegensätzen der Aufregung, des stürmischen Lebensdranges, der Begeisterung begierig [...]

Drei Dinge sind meine Erholungen, aber seltne Erholungen: mein Schopenhauer, Schumannsche Musik, endlich einsame Spaziergänge. Gestern stand ein stattliches Gewitter am Himmel, ich eilte auf einen benachbarten Berg, „Leusch“ genannt (vielleicht kannst Du mir dies Wort deuten), fand oben eine Hütte, einen Mann, der zwei Zicklein schlachtete, und seinen Jungen. Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung und ich erkannte recht, wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr aus unsern Sorgen und Bedrängnissen herausflüchten müssen. Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige „Du sollst“, „Du sollst nicht“! Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel: freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt!

Dagegen habe ich Beispiele genug erfahren, wie trübe oftmals der Intellekt bei den Menschen ist. Neulich sprach ich einen, der als Missionar in Kürze ausgehen wollte – nach Indien. Ich fragte ihn etwas aus; er hatte kein indisches Buch gelesen, kannte den Oupnekhat nicht dem Namen nach und hatte sich vorgenommen, mit den Brahmanen sich nicht einzu-

lassen, — weil sie philosophisch durchgebildet wären. Heiliger Ganges!

Heute hörte ich eine geistreiche Predigt \*\*\*'s über das Christentum, „Der Glaube, der die Welt überwunden hat“, unerträglich hochmütig gegen alle Völker, die nicht Christen sind, und doch wieder sehr schlau. Alle Augenblicke nämlich substituierte er dem Worte Christentum etwas anderes, was immer einen richtigen Sinn gab, auch für unsre Auffassung. Wenn der Satz „das Christentum hat die Welt überwunden“ mit dem Satz „das Gefühl der Sünde, kurz, ein metaphysisches Bedürfnis hat die Welt überwunden“ vertauscht wird, so hat das für uns nichts Anstößiges, man muß nur konsequent sein und sagen: „die wahren Inder sind Christen“ und auch: „die wahren Christen sind Inder“. Im Grunde aber ist die Vertauschung solcher Worte und Begriffe, die einmal fixiert sind, nicht recht ehrlich; es werden nämlich die Schwachen im Geiste vollends verwirrt. Heißt Christentum „Glaube an ein geschichtliches Ereignis oder an eine geschichtliche Person“, so habe ich mit diesem Christentum nichts zu tun. Heißt es aber kurz Erlösungsbedürftigkeit, so kann ich es höchst schätzen und nehme ihm selbst das nicht übel, daß es die Philosophen zu disziplinieren sucht: als welche zu wenige sind gegen die ungeheure Masse der Erlösungsbedürftigen, zudem aus gleichem Stoffe gemacht. Ja und wären alle, die Philosophie treiben, Anhänger Schopenhauers! Aber nur zu oft steckt hinter der Maske des Philosophen die hohe Majestät des „Willens“, der seine Selbstverherrlichung ins Werk zu setzen sucht. Herrschen die Philosophen, so wäre τὸ πλῆθος verloren; herrscht diese Masse, wie jetzt, so steht es dem Philosophen, raro in gurgite vasto, immer noch zu, δὲχα ἄλλων wie Aeschylus, φρονέειν.

Dabei ist es für uns allerdings höchst lästig, unsre noch jungen und kräftigen Schopenhauergedanken so halb ausgesprochen zurückzuhalten und im ganzen diese unglückliche Differenz zwischen Theorie und Praxis immer auf dem Herzen lasten zu haben. Wofür ich gar keinen Trost weiß, im Gegenteil trostesbedürftig bin. Mir ist es so, als müßten wir den Kern milder beurteilen. Er steckt auch in dieser Kollision.

Damit lebe wohl, lieber Freund, empfehl mich Deinen Angehörigen, wie die meinen Dich bestens grüßen lassen; und es bleibt dabei, wenn wir uns wiedersehen, so lächeln wir – mit Recht.

Dein Freund

Friedrich Nietzsche.

Nietzsches Jugendbriefe sind Freundesbriefe; die Korrespondenz mit der Schwester erhält erst in den Jahren der Vereinsamung Gewicht. Eigentümlich ist Nietzsche von Anbeginn die genaue Abstimmung des Tones auf den Empfänger, entsprechend seinem Verhältnis zu ihm. Kein allgemeiner Freundschaftstaumel, sondern lauter individuelle Verhältnisse! Keine wechselnde Stimmung ändert die durch die Natur gegebene Beziehung, erstaunlich ist der Reichtum dieser Beziehungen. Zu dem kräftigen Norddeutschen Carl von Gersdorff bleibt er, einiger Erschütterungen ungeachtet (vgl. Anm. zu S. 186), in dem Verhältnis ruhigen Vertrauens, ohne je eine feine Linie zu überschreiten. Er weiß, was Gersdorff versteht, und was er nicht versteht. Anders verhält er sich zu dem schwerfälligen, fleißigen und zähen Rheinländer Paul Deussen. An ihm bewährt sich zuerst seine Kunst der Menschenführung. „Was aus mir geworden wäre, wenn ich ihn nicht gehabt hätte, kann ich mir schwer klar machen“, schreibt Deussen in seinen Erinnerungen. Der Umgang mit Nietzsche habe in ihm den glimmenden Funken der „einseitigen Begeisterung für alles Ideale“ entfacht. Freilich konnte Deussen durch Nietzsche nur bis zu einem gewissen Punkt gebracht werden – bis zu

Schopenhauer. Hier blieb er stehen, wie aus dem Briefwechsel höchst anschaulich zu erkennen ist. Weil keine tiefere Beziehung zu Nietzsches eigentlicher Welt bestand, konnte sich diese Freundschaft (wie auch die mit Gersdorff) bis zuletzt erhalten.

Die hier folgenden beiden Briefe geben das zu erkennen, was Deussen als Neigung Nietzsches, ihn „überall zu korrigieren, zu hofmeistern und gelegentlich recht sehr zu quälen“ bezeichnet. Der eine der Briefe ist ein gutes Beispiel für die Art, wie Nietzsche vorwärtstreibt, der andere zeigt, wie er, wenn er befriedigt ist, zu loben versteht.

An Paul Deussen

Spätherbst 1866

Lieber Freund,

wenn ich nur irgend etwas über Dein Geschick wüßte. Und wahrlich, es ist nicht meine Schuld. Ich muß annehmen, daß mein letzter Brief von Ende August nicht an Dich gelangt ist: denn offen gestanden, ich würde es ebensowenig verzeihen als begreifen können, wenn Du gerade diesen Brief unbeantwortet gelassen hättest. Also nehme ich den milderen Fall an, der mir allerdings sehr ungelegen gekommen ist: viele Briefe von mir könnten verlorengegangen sein an Stelle dieses einen, in dem ich Dich auf das angelegentlichste bat, Dein theologisches Bärenfell abzustreifen und Dich als jungen philologischen Löwen zu gebärden.

Ad vocem Bärenfell. Ich bitte, mir dies nicht übel zu deuten. Gewiß wirst Du tüchtig gearbeitet haben, aber ich bin nicht mehr imstande, diese Arbeit zu schätzen, wenn ich an eine Bedingung dabei nicht glaube: nämlich daß diese Art Arbeit Dein Beruf sei. Ich glaube daran nicht, weil Du nach Deinem eignen Zeugnisse nicht daran glaubst. Und selbst wenn Du jetzt anders darüber denken solltest, wie Du zur Zeit Deines letzten Briefes dachtest: ich fürwahr für

meinen Teil werde mich nie überzeugen lassen, daß Du in Deinem Berufe arbeitest, solange Du Dich für ein theologisches Examen vorbereitest.

Lieber Paul, es ist wirklich keine Kleinigkeit, in den zwanziger Jahren längere Zeit über seinen Beruf im unklaren zu sein. Wir Menschen haben nur wenige wirklich produktive Jahre: diese sind unvermeidlich mit dem bezeichneten Lebensalter entflohen. Die originalen Ansichten, die unser ganzes späteres Leben ausführen, mit Beispielen und Erfahrungen belegen und bekräftigen soll, werden in diesen Jahren geboren: da aber unser Beruf uns unser Leben hindurch begleitet, so ist es nötig, daß in ihm jene Ansichten und Einsichten gefunden werden. Unser philologisches Studium hat aber die Eigenart, daß, um in ihm etwas Neues zu erkennen, um eine bahnbrechende Methode zu finden, auch zugleich ein Grad von Gelehrsamkeit und Routine, d. h. Erfahrung und Übung nötig ist. Also viel gelernt und viel verdaut, aber noch viel mehr gesucht, kombiniert, erschlossen.

Dazu gehört Zeit, viel Zeit. Ich beherzige immer die Klage Ritschls, der sich seine Studentenzeit wieder ersehnte, weil es die einzige Zeit des Lebens wäre, wo man viel und zusammenhängend arbeiten könnte. Nun, lieber Freund, Du weißt, wohin alles dies zielt. Es ist mir nicht bekannt, wieviel davon in Deiner Macht steht. Jedenfalls fürchte ich, daß Du nicht wie jeder andre Körper durch Deine eigne Schwere gefallen (und ich kann Dein theologisches Studium nur als Deinen Fall bezeichnen) bist, sondern gezogen von anderen. Wer diese sind, ist allerdings nicht gleichgültig: aber in Anbetracht der für das Leben entscheidenden Wichtigkeit dieses Schrittes dürfen diese „anderen“ nicht in Betracht kommen.

Du siehst, daß ich immer noch die Hoffnung auf

Deinen philologischen „Flug“ nicht aufgegeben habe. Diese Hoffnung muß also sehr stark sein. Ich ärgere mich, wenn ich an Deine „Theologie“ denke: und deshalb verzeihe, wenn ich mich auch in diesem Briefe von ihr wegwende.

Je mehr ich und je heller ich, in den Vorhöfen der Philologie stehend, in ihre Heiligtümer einblicke, um so mehr suche ich für sie Jünger zu gewinnen. Das ist ein Studium, bei dem es manchen Tropfen Schweißes kostet, das aber auch wirklich jede Mühe lohnt. Die kräftige und kräftigende Empfindung einer Lebensaufgabe stellt sich dem wirklichen Philologen bald genug ein. Es soll uns ja nicht, lieber Paul, auf eine Lebensversicherungsanstalt und zeitige Pfründe ankommen. Aber wohl ersehnen wir beide Vertreibung jenes melancholischen Zustandes, wo der junge Geist noch keine Bahn gefunden hat, auf der er gesund einhergehen kann; wohl ersehnen wir beide\*

Am 4. April 1867 begrüßt Nietzsche seinen Freund Deussen als einen, „der aus dem Irrgarten theologischer Skrupel“ zurückgekehrt ist.

„Der Gedanke ist mir allzu wohltuend, nicht mehr zwischen uns hebräische Nebel zu haben, die uns verhindern, in rechter Gedankengemeinsamkeit miteinander durch das Leben zu gehen.“

Im gleichen Briefe spricht er von Ritschl:

„Du kannst nicht ahnen, wie dieser Mann für jeden einzelnen, den er lieb hat, denkt, sorgt und arbeitet, wie er meine Wünsche, die ich oft kaum auszusprechen wage, zu erfüllen weiß, und wie wiederum sein Umgang so frei von jenem zopfigen Hochmut und jener vorsichtigen Zurückhaltung ist, die so vielen Gelehrten eigen ist. Ja, er gibt sich sehr frei und un-

\* Der anschließende zweite Bogen des Briefes ist abhanden gekommen.

befangen, und ich weiß, daß solche Naturen sehr oft anstoßen müssen. Es ist der einzige Mensch, dessen Tadel ich gern höre, weil alle seine Urteile so gesund und kräftig, von solchem Takte für die Wahrheit sind, daß er eine Art wissenschaftliches Gewissen für mich ist.“

Der eigentümliche Glanz, der über Nietzsches jugendlicher Erscheinung liegt, wird ganz sichtbar erst in seinem Verhältnis zu Erwin Rohde. Die erste Charakteristik des schlanken, dunkelhaarigen Hamburgers in einem Briefe an Gersdorff lautet, daß Rohde jetzt auch ordentliches Mitglied des philologischen Vereins sei, „ein sehr gescheute, aber trotziger und eigensinniger Kopf“. Vorausdeutende Worte! Es ist Rohdes Trotz, der später dem Freunde die Gefolgschaft verweigert. In den letzten beiden Leipziger Semestern (Winter 66 und Sommer 67) blüht diese Freundschaft, geboren aus innigster Übereinstimmung der Seelen, empor. Das „Dioskurenpaar“, wie Ritschl die beiden nennt, beherrscht kraft seiner Überlegenheit den philologischen Verein. Sie üben sich zusammen im Pistolenschießen und Reiten. Wenn sie in das Ritschl-Kolleg kommen „strahlend von Geist, Gesundheit und jugendlichem Übermut, im Reitkostüm, noch mit den Reitpeitschen in der Hand“, werden sie von den andern angestaunt „wie zwei junge Götter“.

Der Briefwechsel zwischen den Freunden wird im September 1867 durch ein wehmütig rückschauendes Schreiben Rohdes eröffnet, worin er das letzte halbe Jahr („wo wir eigentlich wie auf einer Art Isolierschemel miteinander fast allein verkehrten“) das glücklichste und förderndste seiner bisherigen Universitätszeit nennt, und in der Erinnerung an die Abende, da ihm der Freund im Finstern auf dem Klavier vorspielte, in die Worte ausbricht: „ich fühlte den Abstand zwischen einer produktiven Natur und mir ohnmächtig wollenden Halbhexen, aber die Seele schloß sich doch auf unter den Tönen und ging einen somewhat elastischeren Schritt.“

An Erwin Rohde

Naumburg, 3.—6. November 1867

Mein lieber Freund,

gestern bekam ich einen Brief von unserm Wilhelm Roscher aus Leipzig, mit Nachrichten, welche mit Deiner Erlaubnis den Eingang dieses Briefes bilden sollen. Voran die erfreuliche Kunde, daß es mit Vater Ritschls Gesundheit und Heiterkeit bestens steht; was ich mit Verwunderung höre, da das Benehmen der Berliner ihm sicherlich manche wunde Stelle aufgerissen hat. Sodann scheint der Verein, der sich auch einen feierlichen Stempel zugelegt hat, einer schönen Zukunft entgegenzugehn. Der Lesezirkel zählt 28 Mitglieder bis jetzt: das Café von Zaspel soll nach Roschers Intentionen eine Art Philologenbörse bilden. Auch ist ein Schrank gekauft worden, in dem die Zeitschriften aufbewahrt werden. [...] Schließlich will ich nicht verschweigen, daß Roschers Brief mir die angenehme Nachricht brachte, daß meine Laertiuserarbeit am 31. Oktober in der Aula den Sieg im Wettkampf gegen Herrn Oñtz gewonnen hat; was ich vor allem deshalb erzähle, weil ich dabei Deiner freundschaftlichen Bemühungen eingedenk bin, unter denen das besagte opusculum vom Stapel lief.

Jene Tage in Halle sind für mich einstweilen das lustige Finale, oder sagen wir die Coda, meiner philologischen Ouvertüre. Solche Lehrerbanden präsentieren sich doch besser, als ich je erwartet hatte. Mag es sein, daß die alten Spinnen in ihren Netzen geblieben waren: kurz, die Kleidung war recht anständig und neumodisch, und die Schnurrbärte sind sehr beliebt. Greis Bernhardt zwar präsierte so schlecht als möglich und Bergk langweilte durch einen unverständlichen dreistündigen Vortrag. Das meiste war aber gut gelungen, vor allem das Diner (bei dem man

dem alten Steinhart die goldne Uhr stahl: berechne danach, welche Stimmung durchherrschte) und eine abendliche Zusammenkunft im Schützengraben. Hier lernte ich auch den klugblickenden Magister Sauppe aus Göttingen kennen, der mir als Protagonist der Naumburger Philologen von Interesse ist. Sein Vortrag über einige neue attische Inschriften war das pikanteste, was wir gehört haben; wenn ich nämlich Tischendorfs Rede über Paläographie ausnehme, der mit vollem Zeuge losfuhr, d. h. mit der Homerjungfrau, den Simonidesfälschungen, den Menander- und Euripidesfragmenten usw.; auch „vermittelte“ er wiederum in reichster Fülle und kündigte schließlich sein paläographisches Werk an, mit naiver Preisangabe, nämlich im Werte von ungefähr 5000 Talern. Der Besuch war außerordentlich zahlreich, und Bekannte gab es in reicher Fülle. Beim Diner hatten wir eine Leipziger Ecke gebildet, bestehend aus Windisch, Angermann, Klemm, Fleischer usw. Sehr habe ich mich gefreut, in Klemm einen ganz besonders liebenswürdigen Menschen gefunden zu haben: während ich ihn in Leipzig kaum kennengelernt habe, ja sogar infolge der verteufelten Bonner Angewohnheit eine Art Abneigung gegen ihn empfand und ihn mit jenen schiefen Blicken zu betrachten pflegte, mit denen Burschenschaftler die „Herren Chöre“ zu messen lieben. Natürlich erklärte er sich mit vollem Herzen bereit, an den Leipziger symbolis teilzunehmen. Doch fand er den Termin zu zeitig abgesteckt: und ich bin nahe daran sein Urteil zu unterschreiben. Täglich, ja stündlich haben wir in Halle auf die Ankunft von Vater Ritschl gewartet, der sich angekündigt hatte und leider dem schlechten Wetter sich fügen mußte. Wir haben nach seiner Anwesenheit gelehzt, ich insbesondere, der ihm nach allen Seiten hin Dank

wissen muß. Seiner Vermittelung habe ich zuzuschreiben, daß ich jetzt im Besitz des vollständigen Rheinischen Museums bin, und zwar ohne bisher etwas dafür getan zu haben, ja in der sicheren Aussicht, eine längere Zeit für jenen index nichts tun zu können. Die nächsten paar Wochen nach unsrer Reise habe ich nicht in dieser Fronarbeit verschwendet, sondern auf die lustigste Weise meine Democritea zusammengestellt, als welche in honorem Ritscheli bestimmt sind. So ist doch wenigstens der Hauptwurf getan: obschon für eine sorgsame Begründung meiner Tollheiten und eine stämmige Kombinatorik nur zu viel noch zu tun übrig ist, weil zu viel für einen Menschen, der „anderweitig stark beschäftigt ist“.

Nun, wirst Du fragen, wenn er nicht raucht und spielt, wenn er nicht indicem fabriziert, noch Democritea kombiniert, Laertium et Suidam despektiert, was macht er denn?

Er exerziert.

Ja, mein lieber Freund, wenn Dich ein Dämon einmal in einer frühen Morgenstunde, sagen wir zwischen fünf und sechs, nach Naumburg geleiten und gefälligerweise die Absicht haben sollte, Deine Schritte in meine Nähe zu lenken: so erstarre nicht über das Schauspiel, das sich Deinen Sinnen darbietet. Plötzlich atmest Du die Atmosphäre eines Stalles. Im halben Laternenlichte erscheinen Gestalten. Es scharrt, wiehert, bürstet, klopft um Dich herum. Und mitten drin, im Gewande eines Pferdeknechtes, heftig bemüht, mit den Händen Unaussprechliches, Unansehnliches wegzutragen oder den Gaul mit der Striegel zu bearbeiten – mir graut es, wenn ich sein Antlitz sehe – es ist beim Hund meine eigne Gestalt.

Ein paar Stunden später siehst Du zwei Rosse auf der Reitbahn herumstürmen, nicht ohne Reiter, von



**Ludwig Nietzsche**



**Friedrich Nietzsches Eltern**  
**Franziska Nietzsche**  
**geb. Oehler**



denen der eine Deinem Freunde sehr ähnlich ist. Er reitet seinen feurigen schwungvollen Balduin und hofft einmal gut reiten zu lernen, obschon oder vielmehr weil er jetzt immer noch auf der Decke reitet, mit Sporen und Schenkeln, aber ohne Reitgerte. Auch mußte er sich beeilen, alles zu verlernen, was er in der Leipziger Reitbahn gehört hatte, und vor allem sich mit großer Anstrengung einen sicheren und reglementmäßigen Sitz aneignen.

Zu andern Tageszeiten steht er, emsig und aufmerksam, am gezognen Geschütz und holt Granaten aus der Protze oder reinigt das Rohr mit dem Wischer oder richtet nach Zoll und Graden usw. Vor allem aber hat er sehr viel zu lernen.

Ich versichere Dich bei dem schon erwähnten Hund, meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblicke bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Märchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt „Schopenhauer hilf“; und wenn ich erschöpft und mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so beruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch: oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt, samt Byron, sympathischer als je sind.

Jetzt ist endlich der Punkt erreicht, wo ich das aussprechen kann, womit nach Deiner Erwartung der Brief hätte beginnen sollen. Mein lieber Freund, Du weißt jetzt den Grund, warum mein Brief so ungebührlich lange sich verspätet hat. Ich habe im strengsten Sinne keine Zeit gehabt. Aber auch oftmals keine Stimmung. Man schreibt eben Briefe an Freunde, die man so liebt, wie ich Dich liebe, nicht in jeder beliebigen Stimmung. Ebensowenig schreibt man in einem erhaschten Moment heute eine Zeile

und morgen eine, sondern man sehnt sich nach einer vollen und breiten Stunde und Stimmung. Heute blickt der freundlichste Herbsttag zum Fenster herein. Heute habe ich den Nachmittag frei, wenigstens bis  $1\frac{1}{2}$  7 Uhr, als welche Stunde mich zur Abendfütterung und Tränkung in den Stall ruft. Heute feiere ich den Sonntag auf meine Weise, indem ich meines fernen Freundes und unsrer gemeinsamen Vergangenheit in Leipzig und im Böhmerwald und in Nirwana gedenke. Das Schicksal hat mit einem plötzlichen Ruck das Leipziger Blatt meines Lebens abgerissen, und das nächste, das ich jetzt in diesem sibyllinischen Buche sehe, ist mit einem Tintenklecks von oben bis unten bedeckt. Damals ein Leben in freier Selbstbestimmung, im epikureischen Genuß der Wissenschaft und der Künste, im Kreise von Mitstrebbenden, in der Nähe eines liebenswerten Lehrers und – was mir das Höchste bleibt, was ich von jenen Leipziger Tagen sagen kann – im steten Umgang mit einem Freunde, der nicht nur Studienkamerad ist oder etwa durch gemeinsame Erlebnisse mit mir verbunden war, sondern dessen Lebensernst wirklich denselben Grad zeigt, wie mein eigener Sinn, dessen Wertschätzung der Dinge und der Menschen ungefähr denselben Gesetzen wie die meinige folgt, dessen ganzes Wesen schließlich auf mich eine kräftigende und stählende Wirkung hat. So vermisse ich auch jetzt nichts mehr als eben jenen Umgang; und ich wage selbst zu glauben, daß wenn wir zusammen verurteilt wären unter diesem Joche zu ziehen, wir unsre Bürde heiter und würdevoll tragen würden: während ich augenblicklich nur auf den Trost der Erinnerung hingewiesen bin. In der ersten Zeit war ich fast verwundert, Dich als meinen Schicksalsgefährten nicht zu finden: und mitunter, wenn ich reitend den Kopf um-

drehe nach dem andern Freiwilligen, so meine ich Dich auf dem Pferde sitzen zu sehen.

Ich bin in Naumburg ziemlich einsam; ich habe weder einen Philologen noch einen Schopenhauerfreund im Kreise meiner Bekannten; und selbst diese kommen selten mit mir zusammen, weil der Dienst meine Zeit sehr beansprucht. Somit habe ich oft das Bedürfnis, die Vergangenheit wiederzukäuen und die Gegenwart durch Beimischung jener Würze verdaulich zu machen. Als ich heute morgen im Regenmantel durch die schwarze kalte feuchte Nacht ging und der Wind unruhig um die dunkeln Häusermassen blies, sang ich vor mich hin „ein Biedermann muß lustig, guter Dinge sein“ und dachte an unsre nährische Abschiedsfeier, an den hüpfenden Kleinpaul – dessen Existenz augenblicklich in Naumburg und Leipzig unbekannt, aber deshalb nicht fraglich ist –, an Kochs dionysisches Gesicht, an unser Gedenkmal am Ufer jenes Leipziger Stromes, das wir Nirwana taufte und das meinerseits die festlichen Worte, die sich siegreich erwiesen haben, trägt γένος ὄλος ἔσσι.

Wenn ich zum Schluß diese Worte nun auch auf Dich anwende, teurer Freund, so sollen sie das Beste umschließen, was ich für Dich im Herzen trage. Wer weiß, wann das wechselnde Geschick unsre Bahnen wieder zusammenführen wird: möge es recht bald geschehn; wann es aber immer auch geschehe, ich werde mit Freude und Stolz auf eine Zeit zurückblicken, wo ich einen Freund gewann ὄλος ἔσσι.

Friedrich Nietzsche,

Kanonier der 2. Batterie der reit. Abteil.  
des Feldartilleriereg. Nr. 4.

NB. Der Brief hat sich wieder einige Tage verzögert, weil ich gern ein Kistchen mit Weintrauben

demselben folgen lassen wollte: schließlich erklärt die unselige Post, selbiges nicht annehmen zu wollen, weil die Weintrauben nur als Most ankommen würden.

Ignoscas.

An Erwin Rohde

Naumburg, 1.—3. Februar 1868

Mein lieber Freund,

Sonnabend ist es, und zwar neigt sich der Tag seinem Ende zu. Für einen Soldaten liegt ein Zauber in dem Wort „Sonnabend“, ein Gefühl der Beruhigung und des Friedens, das ich als Student nicht kannte. Ruhig schlafen und träumen zu können, ohne daß das Schreckensbild des andern Morgens die Seele umschwebt, wiederum 7 Tage jener uniformierten Aufregung, die man Militärjahr nennt, überwunden und abgetan zu haben — was gibt das für einfache und starke Vergnügungen, eines Zynikers würdig und fast zu billig und zu bequem von uns erworben! Ich verstehe jetzt jene erste und größte Sonnabend-nachmittagstimmung, in der das behagliche Wort erscholl πάντα λίαν ἀλάκ, in der der Kaffee und die Pfeife erfunden wurde und der erste Optimist ins Leben trat. Jedenfalls waren die Ebräer, die jene schöne Geschichte erdachten und glaubten, Kriegerleute oder Fabrikarbeiter, aber gewiß keine Studenten; denn diese hätten 6 Feiertage und einen Werkeltag zum Vorschlag gebracht und würden in der Praxis auch jenen einen Tag den übrigen gleich gemacht haben. Wenigstens war dies meine Praxis: und ich fühle augenblicklich den Gegensatz zwischen meinem jetzigen Leben und meiner früheren wissenschaftlichen Müßiggängerei sehr stark. Könnte man nur

einmal die Philologen von 10 Jahren zusammenholen und sie zur Dienstleistung in ihrer Wissenschaft so drillen, wie es beim Militär Mode ist: nach 10 Jahren wäre eine Philologie nicht mehr nötig, weil alle Hauptarbeit getan wäre; sie wäre aber auch nicht mehr möglich, weil kein Mensch freiwillig unter diese Fahne treten würde, eine Fahne, bei der der Begriff des „Einjährigen-Freiwilligen“ ganz wegfällt.

So ein Sonnabend macht geschwätzig, wie Du merken wirst; da wir die übrige Woche zu viel zu schweigen haben und alle unsre Seelenfähigkeiten nach dem Kommandowort des Vorgesetzten zu regeln pflegen, so quillt an den unbewachten Momenten des Sonnabends das Wort aus der Lippe und die Zeile aus dem Tintefaß, zumal wenn das Feuer im Ofen knistert und draußen der frühlingsschwangere Februarsturm braust. Sonnabend, Sturm und Zimmerwärme, das sind die besten Ingredienzen, aus denen der Punsch der „Briefstimmung“ gebraut wird.

Mein lieber Freund, dies mein Leben ist jetzt wirklich sehr einsam und freundelos. Da ist nichts von Anregungen, das ich mir nicht selbst gäbe, nichts von jenem harmonischen Zusammenklang der Seelen, wie es manche gute Stunde in Leipzig mit sich brachte. Vielmehr Entfremdung der Seele von sich selbst, Übergewicht eines herrschenden Einflusses, der den Geist zu straffer Furcht zusammenrafft und ihn die Dinge mit einem Ernste zu betrachten lehrt, dessen sie nicht wert sind. Dies ist die Kehrseite meiner jetzigen Existenz, wie Du sie mir gewiß nachfühlen kannst. Drehen wir aber die Münze um. Dies Leben ist zwar unbequem, aber, als Zwischengericht genossen, unbedingt nützlich. Es ist ein fortwährender Appell an die Energie eines Menschen und mundet besonders als *ἀντίδοτον* gegen die lähmende Skepsis,

über deren Wirkung wir manches miteinander beobachtet haben. Dabei lernt man seine Natur kennen, wie sie sich unter fremden, meist rohen Menschen, ohne Beihilfe der Wissenschaft und ohne jene traditionelle Fama, die unsern Wert für unsre Freunde und für die Gesellschaft bestimmt, zu offenbaren pflegt. Ich habe bis jetzt bemerkt, daß man mir wohlwill, so Hauptmann wie Kanonier; andererseits tue ich, was mir obliegt, mit Eifer und eignem Interesse. Darf man darauf nicht stolz sein, wenn man als der beste Reiter unter 30 Rekruten gilt? Wahrhaftig, lieber Freund, das ist mehr als eine philologische Prämie: obwohl ich auch gegen derartige Lobsprüche nicht unempfänglich bin, wie sie mir die Leipziger Fakultät zuteil werden ließ. Darf ich Dir, ohne in den Ruf eines eitlen Narren zu kommen, jenes ἔγκωμιον, wie es im Programm S. 22 steht, abschreiben?

Philosophorum denique ordini unus traditus libellus est et ex classe quidem prima: ‚De fontibus Laertii Diogenis‘ hac inscriptione γένει ὁλοσ ἔσσι. Pind. Pyth. II. v. 73 (denkst Du noch an unser Nirwana-plätzchen im Rosental?). Eius libelli scriptor, quum res, quae ad eam quaestionem pertinerent, et litteras, quae huc facerent, penitus cognovisset earumque momenta acri ingenio examinasset, rem, quam explanandam susceperat, persecutus ita est, ut, quum summo acumine in singulis locis cognoscendis atque iudicandis uteretur summaque sagacitate in vero indagando, inveniando, e tenebris eruendo versaretur ingenioque in colligendo plurimum valeret atque ea, quae explorata perceperat, dilucide exponeret, vix quidquam reliquerit in ea quaestione, quod aut addi aut demi posse videretur, summamque et ingenii et doctrinae laudem ab ordine amplissimo consecutus sit. e. q. s.

Nicht wahr, lieber Freund, tant de bruit pour une omelette? Aber so sind wir, wir machen uns lustig über solch ein Lob und wissen nur zu gut, was es auf sich, resp. hinter sich hat; aber trotzdem verzieht sich das Gesicht zu einem wohlgefälligen Grinsen. Bei solchen Dingen ist unser alter Ritschl ein Kuppeler, his laudibus splendidissimis sucht er uns im Netz der Dame Philologie festzuhalten. Ich habe erstaunliche Lust, in meinem nächsten in honorem Ritscheli geschriebenen Aufsatz (über Demokrits Schriftstellerei) den Philologen eine Anzahl bitterer Wahrheiten zu sagen. Bis jetzt habe ich für denselben die schönste Hoffnung: er hat einen philosophischen Hintergrund bekommen, was mir bis jetzt bei keiner meiner Arbeiten gelungen war. Außerdem bekommen alle meine Arbeiten ohne meine Absicht, aber gerade deshalb zu meinem Vergnügen eine ganz bestimmte Richtung; sie weisen alle wie Telegraphenstangen auf ein Ziel meiner Studien, das ich nächstens auch fest ins Auge fassen werde. Es ist dies eine Geschichte der literarischen Studien im Altertum und in der Neuzeit. Es kommt mir zunächst wenig auf die Details an; jetzt zieht mich das Allgemein-Menschliche an, wie das Bedürfnis einer literar-historischen Forschung sich bildet und wie es unter den formenden Händen der Philosophen Gestalt bekommt. Daß wir alle aufklärenden Gedanken in der Literaturgeschichte von jenen wenigen großen Genien empfangen haben, die im Munde der Gebildeten leben, und daß alle guten und fördernden Leistungen auf dem besagten Gebiete nichts als praktische Anwendungen jener typischen Ideen waren, daß mithin das Schöpferische in der literarischen Forschung von solchen stammt, die selbst derartige Studien nicht oder wenig trieben, daß dagegen die gerühmten Werke des

Gebietes von solchen verfaßt wurden, die des schöpferischen Funkens bar waren — diese stark pessimistischen Anschauungen, in sich einen neuen Kultus des Genius bergend, beschäftigen mich anhaltend und machen mich geneigt, einmal die Geschichte daraufhin zu prüfen. An mir selbst stimmt die Probe; denn mir ist es so, als ob Du bei den niedergeschriebenen Zeilen den Duft von Schopenhauerscher Küche riechen müßtest.

Von diesen Luftschlössern ist der Abfall zur Wirklichkeit recht bitter. Denke, lieber Freund, daß ich, der ich in den angedeuteten Aussichten gelegentlich schwelge, trotzdem nicht imstande bin, das Aller nächste zu beendigen. Es ist mir rein unmöglich, den versprochenen Beitrag zum Ritschlbuche zur rechten Zeit zu liefern. So sehr die Materie mir im Kopf und am Herzen liegt, so fern ist doch die Ausarbeitung: da fehlt es an hundert Dingen, an Zeit, Büchern, guten Freunden, Momenten der Sättigung und der Erhebung: und zu jedem dieser Mängel muß ich hinzufügen, daß jeder einzelne schon die Kraft hat, mich an einer Ausarbeitung zu hindern. Glückliche Menschen, sagt Ritschl von den Studenten, ihr habt vierzehn Stunden des Tages für euch und eure Studien! Elender Mensch, sage ich zu mir, du hast nicht zwei Stunden des Tages; und selbst diese mußst du dem Mavors opfern, der dir sonst das Leutnantspatent verweigert. Ach lieber Freund, was ist so ein reitender und fahrender Artilleriste für ein Unglückstier, wenn er literarische Triebe hat! Unser alter Kriegsgott hatte eben die jungen Weiber, nicht alte verschrumpelte Musen gern. Ein Kanonier, der über demokritische Probleme oft genug in der Kasernenstube nachdenkt, auf einem schmutzigen Schemel kauend, indem ihm die Stiebeln gewichst wer-

den, ist nun einmal ein *παράδοξον*, auf das die Götter mit Hohn blicken.

Wenn Ihr also noch bis November dieses Jahres warten wollt, so macht Ihr mir eine große Freude. Wir sammeln im Frühjahr und Sommer die Aufsätze unsrer Freunde, besprechen und beurteilen sie, verhandeln mit dem Buchhändler, lassen lustig drucken – und dann kommt mein Aufsatz, zuletzt und spät zwar, aber doch zur rechten Zeit. Übrigens fand auch Klemm den bisherigen Termin als zu kurz gesteckt. Bitte, teile mir doch Deine Meinung über diesen Punkt mit!

Wenn ich Dir sage, daß ich täglich von morgens 7 Uhr bis abends um 5 im Dienst bin, außerdem noch bei einem Leutnant und bei einem Tierarzte Vorträge höre, so kannst Du ermessen, wie schlimm ich daran bin. Abends ist der Leib schlaff und müde und sucht zeitig sein Nest. Und so geht es ohne Rast und Ruh aus einem Tag in den andern. Wo bleibt da die für wissenschaftliche Ausarbeitungen nötige Sammlung und Kontemplation!

Ach sogar für Dinge, die mir näher stehen als meine literarischen Bedürfnisse, die *χάρτες* eines freundschaftlichen Briefwechsels und der Kunst, fällt so selten eine Stunde ab. Laß mich nur erst wieder im Vollgenuß meiner Zeit und Kräfte sein –

*si male nunc, non olim sic erit.*

Und im nächsten Jahre gehe ich nach Paris. Beinahe bin ich überzeugt, daß Du auf denselben Gedanken kommen wirst. Bekanntlich muß ja ein Biedermaun lustig, guter Dinge sein, wenn anders Sankt Offenbach recht hat.

Dir, also, Poesie der Zukunft, und Dir, Freund-

schaft der besten Vergangenheit, den letzten Federzug, den letzten Tintenklecks!

Fulsere quondam candidi Tibi soles!

Fr. Nietzsche  
in treuer  
Freundschaft.

Jugendeitelkeit und Schopenhauer-Ernst mischen sich in diesen Briefen, deren übermütige Heiterkeit von jener Art ist, wie sie jede echte Jünglingsfreundschaft ausstrahlt.

Im Frühjahr nimmt der Militärdienst ein jähes Ende: beim Sprung auf ein unruhiges Pferd verletzt sich Nietzsche das Brustbein. Einen Brief vom Krankenlager (6. Juni 1868) schließt er mit den Worten:

„... überall sprießt es von halbgefühlten Erkenntnissen. Nein, lieber Freund, man rottet mich so schnell noch nicht aus; sollte es aber wider Erwarten geschehn, so schicke ich Dir meine Dissertation ‚über den Acheron‘ direkt aus dem Hades, mit Briefmarken des Norddeutschen Bundes.“

Den Antwortbrief beginnt Rohde folgendermaßen:

„Strophe:

Den besten Dank für Danae:  
Tut Krieger'n noch sein Knochen weh?

Antistrophe:

Brennt Junisonne noch so heiß,  
der ‚cand. phil.‘ ochst in seinem Schweiß,

Epodos:

Und flucht auf das Examen.“

Die Gefahr, die in Rohdes Natur lag, kommt früh zum Ausdruck: eine sich selber anzweifelnde Müdigkeit, die ihn zu Schopenhauer „flüchten“ läßt, mit dem er dann „Stunden der Andacht“ verbringt. Nietzsches Verhältnis zu Schopenhauer war fern von dieser sentimentalischen Art.

An Paul Deussen

Naumburg, Mitte August 1868

Mein lieber Freund,

ich, der ich mich seit einiger Zeit mit der mulomedicina und Veterinärkunde befasse, will Dir heute zwei junge mulos empfohlen haben, die nach den vada caerula Rheni wandern und von Dir zu erfahren wünschen, wie man am besten, zum Wohl des Herzens und des Beutels, wandert: die Herren Redtel und Fritsch, bekanntlich angenehme junge Männer, als welche Dir viel von Pforte und auch einiges von mir zu erzählen haben werden. —

Laß ihnen ja nicht entgelten, daß ich im Verlauf des Briefes etwas rasonieren werde, und denke, daß was Du ihnen sagst und tust, Du mir sagst und tust. —

Aber, lieber Freund, wer wird solch Zeug schreiben! Und fortschicken! An einen Freund wie mich! Dazu nicht einmal in schönem Latein! Wozu also? Ich war wirklich verdrießlich, weil durch solche Briefe der gute Ton zwischen uns verletzt wird. Wer wird seine pudenda zeigen? Wer wird Stunden der Erschlaffung zum Briefschreiben an Freunde verwenden? An einen Freund, wie z. B. ich bin! Dazu nicht einmal in schönem Latein! Wozu also? — Da capo und mit Indignation in infinitum! —

Dagegen traf mich Dein früherer Brief in einem fast beweglichen Momente. Als nach fünfwöchentlicher Abwesenheit von Naumburg ich wieder aus meinem Bade zurückkehrte, als Genesener in meiner Heimat einzog und meine schön bekränzte Stube unter unzweifelhafter Rührung meiner Angehörigen betrat, da lag Dein Brief auf dem Tische als besondere Festgabe, Aufschlüsse bringend über den dummen Alcidas, Fragen vorlegend über Christentum

und Platonische Inkonsequenz (dies meine Antwort, wie Du sie verlangst, in einem Worte) und im übrigen geschrieben mit dem Akzent treuer Freundschaft und dem spiritus asper, den wir nun einmal als in unserem Deussenkopfe hausend kennengelernt haben.

Darf ich gleich hier mit der Wahrheit herausrücken? Dir fehlt gerade so ein Mann, wie Ritschl, der Dein ingenium dorthin weist, wo es sich fruchtbar erzeigen kann. Es tut mir leid, daß Du so selten die Freude hast, einen tüchtigen Fund zu tun. Ein klein wenig Bär? Ungeschickt? Gibt sich mit Plato ab – nun, Du wirst eine Wolke umarmen.

Glaube mir nur, daß die Fähigkeiten, die dazu gehören, um mit Ehren philologisch zu produzieren, unglaublich gering sind, und daß ein jeder, an den richtigen Platz gestellt, seine Schraube machen lernt. Fleiß vor allem, Kenntnisse zu zweit, Methode zu dritt – dies ist das A b c jedes produzierenden Philologen: vorausgesetzt, daß ihn jemand dirigiert und ihm eine Stelle anweist. Denn das gerade können nur wenige von selbst. Es gibt eben Arbeitgeber und Fabrikarbeiter, – in diesem Vergleich soll aber nichts Geringschätziges liegen. Denn auch unsre größten philologischen Talente sind nur relativ Arbeitgeber: stellt man sich noch höher und nimmt einen kulturgeschichtlichen Ausblick, so sieht man, daß auch diese Ingenien schließlich nur Fabrikarbeiter sind, nämlich für irgendeinen großen philosophischen Halbgott (deren größter in dem ganzen letzten Jahrtausend Schopenhauer ist).

Verzeih mir diese Parenthesis, für die Du gar keine Mitempfindung hast. Aber andre Leute, Wenkel, ich und mein Freund Rohde sind über jene Parenthesis übereingekommen und fühlen eine teuf-

lische Freude, dies allen, die es nicht hören mögen, ins Gesicht zu sagen.

Übrigens habe ich auch den wahren Heiligen der Philologie entdeckt, einen echten und wirklichen Philologen, schließlich Märtyrer (jeder dumme Literator glaubt ein Recht zu haben, auf ihn zu pissen: dies das Martyrium). Weißt Du, wie er heißt? Wagner, Wagner, Wagner! Ach, ist das ein gefährliches Buch, der Goethische Faust!

Ich grüße dich: gedenke meiner, schreibe mir, besuche mich, o Freund Deussen!

Dies die Kasuslehre Deines treuen

F. Nietzsche.

An Erwin Rohde

Naumburg, 8. Oktober 1868

Mein lieber Freund,

jetzt wo ich über ein sehr wechselvolles Jahr zu rekapitulieren habe, über ein Jahr voll gemüthlicher und ungemüthlicher Emotionen, voll asketischer und eudämonistischer Erfahrungen, ein Jahr begonnen im Pferdestall, fortgesetzt im Krankenbett, beendet in indizifikatorischer Sklavenarbeit: jetzt wo ich zusammenrechne, was dies Jahr an guten Momenten, an schönen Hoffnungen, an stillen Gedenkstunden gebracht hat, da käue ich auch mit innigstem Behagen die Empfindung jener erquicklichen Tage wieder, die uns im August zusammenführten, und wie eine beglückte Kuh wälze ich mich im Sonnenschein dieser Erinnerungen.

Seitdem wir uns damals über Himmel und Erde ausgesprochen haben, ist mir kaum etwas Wichtiges passiert; ich schrieb auf der Veranda an meinem index: „dort saß ich unter falben Blättern ein from-

mer Mann“. Der freundliche Spätsommer mit halbverkühltem Sonnenschein und Müßiggang läuft nun ab, in Leipzig erwartet man mich, und ein Inserat im Tageblatt sucht ein „feines“ Garçonlogis für einen unverheirateten Gelehrten. Unsre guten dortigen Bekannten haben alle schon Staffeln des Ruhms erklimmen: ich armer homo literatus muß auch nächstens dran denken, einen akademischen Grad zu erwerben, um nicht zum pecus der „Literaten“ gerechnet zu werden. Im übrigen nehme ich mir vor, etwas mehr Gesellschaftsmensch zu werden; insbesondere habe ich eine Frau aufs Korn genommen, von der mir Wunderdinge erzählt sind, die Frau des Professor Brockhaus, Schwester Richard Wagners; über deren Kapazitäten Freund Windisch (der mich besucht hat) eine erstaunliche Meinung hat. Mir gefällt dabei die Bestätigung der Schopenhauerschen Erblichkeitstheorie; auch die andre Schwester Wagners (in Dresden ehemals Schauspielerin) soll ein bedeutendes Weib sein. Ritschls gehn fast nur mit Familie Brockhaus um.

Kürzlich las ich auch (und zwar primum) die Jahnschen Aufsätze über Musik, auch die über Wagner. Es gehört etwas Enthusiasmus dazu, um einem solchen Menschen gerecht zu werden: während Jahn einen instinktiven Widerwillen hat und nur mit halbverklebten Ohren hört. Ich gebe ihm trotzdem vielfach recht, insbesondere darin, daß er Wagner für den Repräsentanten eines modernen, alle Kunstinteressen in sich aufsaugenden und verdauenden Dilettantismus hält: aber gerade von diesem Standpunkte aus kann man nicht genug staunen, wie bedeutend jede einzelne Kunstanlage in diesem Menschen ist, welche unverwüstliche Energie hier mit vielseitigen künstlerischen Talenten gepaart ist: während die

„Bildung“, je bunter und umfassender sie zu sein pflegt, gewöhnlich mit mattem Blicke, schwachen Beinen und entnervten Lenden auftritt.

Außerdem aber hat Wagner eine Gefühlssphäre, die O. Jahn ganz verborgen bleibt: Jahn bleibt eben ein Grenzbotenheld, ein Gesunder, dem Tannhäuser-sage und Lohengrinatmosphäre eine verschlossene Welt sind. Mir behagt an Wagner, was mir an Schopenhauer behagt, die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft usw. Der einzige Mensch, den ich hier in Naumburg mit immer neuem Genuß aufgesucht habe, ist Wenkel, unser unermüdlicher Forscher in Kant und Schopenhauer, der in dieser Ausschließlichkeit seines Studiums eine bedeutende Willenskraft zeigt. Die stete Beschäftigung mit philosophischen Gedanken macht ihn zu einem bösen Kritiker unsrer Philologie: ich habe ihm öfter etwas hingebraht, um eine Meinung von ihm zu hören, z. B. Bernaysische und Ritschlsche Aufsätze. An Ritschl anerkannte er einen gewissen genialen Zug, lachte aber über das Pathos bei solchen Kleinigkeiten; Bernays behagte ihm gar nicht. Er denkt auch im Stillen an eine spätere akademische Tätigkeit und will auch nächstens den Doktorhut haben.

Denke Dir, daß ich durchaus noch nicht endgültig mit dem Militärdienst abgeschlossen habe, ja daß sich sichre Aussicht auf spätere artilleristische Tätigkeit eröffnet. Mein Hauptmann hat mir freundlicherweise in meinem Zeugnis die Qualifikation zum Landwehrlieutenant ausgesprochen: falls ich einen Monat im Frühjahr Dienst tue, um mir die nötigen Kenntnisse zum Gespannexerzieren zu erwerben. Da ein Krieg über kurz oder lang doch eine Unvermeidlichkeit ist, und sich keine Aussicht bietet, ganz aus den militärischen Fesseln erlöst zu werden, so ist ein

Avancement zum Landwehrlieutenant von äußerstem Werte. [...]

Meine Dissertation will ich über Homer und Hesiod als coetanei machen. Kürzlich habe ich Val. Roses Anakreonten fürs Zentralblatt angezeigt – mit einigen Bemerkungen über Roses Unarten und Stachelschweinstil.

Doch was habe ich schon unnützerweise geplaudert! Wer wird aber auch gleich nach Tische Briefe schreiben, Briefe an solche Freunde, Briefe, an denen man wenig Gedanken und viel Verdauung merkt. O Hund, du Hund, du bist nicht gesund, solche Briefe zu schreiben!

Mit diesem pensionsmädchenhaften Knicks  
verbleibe ich Dein Freund

Friedrich Nietzsche  
preußischer Kanonier.

Meine Angehörigen grüßen bestens.

An Erwin Rohde

Leipzig, 9. November 1868

Mein lieber Freund,  
heute habe ich die Absicht, Dir eine Reihe von heiteren Dingen zu erzählen, lustig in die Zukunft zu blicken und mich so idyllisch-behaglich zu gebärden, daß Dein böser Gast, jenes katzenartige Fieber, einen krummen Buckel macht und sich ärgerlich von dannen trollt. Und damit jeder Mißton vermieden werde, will ich die bekannte res severa, die Deinen zweiten Brief veranlaßte, auf einem besonderen Blatt besprechen, das Du dann in besonderer Stimmung und auf besonderem Orte lesen magst.

Die Akte meiner Komödie heißen: 1. Ein Vereins-

abend oder der Unterprofessor, 2. der herausgeworfene Schneider, 3. ein Rendezvous mit †. Einige alte Weiber spielen mit.

Am Donnerstag Abend verführte mich Romundt zum Theater, für das meine Gefühle sehr erkalten: wir wollten ein Stück von unserm Zukunftsdirektor Heinrich Laube sehn und saßen wie thronende Götter im Olymp zu Gericht über ein Machwerk genannt „Graf Essex“. Natürlich schimpfte ich auf meinen Verführer, der sich auf die Empfindungen seiner zehnjährigen Kindheit berief, und war glücklich einen Raum verlassen zu können, in dem sich nicht einmal ΓΑΑΥΚΙΑΙΟΝ vorfand: wie sich bei mikroskopischer Durchsuchung aller Winkel des Theaters erwies.

Zu Hause fand ich zwei Briefe, den Deinigen und eine Einladung von Curtius, den jetzt näher zu kennen mir Vergnügen macht. Wenn sich zwei Freunde unsrer Art Briefe schreiben, da freuen sich bekanntlich die Engelchen; und so freuten sie sich auch, als ich Deinen Brief las, ja sie kicherten sogar.

Am andern Morgen zog ich festlich aus, um mich bei der Curtia für die Einladung zu bedanken, da ich sie leider nicht annehmen konnte. Ich weiß nicht, ob Du diese Dame kennst; mir hat sie sehr gefallen, und es entstand zwischen dem Ehepaar und mir eine unverwüstliche Heiterkeit. In dieser Stimmung ging ich zu meinem Redakteur en chef Zarncke, fand herzliche Aufnahme, ordnete mit ihm unsre Verhältnisse — meine Rezensionsprovinz ist jetzt unter anderm fast die gesamte griechische Philosophie, mit Ausnahme von Aristoteles, den Torstrik innehat, und eines andern Theiles, in dem mein ehemaliger Lehrer Heinze (Hofrat und Prinzenerzieher in Oldenburg) tätig ist. Hast Du beiläufig meine Anzeige von Ro-

ses Symposiaca Anacreontea gelesen? Nächstens kommt auch mein Namensvetter dran, der an der Eudokia zum Ritter geworden ist, — langweilige Dame, langweiliger Ritter!

Zu Hause angelangt, fand ich Deinen zweiten Brief, entrüstete mich und beschloß ein Attentat.

Am Abend war der erste Vortrag unsres philologischen Vereins für dies Semester angesetzt: und man hatte mich sehr höflich ersucht, diesen zu übernehmen. Ich, der ich Gelegenheiten brauche, mich auf akademische Waffen einzupauken, war auch gleich bereit und hatte das Vergnügen, bei meinem Eintritt bei Zaspel eine schwarze Masse von 40 Zuhörern vorzufinden. Romundt war von mir beauftragt, recht persönlich aufzupassen, damit er mir sagen könne, wie die theatralische Seite, also Vortrag, Stimme, Stil, Disposition beschaffen sei und gewirkt habe. Ich habe ganz frei gesprochen, bloß mit Zuhilfenahme eines Deminutivzettels, und zwar über die Varronischen Satiren und den Zyniker Menippus: und siehe, es war alles *καλά λον*. Es wird schon gehen mit dieser akademischen Laufbahn!

Hier nun ist zu erwähnen, daß ich beabsichtige, bis Ostern mich hier aller Habilitationsscherereien zu entledigen und zugleich bei dieser Gelegenheit zu promovieren. Dies ist erlaubt: einen speziellen Dispens brauche ich nur, insofern ich noch nicht das übliche quinquennium hinter mir habe. Nun ist sich habilitieren und lesen zweierlei: aber recht passend scheint es mir, nachdem ich mir die Hände freigemacht habe, dann hinauszureisen in die Welt, zum letzten Male in nichtamtlicher Stellung! Ach lieber Freund, es wird die Empfindung eines Bräutigams sein, Freude und Ärger gemischt, Humor, *γένος σπουδογέλιον*, Menippus!

Im Bewußtsein eines guten Tagewerkes ging ich zu Bett und überlegte mir die bewußte bei Ritschl aufzuführende Szene: als welche auch am andern Mittag aufgeführt wurde.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel, an mich adressiert, mit der kurzen Notiz: „Willst Du Richard Wagner kennenlernen, so komme um  $\frac{3}{4}$  4 in das Café Théâtre. Windisch.“

Diese Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!, so daß ich die eben gehabte Szene ganz vergaß und in einen ziemlichen Wirbel geriet.

Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten inkognito in Leipzig bei seinen Verwandten: die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht, wie Gräber in Livree. Nun hatte die Schwester Wagners, die Prof. Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommiern, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr dies Lied schon wohl bekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagners: gibt allerhöchsten Willen kund, mich inkognito kennenzulernen. Ich sollte für Freitag abend eingeladen werden: Windisch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend nachmittag vor. Windisch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vortreffliche Familie

kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag abend.

Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gib mir zu, daß die Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Märchen streifte.

In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte, ins Freie zu gehn, und so war ich denn zufrieden, daß mich nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte und von dem Gott in der Philosophie – denn er behandelt als candidandus den von Ahrens gegebenen Stoff „Entwicklung des Gottesbegriffs bis Aristoteles“, während Romundt die Preisaufgabe der Universität „über den Willen“ zu lösen trachtet. – Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher ging. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sklaven heftig mit meinem Anzuge beschäftigt: man versprach, in  $\frac{3}{4}$  Stunden ihn zu schicken.

Ich ging vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute abend sehen würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adresse: „an den großen deutschen Tondichter Richard Wagner“.

Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudokia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gelendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten be-

unruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gittertor jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Haustür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus geriet in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Paket kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit meine Sachen anzuziehen und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentiert die Rechnung. Ich akzeptiere höflich; er will bezahlt sein, gleich, bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu tun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehen, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehen: Gewalt meiner Seite, Gewalt seiner Seite! Szene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehen.

Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: währenddem entfernt sich das Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2. Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sofa und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

– Draußen gießt der Regen. –

Ein Viertel auf acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack,

doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderszene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden, als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener, und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemütlichen Tone zurufen: „Meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich!“ „Meine Gutsten, noch ein bißchen leidenschaftlicher!“ W. imitiert sehr gern den Leipziger Dialekt. —

Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigentümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts Besseres tun kann, als mit Dir, mein teurer Freund, zu reden und „wundersame Mär“ zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner und zwar alle wichtigen Stellen der Meistersinger, indem er alle Stimmen imitierte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe! Dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den

Philosophenkongreß in Prag und sprach von den „philosophischen Dienstmännern“. Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Szene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe. Heute ein herzliches Lebewohl und beste Wünsche für Deine Gesundheit.

F. N.

An Erwin Rohde

Leipzig, am Bußtage (20. Nov. 1868)

Mein lieber Freund,

jetzt wo ich wieder das wimmelnde Philologengezücht unserer Tage aus der Nähe sehe, wo ich das ganze Maulwurfstreiben, die vollen Backentaschen und die blinden Augen, die Freude ob des erbeuteten Wurms und die Gleichgültigkeit gegen die wahren, ja aufdringlichen Probleme des Lebens täglich beobachten muß, und nicht nur an der jungen Brut, sondern an den ausgewachsenen Alten: da kommt es mir immer begreiflicher vor, daß wir beide, falls wir nur sonst unserm Genius treu bleiben, nicht ohne mannigfache Anstöße und Quertreibereien unsern Lebensweg gehen werden. Wenn sich Philologe und Mensch nicht völlig decken, so staunt das erwähnte Gezücht erst das Mirakel an, dann ärgert es sich und endlich kratzt,

bellt und beißt es: als wovon Du eben ein Beispiel erlebt hast. Denn das ist mir ganz ersichtlich, daß der Dir gespielte Streich durchaus nicht gegen Deine spezielle Leistung gerichtet ist, sondern gegen das Persönliche; und ich lebe der sicheren Hoffnung, bald auch einmal so einen Vorgeschmack von dem zu bekommen, was meiner noch in dieser höllischen Atmosphäre wartet. Aber, lieber Freund, was hat das mit Deinen und meinen Leistungen zu tun, was andere über unsre Persönlichkeiten urteilen? Denken wir an Schopenhauer und Richard Wagner, an die unverwüstliche Energie, mit der sie den Glauben an sich unter dem Halloh der ganzen „gebildeten“ Welt aufrecht erhielten; und wenn es nicht erlaubt ist, sich auf deos maximos zu berufen, so bleibt uns immer noch der Trost, daß den Käuzen das Recht zu existieren nicht versagt werden darf (auch dem Käuzchen nicht: cf. beifolgende Photographie) und daß zwei sich verstehende und herzenseinige Käuze ein fröhliches Schauspiel für die Himmlischen sind.

Schließlich ist nichts bedauerlicher, als daß gerade jetzt, wo wir anfangen, unsere Lebensanschauung praktisch zu bewähren und der Reihe nach alle Dinge und Verhältnisse, Menschen, Staaten, Studien, Weltgeschichten, Kirchen, Schulen usw. mit unsern Fühlhörnern betasten – daß gerade jetzt so viele Meilen zwischen uns liegen, und daß jeder von uns die halb vergnügliche, halb schmerzliche Empfindung, seine Weltanschauung zu verdauen, für sich allein haben muß: eigentlich wäre nichts erquicklicher, als so, wie wir damals bei Kintschy unsre leiblichen Mahlzeiten gemeinsam verdauten, so jetzt zusammen symbolisch einen Nachmittagskaffee zu trinken und von der Mitte unsres Lebenstages aus rückwärts und vorwärts zu schauen.

Nun, es wird dazu auch in Paris noch nicht zu spät sein: wo die große ἀναγνώσις unsrer Komödie stattfindet und zwar auf der schönsten Szene der Welt, zwischen den buntesten Kulissen und einer Unzahl glänzender Statisten.

Ach wie schön ist diese Luftspiegelung! –

Darum bleibe fern kommune Wirklichkeit, schändlich gemeine Empirie, Soll und Haben, Grenzbotenüchternheit – nein, dieser ganze Brief sei nun mit ganzer Seele

als festlich hoher Gruß  
dem Freunde dargebracht!  
(Er trinkt das Tintefaß aus.)

Chor der Asketen:  
Selig der Liebende,  
Der die betrübende,  
Heilsam' und übende  
Prüfung bestanden!

Um den folgenden Brief zu verstehen, muß man den Weihnachtsbrief Rohdes an Nietzsche kennen. Nietzsche scheint durch folgende Sätze Rohdes in der Tiefe getroffen worden zu sein. „Dir allein verdanke ich die besten Stunden meines Lebens; ich wollte, Du könntest in meinem Herzen lesen, wie innig dankbar ich Dir bin für alles, was Du ihm geschenkt; der Du mir das selige Land reinsten Freundschaft erschlossen hast, in das ich, mit liebedurstigem Herzen, früher wie ein armes Kind in reiche Gärten geblickt hatte. Der ich von jeher einsam war, ich fühle mich jetzt versteht mit der Besten Einem, und Du kannst schwerlich verstehen, wie das mein inneres Leben verändert hat; bei meinem tiefen Bewußtsein meiner Härten und Schwächen erquickt mich Liebe und Milde wie etwas Unverdientes unsäglich.“

An Erwin Rohde

Naumburg und Leipzig, Anfang Januar 1869

Mein lieber Freund,

bevor ich heute auf alle unsre gemeinsamen Herzensdinge kommen kann, will Bileams Eseelein einige Worte verlauten lassen. Selbiges Getier wunderte sich nämlich sehr über jenen nach Hamburg geschickten Druckbogen; jetzt aber ist es durch den Obersten der Drugulinschen Druckerei aufgeklärt und denkt fürderhin wie ein aufgeklärter Setzer. Die erste Korrektur nämlich habe ich besorgt: da es aber Träumerei ist, durch einen einzigen Angriff dem Setzer seine Liebhabereien für verrückte Worte und barbarisches Griechisch zu verleiden, so wurde Dir – dem als Autor natürlich eine ganz andre Autorität zur Seite steht (um mit R. Wagner zu reden) – die zweite Korrektur übertragen und mir nun hinwiederum die dritte: welche auch bereits besorgt ist. Hoffen wir denn also, daß das neugebackne Geschöpfchen bald munter und guter Dinge umherspringe, *Γλωκιδιον* in Backfischrollen vergleichbar. Der Himmel schenke Dir und mir immer so gute Hebammen wie den Dr. Engelmann: dem Du vielleicht schon ein paar Zeilen geschrieben hast, zumal er den Wunsch hat, Dich kennenzulernen. – Und damit verstummt das Eseelein, und die Menschen dürfen wieder reden.

Ach lieber Freund, was für einen schönen Weihnachtsgruß hast Du mir nach Naumburg geschickt. Am ersten Festmorgen war es, und Festglocken läuteten. Die ganze Welt ist an diesem Morgen beschenkt und deshalb ein wenig besser als im ganzen andern Jahr. Ich selbst zog mit geblähter Nase die warme Temperatur der Heimat ein: siehe, da kam der Briefträger und machte meine Freude voll. Wer sich als Einsiedler zu fühlen gewöhnt hat, wer mit kalten

Blicken durch alle die gesellschaftlichen und kameradschaftlichen Verbindungen hindurchsieht und die winzigen und zwirnfädigen Bändchen merkt, die Menschen an Menschen knüpfen, Bändchen so fest, daß ein Windhäuchchen sie zerbläst: wer dazu die Einsicht hat, daß nicht die Flamme des Genies ihn zum Einsiedler macht, jene Flamme, aus deren Lichtkreis alles flieht, weil es, von ihr beleuchtet, so totentanzmäßig, so narrenhaft, spindeldürr und eitel erscheint: nein wer einsam ist vermöge einer Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebrauten Mischung von Wünschen, Talenten und Willensstrebungen, der weiß, welch „ein unbegreiflich hohes Wunder“ ein Freund ist; und wenn er ein Götzendiener ist, so muß er vor allem „dem unbekanntem Gotte, der den Freund schuf“, einen Altar errichten. Ich habe hier Gelegenheit, mir die Ingredienzen eines glücklichen Familienlebens in der Nähe anzusehn: hier ist kein Vergleich mit der Höhe, mit der Singularität der Freundschaft. Das Gefühl im Hausrock, das Alltäglichs- und Trivialste überschimmert von diesem behaglich sich dehnenden Gefühl – das ist Familienglück, das viel zu häufig ist, um viel wert sein zu können. Aber Freundschaften? – es gibt Menschen, die an ihrer Existenz zweifeln. Ja, es ist eine ausgesuchte Gourmandise, die nur wenigen zuteil wird, jenen ermatteten Wanderern, „denen der Lebensweg ein Weg durch die Wüste ist“: sie tröstet ein freundlicher Dämon, wenn sie im Sande liegen, ihnen netzt er die verdorrten Lippen mit dem Götternektar der Freundschaft. Diese wenigen aber singen in den Klüften und Höhlen, wo sie ungestört vom Weltlärm ihren Göttern opfern, schöne Hymnen auf die Freundschaft, und der alte Oberpriester Schopenhauer schwenkt dazu den Weihkessel seiner Philosophie.

An der mit NB. bezeichneten Stelle kam eine Nachricht, die mich in die Stadt rief, sobald der Bogen vollgeschrieben war: jetzt zurückgekommen, zittre ich in allen Gliedern und kann mich nicht einmal dadurch befreien, daß ich Dir mein Herz ausschütte. Absit diabolus! Adsit amicissimus Erwinus!

An Erwin Rohde

Leipzig, 16. Januar 1869

Mein lieber Freund,

ich hatte neulich allen Grund, an den Gliedern zu zittern und den Brief jäh abubrechen; denn es ist ein großer Streich auf mein Haupt gefallen, und die gemeinsamen Pariser Pläne flattern in alle Lüfte. Und mit ihnen flattern meine schönsten Hoffnungen. Ich hatte es noch einmal recht wohl haben wollen, bevor ich an die Berufskette gelegt würde, ich hatte sehnlich begehrt, den tiefen Ernst und den zauberhaften Reiz eines Wanderlebens auszukosten, noch einmal das unbeschreibliche Glück, Zuschauer und nicht Mitspieler zu sein, mit dem treuesten und verständnisreichsten Freunde zu schlürfen. Ich dachte mir uns beide, wie wir, mit ernstem Auge und lächelnder Lippe, mitten durch den Pariser Strom hindurchschreiten, ein paar philosophische Flaneurs, die man überall zusammen zu sehen sich gewöhnen würde, in den Museen und Bibliotheken, in den Closeries des Lilas und der Notre-Dame, überallhin den Ernst ihres Denkens und das zarte Verständnis ihrer Zusammengehörigkeit tragend. Und was soll ich eintauschen gegen eine solche Wanderschaft, gegen solche Freundesnähe! Ach, liebster Freund, ich glaube, so ist es dem Bräutigam zumute wie mir: nie erschien mir unsre holde Ungezwungenheit, unsre ideale Sommerbummelei so beneidenswert wie jetzt.

Bevor ich nun das Folgende ausspreche, bitte ich Dich darum, eine Sache, die noch nicht ausgetragen ist, als ein strenges freundschaftliches Geheimnis zu betrachten, an dem fremde Nasen noch gar nicht zu schnüffeln haben.

Lieber Freund, ich habe die wahrscheinliche, ja sichere Aussicht, allernächster Zeit an die Universität Basel berufen zu werden: ich habe mich darauf einzurichten, von Ostern an akademischer Lehrer zu sein.

Mein Titel wird zunächst der eines Profess. extraord. sein, mein Gehalt 3000 Fr. betragen und meine Stellung es mit sich bringen, an der obersten Klasse des dortigen Pädagogiums wöchentlich sechs Stunden zu geben. Nachdem diese ganze Berufung erst in Szene gesetzt ist, würde es eine unverzeihliche Laune sein, wieder sich auf die Hinterfüße zu stellen.

Der Ursprung aber dieser märchenhaften Geschichte ist dieser. Der dortige Erziehungsrat, von Kießling benachrichtigt, daß er nächstens Basel verlassen würde – mit was für vorteilhaften Aussichten, kann Dir gleich sein – jener Erziehungsrat also, der sehr vortreffliche Vischer, fragt bei Ritschl, seinem alten Ratgeber in solchen Fällen, an und erkundigt sich bei dieser Gelegenheit nach einem Menschen meines Namens, von dem man den Eindruck habe, daß er aus guter Schule sei.

Das Folgende kannst Du Dir denken: wie Ritschl mich kommen läßt, wie ich in eine glückliche Bestürzung gerate, in der ich einen ganzen Nachmittag, spazierend, Tannhäusermelodien sang, wie Ritschl über mich Bericht erstattet und wie nun schließlich Vischer wieder schreibt usw. Wozu Dich noch behelligen mit dem, was noch mitten durch schwimmt, mit den eifrigen, ja gierigen Bewerbungen anderer usw.

Nun kann ja noch ein kleiner Dämon alles wieder

über den Haufen werfen; und geschieht dies, so bin ich der letzte, der den Kopf hängen läßt. Ich habe von Anfang an mich daran gewöhnt, in dieser Geschichte eine großartige Zufälligkeit zu sehen. Sollte sie sich plötzlich in jenes lächerliche Mäuslein verwandeln, von dem der Dichter singt – immerhin! Wir sind nicht so leicht tot zu machen! (Pluralis maiestatis!) Viel schmerzlicher wird mir sein – oder würde mir sein –, wenn unsre Pariser Zukunftsträume spurlos in den Lüften zerflattern sollten.

Lieber Freund, ich halte meinen Finger an meinen Mund und gebe Dir einen recht kräftigen Händedruck. Wir sind doch recht die Narren des Schicksals: noch vorige Woche wollte ich Dir einmal schreiben und vorschlagen, gemeinsam Chemie zu studieren und die Philologie dorthin zu werfen, wohin sie gehört, zum Urväter-Hausrat. Jetzt lockt der Teufel „Schicksal“ mit einer philologischen Professur.

Übrigens sind zunächst die Aussichten dieser Professur vortrefflich. Steigerungen des Ranges und des Gehaltes sind schon nach kurzen Terminen vorgesehen; und alles, was ich höre oder erhorche, spricht dafür, daß ich mit frei denkenden und nobeln Behörden – unerhört! auf preußische Taille! – zu tun habe.

In der nächsten Zeit muß ich nun schnell promovieren; wärest Du vielleicht so gefällig, eine Korrektur der sehr kurzen Dissertation (Corollarium disput. de font. Laert.) zu übernehmen? Meine Zeit ist mir sehr teuer geworden. Gott weiß, was ich alles in den nächsten Monaten zu tun habe! Schopenhauer lächelt ob dieses Stoßseufzers: denn was bringen wir Schächer mit unsrer πολυπραγμοσύνη zustande?

Und so lebe wohl und verzeih, wenn Du kannst, die Treulosigkeit Deines treuesten Freundes. 's gibt halt keine Treue auf der Welt. Das Leben ist mir recht

schwül, ich spüre so etwas wie das Herannahen des Sommers. —

Noch eine Notiz. Kürzlich hat mich Richard Wagner, zu meiner größten Freude, brieflich grüßen lassen. Luzern ist mir nun nicht mehr unerreichbar. Am Ende dieses Monats reise ich nach Dresden, um die Meistersinger zu hören. Schließlich freue ich mich darauf mehr als auf alles, ausgenommen unsre Pariser Reise.

Es lebe die Kunst und die Freundschaft!

F. N.

An Erwin Rohde

[Visitenkarte] Leipzig, 12. Februar 1869

Lieber Freund, der Sprung ins Unvermeidliche ist geschehn: heute, an jenem festlichen Tage, an dem Dein "Ovoç reichgeschmückt ins Leben tritt, ist der unterzeichnete "Ovoç in den Stand des heiligen Professorentums getreten. Es lebe die freie Schweiz, Richard Wagner und unsre Freundschaft!

[Vorderseite]

Friedrich Nietzsche

Professor extraord. der klass. Philologie zu Basel.

II  
DER PROFESSOR  
1869—1879

—  
1869

Am 20. April 1869 trifft Nietzsche in Basel ein. (Dort hat er jahrelang im Hause Schützengraben 45 [jetzt 47] zusammen mit seinem Kollegen Overbeck gewohnt. Das Haus wurde von ihnen nach dem Namen der Wirtin „Baumannshöhle“ genannt.) Am 28. Mai hält er seine Antrittsrede über die Persönlichkeit Homers. Das Semester ist anstrengend. Mit den Schülern des Pädagogiums, d. h. mit der Prima des Gymnasiums liest er Platons Phädon, an der Universität liest er vierstündig über griechische Lyrik und dreistündig über Äschylus' Choephoren.

An Erwin Rohde

Basel, Juli 1869

Mein lieber Freund,  
weißt Du schon, was der Baseler „Bündlitag“ ist? Jedermann schnürt sein Bündel und läuft nach der Eisenbahn, alle Schulen, auch die Universität machen eine Erholungspause von vier Wochen: und die Baseler Klimatologen behaupten, während dieser Zeit sei es physisch unzutraglich, in Basel zu bleiben. Also hinaus in die weite Welt! Aber wohin? Die großen Eisberge locken mich, wie ich zu meinem Erstaunen merke, gar nicht so sehr: und ich würde mit Wonne wieder das liebenswürdige bayrisch-böhmische Gebirgsland aufsuchen, — wenn es nur in Deiner Gesellschaft geschehen könnte, lieber Freund!

Leider bist Du jetzt nun gerade in Süditalien: sonst

wäre ich Dir vielleicht bis zu einem der norditalischen Seen entgegengereist und wir hätten uns, in einem Kahne liegend, mit dem Blick nach dem blauen Himmel, schaukeln lassen können, trotz aller Einsamkeit in der allerbesten und ersehenswertesten Gesellschaft. Nun sitze ich hier in Basel und weiß nicht, warum ich fortwandern soll; finde ich doch nirgends so eine rechte, wahre, innerlich heilende und kräftigende Erholung. An meinen „Kollegen“ mache ich eine seltsame Erfahrung: ich fühle mich unter ihnen, wie ich mich ehemals unter Studenten fühlte: im ganzen ohne jedes Bedürfnis mich mit ihnen näher abzugeben, aber auch ohne allen Neid: ja genau genommen, fühle ich einen kleinen Grad von Verachtung gegen sie in mir, mit dem sich ja ein sehr höflicher und gefälliger Verkehr ganz gut verträgt. Mein Vorgänger Kießling war freilich, wie ich aus allem entnehme, eine ganz diverse Natur, zugänglich-sanguinisch, immer auf den Beinen, um eine Gesellschaft zusammenzutreiben usw., während ich an solchen gemeinsamen Spaziergängen mit 6–8 Kollegen sehr wenig habe, unendlich weniger, als wenn ich ungestört und einsam für mich wandere. Allmählich gewöhnen sich die Leute auch daran, mich allein zu lassen, nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns—denn sie glauben, ich werde mich so nicht in Basel wohlfühlen und amüsieren — die gutherzigen Kerle.

Ich bin mit meiner akademischen Stellung zufrieden. Die Studenten haben Zutrauen zu mir, und ich suche sie bestens zu beraten, nicht bloß in philologischen. Übrigens habe ich jetzt schon das Vergnügen, daß Michaeli drei meiner bisherigen Zuhörer auf meinen Rat nach Leipzig gehen; dazu grade die besten. — Für meine Vorlesungen in den nächsten Jahren habe ich mir einen Plan gemacht: ich lese alles das, was ich

genauer lernen will oder lernen muß. Offenbar profitiere ich dabei am meisten. Meine Choephoren und das Lyrikerkolleg geraten zu meiner Freude recht produktiv, und jedenfalls besser als ich voraussehen konnte. [...]

Das schicksalsvolle Ereignis dieses Semesters fällt in die Pfingstferien. Nietzsche steht unschlüssig vor dem Landhause Wagners am Vierwaldstätter See und überlegt, ob er die Aufforderung zum Besuch, die er in Leipzig erhalten hat, ernst nehmen sollte. Von drinnen hört er einen immer wiederholten schmerzlichen Akkord: es ist eine Stelle aus dem dritten Akt des „Siegfried“, dessen Partitur eben fertig wird. Die Worte zu diesem Akkorde lauten:

„Verwundet hat mich  
der mich erweckt.“

Mit dem ihm eigenen Schicksalsgefühl hat Nietzsche später diese Worte auf sich selber bezogen.

Der Pfingstmontag ist der erste jener strahlend-feierlichen Tage, die Nietzsche mit Wagner und Cosima verlebte hat. Sein Erscheinen erweckte in Wagner die Hoffnung, daß er durch ihn Kreise für seine Kunst gewinnen werde, die ihr noch fremd gegenüberstanden. Nietzsche führte ihm sogleich seine Freunde zu und schien sich durch seine ersten Schriften als eine neue, höhere Art von Herold des Wagnerschen Lebenswerkes darzustellen. Es war nicht die Schuld des Philosophen, daß der alternde Meister sich über die Selbständigkeit und Größe des jungen Freundes täuschte. Man darf bei der Beurteilung der Freundschaftstragödie zwischen Wagner und Nietzsche niemals die ausschließliche, leidenschaftliche Hingabe Cosimas an das Werk des Meisters übersehen, und man darf nicht vergessen, daß Wagner eigentlich nur zum Weibe ein ursprüngliches Verhältnis hatte; seine „Freunde“ waren für ihn immer nur Helfer oder Diener vom Typus Kurwenals.

Als Nietzsche die Vorträge: Das griechische Musikdrama, Sokrates und die Tragödie, Vorarbeiten zu seinem

ersten Buche, nach Tribsehen gesandt hatte, schrieb ihm Cosima:<sup>1</sup> „Ihre Sendung und die Beschäftigung damit bezeichnet eine Wendung der Stimmung auf Tribsehen. Wir waren so trübgemut, daß wir selbst nichts mehr abends lasen; die Wallfahrt, die wir durch Sie zu den schönsten Zeiten der Menschheit unternehmen mußten, hat so wohlthätig auf uns gewirkt, daß am andren Morgen der Meister seinen Siegfried mit Begleitung der kecksten und übermütigsten Violinfigur auf dem Rhein sein heiteres Thema blasen läßt, welches vernehmend die Rheintöchter freudig hoffend breit und stark ihr Motiv erklingen lassen.“ (Siegfrieds Rheinfahrt)

Wie Wagner den neugewonnenen Freund sogleich seinem Unternehmen einzuordnen gedenkt, zeigt seine Antwort auf den glücklichen Echobrief Nietzsches; er konstruiert ein Bündnis zwischen Philologie und Musik:<sup>2</sup> „Wären Sie Musiker geworden, so würden Sie ungefähr das sein, was ich geworden wäre, wenn ich mich auf die Philologie obstiniert hätte... Nun zeigen Sie denn, zu was die Philologie da ist und helfen Sie mir, die große „Renaissance“ zustande zu bringen, in welcher Platon den Homer umarmt, und Homer, von Platons Ideen erfüllt, nun erst recht der allergrößte Homer wird.“

An Erwin Rohde

Badenweiler, 17. August 1869

Mein lieber Freund,

der letzte Ferientag. Alte begrabne Empfindungen wachen auf. Mir ist zumute, wie es dem Tertianer zumute ist, der sentimental wird und Gedichte über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks macht, wenn er den Glockenschlag des letzten Ferientages hört. Ach lieber Freund, ich habe doch wenig Vergnügen und muß alles so einsam in mich hineinkauen. Ja

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Der junge Nietzsche, 1913, Kröner, S. 254.

<sup>2</sup> E. Förster-Nietzsche: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, 1915, Gg. Müller, S. 36.

ich würde auch die böse Dysenterie nicht scheuen, wenn ich durch sie mir ein abendliches Gespräch mit Dir erkaufen könnte. Wie wenig sind Briefe! Da habe ich mir gestern eine schöne Stelle vom alten Goethe gemerkt:

„wie köstlich ist des gegenwärtigen Freundes gewisse Rede, deren Himmelskraft ein Einsamer entbehrt und still versinkt. Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen, Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart des Liebenden entwickelte sie leicht.“

Sieh das ist es: wir brauchen ewig Hebammen, und um sich entbinden zu lassen, gehen die meisten ins Wirtshaus oder zum „Kollegen“, und da purzeln dann wie die kleinen Katzen die Gedanklein und Plänlein heraus. Wenn wir aber trüchtig sind, da ist niemand zu Hilfe, der uns bei der schweren Geburt beisteht: und finster und morose legen wir dann unsern derben, ungestalten, neugebornen Gedanken in irgendeine dunkle Höhle; das Sonnenlicht der Freundschaft fehlt ihm.

Doch mit meinen ewigen Reden über Einsamkeit werde ich noch ganz zum Zimmermann; und keine freundliche Maria will sich mir gesellen. „Das Öchselein und das Eselein, die lobten Gott den Herren fein.“ Da liegt's! Nur ein wenig Rindvieh, und die Weltharmonie ist hergestellt, das Gebäude ist gekrönt. Weißt Du, die Schäfer und Schafe sahen den Stern; für uns andere ist alles dunkel.

Z. B. Tischendorf: er sah den Stern und lief ihm so schnell nach, bis er sich ihm auf die Brust setzte. Nun hat er für seinen kleinen Verdruß herrliche Ehren, bis ins vierte Glied. Ja, ja, quod licet bovi!

Dafür will ich Dir noch etwas von meinem Jupi-

ter erzählen, von R. Wagner, bei dem ich von Zeit zu Zeit aufatme und mich mehr erquicke, als sich meine ganze Kollegenschaft vorstellen kann. Das Menschenkind hat noch keinen Orden und jetzt eben die erste Auszeichnung bekommen, nämlich die Ehrenmitgliedschaft der Berliner Akademie der Künste. Ein fruchtbares, reiches, erschütterndes Leben, ganz abweichend und unerhört unter mittleren Sterblichen! Dafür steht er auch da, festgewurzelt durch eigne Kraft, mit seinem Blick immer drüber hinweg über alles Ephemere, und unzeitgemäß im schönsten Sinne. Da hat er mir kürzlich ein Manuskript gegeben „über Staat und Religion“, bestimmt als Memoire an den jungen Bayernkönig, von einer Höhe und Zeitentrücktheit, von einem Edelsinn und Schopenhauerischen Ernst, daß ich König zu sein wünschte, um solche Ermahnungen zu bekommen. Neulich habe ich ihm übrigens ein paar Stellen aus Deinen Briefen zugeschickt, für Frau von Bülow, die mich mehrfach darum gebeten hatte. Als ich das vorletzte Mal dort war, kam gerade in der Nacht meines Aufenthaltes ein kleiner Junge zur Welt, „Siegfried“ zubenannt. Als ich das letztmal dort war, wurde Wagner gerade fertig mit der Komposition seines „Siegfried“ und war im üppigsten Gefühl seiner Kraft. — Du willst ihm nicht schreiben? Du glaubst, er hat übergenug an entzückten Laien. Aber Du sollst auch nicht als Musiker schreiben, sondern als gleichgestimmter ernster Mensch; von solchen hat er nur sehr selten eine Kundgebung und ist jedesmal wie über einen Fund glücklich. Du bist ihm auch bereits kein Fremder mehr. Adresse: Herrn Richard Wagner in Tribtschen bei Luzern. (Beim Hund! Jetzt habe ich doch schön die Buchstaben gemalt: weißt Du, ich habe Dir einmal ein Buch von Grey emp-

fohlen und Du hast Grog gelesen.) Hast Du eigentlich meinen letzten Brief (mit meiner Photographie) bekommen, den ich nach Neapel poste restante geschickt habe? Ich bin mißtrauisch.

Adieu, teuerster Freund!

Fried. Nietzsche.

Für die lebenswürdige Kollation bin ich Dir sehr verbunden. Romundt ist Dr. phil. Meine Rede über Homer (die in Leipzig sehr gefallen hat) bekommst Du bei Deiner Rückkehr.

An Paul Deussen

Basel, 25. August 1869

Mein lieber Freund,

zum Zeichen daß ich gerne etwas von Dir hören möchte, daß ich mich aber noch lieber mit Dir unterhalten würde – breche ich die alte leidige Gewohnheit vom Hinüber und Herüber eines Briefwechsels und schicke ein zweites „Hinüber“ zu dem fernen Freunde.

Ob wir uns wohl verändert finden, wenn wir uns einmal wiedersehen! Schon Dein Äußeres kann ich mir nicht mehr vergegenwärtigen: denn was bedeutet die schlechte Photographie, die den Abiturienten Paul Deußen darstellt und in meinem Album steckt? Auch von meiner Photographie, die ich Dir das letztemal zusandte, wirst Du wenig haben, ja vielleicht gar Dir eine falsche Vorstellung machen: εἶδωσθαι καὶ ψεῦδος! Und was schon vom Äußerlichen gilt, wieviel mehr vom Innern. Wir können uns nur Briefe schicken, und diese sind noch nicht einmal Photographien des Innern, sondern nur flüchtige Schattenbilder einer noch flüchtigeren Stimmung.

Zur Freundschaft gehört Gegenwart: sonst tritt an ihre Stelle der Kultus der Erinnerung.

Nun will ich die Namen der Menschen aufzählen, welche mir, seitdem Du mich nicht mehr kennst, näher getreten sind.

Zuerst einige auch Dir bekannte: in erster und einziger Stellung Dr. Erwin Rohde, von bester und seltenster Sorte und mir in rührender Liebe treu zugetan. Dann Dr. Heinrich Romundt, jünger als ich und daher mehr in der Stellung eines lernend-mitstrebenden Freundes: mir außerordentlich wert wegen seiner philosophischen Gleichstimmung, so daß ich niemandem gegenüber etwas Längeres und Wichtiges lieber auseinandersetze als ihm. Dann Oberpfarrer Wenkel, tapferster und aussichtsreichster Gesinnungsgenosse in nomine Schopenhaueri: Verhältnis gegenseitigster Wertschätzung.

Neuerdings beglückende Annäherung der wärmsten und gemütvollsten Art an Richard Wagner, das will sagen: den größten Genius und größten Menschen dieser Zeit, durchaus inkommensurabel! Alle zwei, drei Wochen verlebe ich ein paar Tage auf seinem Landgute am Vierwaldstätter See und erachte diese Annäherung als die größte Errungenschaft meines Lebens, nächst dem, was ich Schopenhauer verdanke.

Über Ritschl habe ich Dir schon öfter geschrieben.

Von Frauen sind als die für mich einflußreichsten zu nennen Frau Ritschl und Frau Baronin von Bülow (Tochter Liszts).

Gute Freunde und treue Kameraden sind mir noch folgende: Dr. Windisch in Leipzig, Volkmann in Pforte, Prof. Zarneke in Leipzig, Prof. Schönberg in Basel (Nationalökonom), Dr. Roscher, Dr. Kleinpaul. Alle die letztgenannten stehen mir nahe genug, doch nicht in der ersten Linie der Freundschaft.

Nicht wahr, das ist eine stolze Reihe von Namen,

deren ich mich wohl erfreuen darf, zumal ich mit dem Prädikat „Freund“ sehr karg und haushälterisch bin und gar nicht darauf aus bin, nähere Bekanntschaften zu machen. Und nun sind alle die älteren und bewährten Namen noch nicht genannt, von Menschen, die mir schon befreundet waren, als Du mich kanntest.

Ein solches Verzeichnis ist jedenfalls lehrreich, und viele Betrachtungen kommen ganz ungesucht. Eine solche Freundesreihe ist gewissermaßen eine Projektion unsres Innern nach außen, eine Art Tonleiter, auf der alle Töne unsres Wesens einen Ausdruck finden. Man wird nachdenklich. – Zum Glück und zur Heiterkeit bin ich wohl nicht geboren.

Das Wunderlichste ist, daß man zur Beurteilung seiner selbst sich nie völlig fähig fühlt und beim Versuch dazu sich ebenso fremd ansieht und konstruiert als jeden beliebigen andern. Deshalb sind äußerliche Maßstäbe so nützlich, wie z. B. die oben erwähnte Freundesreihe. Nur daß man selbst sich scheut oder schämt, eine Konsequenz zu ziehn, und es lieber andern überläßt: wie ich es heute z. B. Dir überlasse, lieber Freund, mir einmal Deine Betrachtungen über jene Liste mitzuteiler.

Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können: wie steht es mit Dir?

Wir leiden alle schwer am Leben. Glücklich die harmlosen Blinden! – –

Dein treuer Freund

Friedr. Nietzsche.

An Erwin Rohde

Basel, am 3. Sept. 1869

Mein lieber Freund,

es ist ein böses Ding mit Briefen: man möchte vom Besten geben, und man gibt schließlich das ganz Ephemere, den Akkord und nicht die ewige Melodie.



Der 16jährige Nietzsche

Aufgenommen im Frühjahr 1861



Immer wenn ich mich zum Briefschreiben an Dich niedersetze, fällt mir das Wort Hölderlins (meines Lieblings aus der Gymnasialzeit) ein: „Denn liebend gibt der Sterbliche vom Besten!“ Und was hast Du nun, wenn ich mich recht erinnere, in meinen letzten Briefen bekommen? Negationen, Verdrießlichkeiten, Einsamkeiten, Einzelheiten. Und, weiß es Zeus und der herbstlich reine Himmel, so kräftig trägt's mich gerade in dieser Zeit ins Positive, so manche üppige Stunde mit reicher Einsicht und wirklicher Veranschaulichung geht an mir vorbei – aber immer wenn solche Zeiten und schwellende Stimmungen kommen, werfe ich einen ganzen Brief mit guten Gedanken und Wünschen für Dich in den blauen Himmel, in der Hoffnung, daß der elektrische Draht zwischen unsern Seelen (oder, nach Reichenbach, die odische Lohe) diese Schnellschrift zu Dir befördert.

Wenn Du nicht gar zu entfernt wärest, würde ich mir das Vergnügen machen, Dir ein längeres Aktenstück zu „vermitteln“, meine Antrittsrede, die bereits, im Manuskript, auf Wanderung gewesen ist und zuerst Romundt besucht hat: der sie mit rührender Wärme aufgenommen hat. Dann war sie bei Vater Ritschl: von dem ich das Lob eines guten Stilisten davongetragen habe; zuletzt bei Freund Wagner, der sie Frau v. Bülow vorgelesen hat: er stimmt, was mich sehr stärkt, mit allen vorgetragenen ästhetischen Ansichten überein, und gratuliert mir, das Problem richtig gestellt zu haben, was ja aller Weisheit Anfang und vielleicht Ende sei, und woran meistens gar nicht gedacht werde. Nun soll die Abhandlung noch zu dem mir und Dir so verehrlichen Wenkel, vielleicht auch zu Dr. Deussen: aber die rechte Weihe, die *σφρηγίς*, hat sie erst, wenn Du Deinen Segen darüber gesprochen hast. Nichts ist angeneh-

mer, als ein solches Bekanntwerden im Manuskript: man wählt sich ein ernsthaft denkendes Publikum und läuft nicht Gefahr, sich prostituiert zu sehen.

Übrigens habe ich auch mein Italien, wie Du; nur daß ich mich dahin immer nur die Sonnabende und Sonntage retten kann. Es heißt Tribschen und ist mir bereits ganz heimisch. In letzter Zeit bin ich, kurz hintereinander, viermal dort gewesen, und dazu fliegt fast jede Woche auch ein Brief dieselbe Bahn. Liebster Freund, was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Äschylus und Pindar leben noch, glaub es mir.

Deine Beobachtung über das Anlernen künstlerischer Genußfähigkeiten ist mir wichtig: ich komme neuerdings, so aus „heiler Haut“, darauf, in mir die Möglichkeit zu entdecken, Landschaftengemälde innerlich einzusaugen. Dargestellte „historische“ Bilder, der Mensch in seiner Bewegung bleibt mir ewig fern; ich bin sehr unplastisch. Aber so ein Landschaftsbild macht mich ruhig und erwartungsvoll. —

Nicht wahr, auf Deiner Rückreise bleibst Du einige Zeit bei mir in Basel? Romundt habe ich für den Anfang des Wintersemesters eingeladen: er will zu meiner Freude kommen. Im Oktober lebe ich mit Mutter und Schwester am Genfer See.

Im Winter lese ich Geschichte der vorplatonischen Philosophen und Hesiods Tage. Meine jetzige Vorlesung über die Choephoren ist recht zu meinem Vergnügen gediehen.

Es ist ein reiner, blauer, kühler Herbstmorgen, man spürt nie mehr die verkümmerte Flügelhaftigkeit seiner Seele. Sonst käme ich wohl über die Berge, wohl über das breite Tal

zu Dir, liebster Freund Erwin Rohde.

F. N.

An Erwin Rohde

Naumburg, 7. Oktober 1869

Heil und Segen voran!

Die Überschrift des Briefes zeigt Dir, welche Üppigkeit mir zuteil geworden, heimatliche Wärme und Erinnerungsfülle.

Draußen vor den Fenstern liegt der gedankenreiche Herbst im klaren, mildwärmenden Sonnenlichte, der nordische Herbst, den ich so liebe wie meine allerbesten Freunde, weil er so reif und wunschlos-unbewußt ist. Die Frucht fällt vom Baume, ohne Windstoß.

Und so ist es mit der Liebe der Freunde: ohne Mahnung, ohne Rütteln, in aller Stille fällt sie nieder und beglückt. Sie begehrt nichts für sich und gibt alles von sich.

Nun vergleiche die scheußlich-gierige Geschlechts-  
liebe mit der Freundschaft!

Ich sollte auch meinen, daß jemand, der den Herbst,  
wenige Freunde und die Einsamkeit wahrhaft liebt,  
sich einen großen, fruchtbar-glücklichen Lebensherbst  
prophezeien darf.

„Drum dulde, daß der Parzen eine  
den Herbst mir spinne, lieb und lang  
aus halbverkühltem Sonnenscheine  
und Müßiggang.“

Aber Du weißt, welchen Müßiggang wir meinen: haben wir doch schon zusammen gelebt, als echte *σχολαστικοί*, d. h. Müßiggänger.

Und was hindert uns, von jenem Lebensherbst zu hoffen, daß er wieder uns so zusammenbringt?

Sei dies dann Wunsch und Hoffnung, ausgesprochen am Gedenktage Deiner Geburt, aber immer und allezeit im Herzen getragen!

Von hier aus suche ich denn die alten Erinnerungs-

stätten in Leipzig auf, und Romundt meldet mir freundschaftlichst, daß er bereits dort eingetroffen sei, um mich nicht zu verfehlen. Habe ich Dir geschrieben, daß er meine Einladung angenommen hat, den Anfang des Wintersemesters in Basel zu erleben, und daß wir dort die schwierige Frage seiner Zukunftsstellung mitsammen erledigen wollen? Schreibe mir doch Deine Meinung: wie ich ihn jetzt kenne, nach der schönen Entwicklung des letzten Jahres, halte ich ihn der Aussicht auf einen philosophischen Lehrstuhl durchaus für würdig. Wohlverstanden der Aussicht! Er wird viel zu tun haben, zur systematischen Bewältigung ganzer philosophischer Disziplinen. Und es möchte noch manches Jahr hingehen dürfen.

Übrigens wünsche ich unser Zusammentreffen auch deshalb so sehnlich, weil eine ganze Fülle von ästhetischen Problemen und Antworten seit den letzten Jahren in mir gärt, und mir der Rahmen eines Briefes zu eng ist, um Dir etwas darüber deutlich machen zu können. Ich benutze die Gelegenheit öffentlicher Reden, um kleine Teile des Systems auszuarbeiten, wie ich es z. B. schon mit meiner Antrittsrede getan habe. Natürlich ist mir Wagner im höchsten Sinne förderlich, vornehmlich als Exemplar, das aus der bisherigen Ästhetik unfaßbar ist. Es gilt vor allem, kräftig über den Lessingschen Laokoon hinauszuschreiten: was man kaum aussprechen darf, ohne innere Beängstigung und Scham.

Windisch ist nun habilitiert: Brockhausens haben mich in Basel besucht, auch sind wir einen Tag in Tribschen zusammen gewesen. Ritschl und Frau haben eine ganz unglaubliche Liebe und Hochschätzung für mich: was ich Dir verrate, um Dir Freude zu machen. Es sind doch höchst liberale Menschen, mit

vieler eignen Kraft: sie ehren sich, wenn sie das Andersartige so unbefangen-freudig gelten lassen.

Und ich sollte mich sehr wundern, wenn sie nicht auch über Dich so und ähnlich urteilen. Das muß doch das Philologentum empfinden, daß wir gute Freunde sind und unterschiedlich doch von allen anderen. Nicht wahr? Liebster Freund!

F. N.

Bis zum 17. Oktober bin ich hier. — Die schöne und nützliche Kollation des certamen ist ein rechter Freundschaftsdienst! Gott, daß solch ausgezeichnete Freunde wie Du, Handschriftklaverei und ähnliche Scheußlichkeiten mir zu Liebe über sich nehmen!!

An Erwin Rohde

Basel, 11. November 1869

Aber, mein liebwertester Freund, wer darf solche verführerische Briefe schreiben? Glaube mir, wenn ich so etwas lese, wird mir der harte Bissen meines jetzigen Daseins noch im Munde zum Stein; der Fisch meiner Professur ist nicht einmal „mariniert“, sondern wird zur Schlange. Oder war diese Professur nicht eine Schlange, die mich verführt hat, weg vom Pfade, der mich zum Freunde und in die blauen Weltwunder führt?

Ich will in Deiner Sprache reden. Ich las Deinen Brief: und mir war, als wachte ich plötzlich auf, und es wäre tiefe braune Nacht um mich, und ferneher klänge so ein sehnsüchtiger Laut, wie ich ihn lange nicht gehört.

„Schweig mir von Rom!“ sagt der arme Tannhäuser, der dort zu keinem grünen Zweig gekommen war; ich sage dasselbe, weil ich dort zu einem gekommen wäre: während ich hier, in der musenlosen Stadt, in harter Arbeit lebe und klebe, mit zerbrochenen Flügeln und geknickten Beinchen!

Zum Beispiel:

Ich lese in diesem Winter – auf Verlangen der Studenten – lateinische Grammatik! Homo sum – aber dies ist gar zu unmenschlich und mir überdies verdammt alienum.

Du bist eigentlich recht in Üppigkeit und Wollust, im Berge der Frau ARS, und übrigens auch der heiligen MARIA so nahe, als man eben dem heiligen PAPA sein kann.

Auch tönt von Leipzig her frohe Kunde: Ritschl schreibt mir, daß ihm von verschiedenen Seiten, besonders von der Dindorfschen, der Pollux sehr gelobt werde, daß er aber die Schrift noch nicht zu sehen bekommen habe.

Schicke ihm doch ein Exemplar, womöglich mit Widmungsverschen. Der alte gute Schäker hat so was so gern. Er samt Zubehör war wirklich rührend liebenswürdig, als ich in Leipzig meine Besuche machte. Auch glaube ich, daß man Dich dort anders kennt, als es vielleicht früher der Fall war. – Dem alten Vischer habe ich ein Exemplar des "ΟΝΟΣ geschenkt, und er hat seine Freude daran gehabt.

Der Pollux ist eine so treffliche und lehrreiche Arbeit, daß ich voraussetze, man fängt nächstens mit Dir Unterhandlungen über jene Schlange (ahi anguis ung – sieh meine Sprachvergleichereien!) an, und optimo iure.

Wenn Du beiläufig vitas Homeri oder Hesiodi siehst, so tu mir den Gefallen, sie zu kollationieren. Besonders die des Pseudoherodot. Soll ich Dir Westermann Biographi schicken? In Homericis schlen dere ich so für mich hin und finde allerlei: auch war mir Deine Kollation schon mehrfach ersprießlich. Vom πέπλος besitze ich schon eine Kollation, Rose auch. Unnütz.

Nun ein bis zwei Bitten. Kommen Dir – verzeih meiner Ignoranz – in Rom usw. auch Dürersche Blätter zu Gesicht? Ich bin hinter einem her, genannt „die Melancholie“.

Neulich hat mir der Himmel zwei große Bilder (Photographien) Schopenhauers beschert, so daß ich jetzt mit dem Deinigen drei besitze. Ich lasse jetzt von einem sehr talentvollen Photographen ein ganz großes machen, und dürfte, falls es gelingen sollte, Dir unsern trübselig-sonnenhellen Freund nach Rom adressieren, zu Deiner und seiner Erbauung!

Über Hartmann mit Dir einmündig und einmütig. Doch lese ich ihn viel, weil er die schönsten Kenntnisse hat und mitunter in das uralte Nornenlied vom fluchwürdigen Dasein kräftig einzustimmen weiß. Es ist ein ganz gebrechlicher kontrakter Mann – mit etwas Bosheit, scheint mir; hier und da auch kleinlich, und jedenfalls undankbar. Und das ist für mich ein Halt in der Ethik und der ethischen Beurteilung von Menschen und Tieren.

Übrigens „Ehre, Preis, Lob und Dank“ (Anfang meiner Schlußfuge, wie so häufig beim alten Bach) der Einsamkeit, die uns selbst und unsre Freunde erhält! Ich streife alles Unbequeme, Öffentliche, Förmlich-Leere von mir ab und lebe so bedürfnislos in der warmen Winterstube: freilich jetzt gerade in Niederungen des Daseins, mehr planimetrisch als kubisch. Und nicht einmal wie bei Manfred „Erscheinung eines schönen Weibes“



Pax nobiscum!  
Liebster Freund!  
F. N.

1870

An Erwin Rohde

Basel, Ende Januar bis 15. Februar 1870

Mein lieber Freund, neulich überkam mich die Sorge, wie es Dir wohl in Rom ergehen möge, und wie abseits von der Welt und wie verlassen Du vielleicht dort lebst. Es wäre ja selbst möglich, daß Du krank wärest, ohne rechte Pflege und ohne freundschaftliche Unterstützung. Beruhige mich und nimm mir meine pessimistischen Grillen. Mir kommt das Rom des Konzils so unheimlich giftig vor — nein, ich will nicht mehr schreiben, denn das Briefgeheimnis ist für alle kirchlich-jesuitischen Dinge mir nicht sicher genug: man möchte wittern, was im Briefe stünde, und Dir's entgelten lassen. — Du studierst das Altertum und lebst das Mittelalter. —

Nun will ich eins Dir recht eindringlich sagen. Denke daran, auf Deiner Rückreise einige Zeit bei mir zu wohnen: weißt Du, es möchte vielleicht für lange Zeit das letzte Mal sein. Ich vermisse Dich ganz unglaublich: mache mir also das Labsal Deiner Gegenwart und Sorge dafür, daß sie nicht so kurz ist. Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so gar niemanden an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. Dazu nicht einmal einen wirklich sympathischen Berufsgenossen. Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: ich bitte Dich, wie ein Kranker bittet: „Komm nach Basel!“

Mein wahres und nicht genug zu preisendes Refugium bleibt hier für mich Tribschen bei Luzern: nur daß es doch nur selten aufzusuchen ist. Die Weihnachtsferien habe ich dort verlebt: schönste und er-

hebendste Erinnerung! Es ist durchaus nötig, daß Du auch in diese Magie eingeweiht wirst. Bist Du erst mein Gast, so reisen wir auch zusammen zu Freund Wagner. Kannst Du mir nichts über Franz Liszt schreiben? Wenn Du vielleicht Deine Rückreise über den Lago di Como machen könntest, so wäre eine schöne Gelegenheit, uns allen eine Freude zu machen. Wir, d. h. wir Tribschener, haben ein Auge auf eine Villa am See, bei Fiume Latte, namens: „Villa Capuana“, zwei Häuser. Kannst Du diese Villa nicht einer Musterung und Kritik unterwerfen?

Von Wackernagels Tod hast Du wohl gelesen? Es ist im Plane, daß Scherer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzuge, Overbeck aus Jena. Romundt ist Erzieher bei Professor Czermak und wohl situiert, dank Ritschl. Roscher, der mir über seine wärmste Verehrung für Dich geschrieben hat, ist als „bedeutender“ Pädagog in Bautzen. Bücheler soll nach Bonn gerufen sein. Das Rheinische Museum hat jetzt lateinische Lettern. Ich habe einen Vortrag vor gemischtem Publikum gehalten über „Das antike Musikdrama“ und halte am 1. Februar einen zweiten über „Sokrates und die Tragödie“. Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenentum: man hat kein besseres Mittel sich ihm zu nähern, als durch unermüdliche Fortbildung seines eignen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das allerbeschämendste Eingeständnis meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend-einer kritischen Bestrebung, aber tausend Meilen abseits vom Griechentum, wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich noch je ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei, so zufällig erreiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Ge-

fahr des Narren auf eigne Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Kulturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise – mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher.

Übrigens bist Du klug, wenn Du nicht so eine kleine Universität als Wohnsitz wählst. Man vereinsamt selbst in seiner Wissenschaft. Was gäbe ich darum, wenn wir zusammen leben könnten! Ich verlerne ganz zu sprechen. Das lästigste aber ist mir, daß ich immer repräsentieren muß, den Lehrer, den Philologen, den Menschen, und daß ich mich allen, mit denen ich umgehe, erst beweisen muß. Das aber kann ich so sehr schlecht und verlerne es immer mehr. Ich verstumme oder sage bereits absichtlich nur so viel, wieviel man als höflicher Weltmensch zu sagen pflegt. Kurz, ich bin mit mir mehr unzufrieden als mit der Welt und deshalb um so zugetaner dem Teuersten.

Mitte Februar. – Ich habe jetzt die stärkste Besorgnis, daß mich Deine Briefe und Dich die meiningen nicht erreichen: seit November habe ich nichts gehört. Meine verehrte Freundin Cosima riet mir, durch ihren Vater (Franz Liszt) mir Auskunft über Dich zu verschaffen. Dies werde ich auch nächstens tun; heute probiere ich es nochmals mit einem Brief. – Über das Konzil sind wir gut durch die „römischen“ Briefe in der Augsburger unterrichtet; kennst Du den Verfasser? Laß es Dir dann ja nicht merken: es wird schrecklich auf ihn gefahndet. – Ich habe hier einen Vortrag über „Sokrates und die Tragödie“ gehalten, der Schrecken und Mißverständnisse erregt hat. Dagegen hat sich durch ihn das Band mit meinen Tribschener Freunden noch enger geknüpft.

Ich werde noch zur wandelnden Hoffnung: auch Richard Wagner hat mir in der rührendsten Weise zu erkennen gegeben, welche Bestimmung er mir vorzeichnet sieht. Dies ist alles sehr beängstigend. Du weißt wohl, wie sich Ritschl über mich geäußert hat. Doch will ich mich nicht anfechten lassen: literarischen Ehrgeiz habe ich eigentlich gar nicht, an eine herrschende Schablone mich anzuschließen brauche ich nicht, weil ich keine glänzenden und berühmten Stellungen erstrebe. Dagegen will ich mich, wenn es Zeit ist, so ernst und freimütig äußern, wie nur möglich. Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Zentauren gebären werde.

Mein alter Kamerad Deussen ist mit Leib und Seele zu Schopenhauer übergegangen, als der letzte und älteste meiner Freunde. Windisch ist auf ein Jahr nach England, im Dienste der East-Indian Office, um Sanskrithandschriften zu vergleichen. Romundt hat einen Schopenhauer-Verein ins Leben gerufen. Soeben ist eine skandalöse Schrift gegen Ritschl erschienen (gegen seine Plautuskritik und das auslautende d): von Bergk, zur Schmach des deutschen Gelehrtentums.

Nochmals schönsten und herzlichsten Gruß. Ich freue mich auf das Frühjahr, weil es Dich durch Basel führt: nur teile mir mit, wann das geschieht: in den Osterferien bin ich mit den Meinigen am Genfer See.

Lebwohl! Lebwohl!

An Richard Wagner

Basel, 21. Mai 1870

Pater Seraphice,

wie es mir voriges Jahr nicht beschieden war, Augenzeuge Ihrer Geburtstagsfeier zu sein, so hält mich auch jetzt wieder eine ungünstige Konstellation davon ab; die Feder drängt sich mir heute widerwillig in die Hand, während ich gehofft hatte eine Maienfahrt zu Ihnen machen zu können.

Gestatten Sie mir, daß ich den Kreis meiner Wünsche heute so eng und persönlich wie nur möglich fasse. Andere mögen im Namen der heiligen Kunst, im Namen der schönsten deutschen Hoffnungen, im Namen Ihrer eigensten Wünsche ihre Gratulationen zu bringen wagen; mir genüge der subjektivste aller Wünsche: mögen Sie mir bleiben, was Sie mir im letzten Jahre gewesen sind, mein Mystagog in den Geheimlehren der Kunst und des Lebens. Mag ich auch zeitweilig durch die grauen Nebel der Philologie hindurch Ihnen etwas entfernt erscheinen, ich bin es nie, meine Gedanken sind immer um Sie herum. Wenn es wahr ist, was Sie einmal – zu meinem Stolze – geschrieben haben, daß die Musik mich dirigiere, so sind Sie jedenfalls der Dirigent dieser meiner Musik; und Sie haben es mir selbst gesagt, daß auch etwas Mittelmäßiges, gut dirigiert, einen befriedigenden Eindruck machen könne. In diesem Sinne bringe ich den seltensten aller Wünsche: es mag so bleiben, der Augenblick verharre: er ist so schön! Ich verlange nur dies vom nächsten Jahre, daß ich mich selbst Ihrer unschätzbaren Teilnahme und Ihres tapferen Zuspruchs nicht unwürdigerweisen möge. Nehmen Sie diesen Wunsch mit unter die Wünsche auf, mit denen Sie das neue Jahr beginnen!

Einer ‚der seligen Knaben‘.

Wagners Antwort beginnt: „Von teurer Hand wurde Ihnen bereits berichtet, wie sehr der ‚selige Knabe‘ dem ‚Pater seraphicus‘ willkommen war: gewiß zweifeln Sie am wenigsten daran.“ Mit Bezug darauf, daß Siegfried Wagner in jener Nacht zur Welt gekommen war, die dem ersten Besuch Nietzsches in Tribschen folgte, heißt es dann: „Übermorgen feire ich den ersten Geburtstag meines Sohnes, und zugleich den Gedächtnistag Ihres ersten Aufenthaltes in meinem Hause. Mögen die Sterne über dieser doppelten Gedächtnisfeier gütig walten! Mir schien es damals, Sie hätten meinem Sohne Glück gebracht.“

Über seine Erlebnisse im Felde (Sommer 1870) hat Nietzsche abgesehen von dem hier folgenden Bericht an Gersdorff und einem gleichlautenden an Richard Wagner nichts erzählt. Die Erinnerung war für ihn, den Menschen der Sympathie, äußerst schmerzlich. Die Schwester erzählt:<sup>1</sup> „Erst viele Jahre später, als sich manche seiner Ansichten gewandelt hatten, erzählte er mir bei einem Spaziergang in Naumburgs Umgebung, wie er eines Abends nach solchen entsetzlichen Wanderungen, ‚das Herz von Mitleid fast gebrochen‘, in eine kleine Stadt gekommen sei, durch welche eine Heerstraße führte. Als er um eine Steinmauer biegt und einige Schritte vorwärts geht, hört er plötzlich ein Brausen und Donnern und ein wundervolles Reiterregiment, prachtvoll als Ausdruck des Mutes und Übermutes eines Volkes, flog wie eine leuchtende Wetterwolke an ihm vorbei. Der Lärm und Donner wird stärker, und es folgt seine geliebte Feldartillerie im schnellsten Tempo — ach, wie es ihn schmerzte, sich nicht auf ein Pferd werfen zu können, sondern tatenlos an dieser Mauer stehen zu müssen! Zuletzt kam das Fußvolk im Laufschrift! Die Augen blitzten, der gleichmäßige Trittschlag wie wuchtige Hammerschläge auf den harten Boden. Und als dieser ganze Zug an ihm vorüberstürmte, der Schlacht, dem Tode entgegen, so wundervoll in seiner Lebenskraft, in seinem Kampfesmut, so vollständig der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen oder unter-

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Der junge Nietzsche, 1913, Kröner, S. 267f.

gehen will — ,da fühlte ich zum ersten Male, meine Schwester, daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem elenden Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Übermacht!' ,Aber', fuhr er nach einer Weile fort, ,ich fühlte auch, wie gut es ist, daß Wodan den Feldherrn ein hartes Herz in den Busen legt, wie könnten sie sonst die ungeheure Verantwortung tragen, tausende in den Tod zu schicken, um ihr Volk und damit sich selbst zur Herrschaft zu bringen.'“

An Carl von Gersdorff

Naumburg, 20. Oktober 1870

Mein lieber Freund,

dieser Morgen brachte mir die freudigste Überraschung und Befreiung von viel Unruhe und Beängstigung — Deinen Brief. Noch vorgestern wurde ich auf das ärgste erschreckt, als ich in Pforta Deinen Namen mit zweifelnder Stimme aussprechen hörte: Du weißt, was jetzt dieser zweifelnde Ton zu bedeuten pflegt. Sofort requirierte ich vom Rektor eine Liste der gefallenen Pförtner, die gestern Abend bei mir eintraf. Sie beruhigte mich in einem Hauptpunkte. Sonst gab sie viel Trauriges. Außer den Namen, die Du schon genannt hast, lese ich hier an erster Stelle Stöckert, dann v. Oertzen (doch mit einem Fragezeichen), dann v. Riedesel usw., in summa 16.

Alles, was Du mir schreibst, hat mich auf das stärkste ergriffen, vor allem der treue ernste Ton, mit dem Du von dieser Feuerprobe der uns gemeinsamen Weltanschauung sprichst. Auch ich habe eine gleiche Erfahrung gemacht, auch für mich bedeuten diese Monate eine Zeit, in der jene Grundlehren sich als festgewurzelt bewährten: man kann mit ihnen sterben; das ist mehr, als wenn man von ihnen sagen wollte: man kann mit ihnen leben. Ich war nämlich

doch nicht in so unbedingter Sicherheit und Ent-rücktheit von den Gefahren dieses Krieges. Ich hatte bei meinen Behörden sofort den Antrag gestellt, mir Urlaub zu geben, um als Soldat meine deutsche Pflicht zu tun. Man gab mir Urlaub, aber verpflichtete mich auf Grund der schweizerischen Neutralität, keine Waffen zu tragen. (Ich habe seit 69 kein preußisches Heimatsrecht mehr.) Sofort reiste ich nun mit einem vortrefflichen Freunde ab, um freiwillige Krankenpflegerdienste zu tun. Dieser Freund, mit dem ich durch 7 Wochen alles gemeinsam gehabt habe, ist der Maler Mosengel aus Hamburg, mit dem ich Dich in Friedenszeiten bekannt machen muß. Ohne seinen gemütvollen Beistand hätte ich schwerlich die Ereignisse der nun kommenden Zeit überstanden. In Erlangen ließ ich mich von dortigen Universitätskollegen medizinisch und chirurgisch ausbilden; wir hatten dort 200 Verwundete. Nach wenigen Tagen wurden mir 2 Preußen und 2 Turkos zur speziellen Behandlung übertragen. Zwei von diesen bekamen bald die Wunddiphtheritis und ich hatte viel zu pinseln. Nach 14 Tagen wurden wir beide, Mosengel und ich, von einem dortigen Hilfsverein ausgeschickt. Wir hatten eine Menge Privataufträge, auch erhebliche Geldsummen zur Besorgung an 80 früher ausgesandte Felddiakonen. Unser Plan war, in Pont-à-Mousson mit meinem Kollegen Ziemssen zusammenzutreffen und uns dessen Zug von 15 jungen Männern anzuschließen. Das ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen. Die Erledigung unsrer Aufträge war sehr schwer: wir mußten, da wir gar keine Adressen hatten, persönlich in anstrengenden Märschen nach sehr unbestimmten Andeutungen hin die Lazarette bei Weißenburg, auf dem Wörther Schlachtfelde, in Hagenau, Luneville, Nanzig bis Metz durch-

suchen. In Ars-sur-Moselle wurden uns Verwundete zur Verpflegung übergeben. Mit diesen sind wir, da sie nach Karlsruhe transportiert wurden, wieder zurückgekehrt. Ich hatte 6 Schwerverwundete 3 Tage und 3 Nächte lang ganz allein zu verpflegen, Mosengel 5; es war schlechtes Wetter, unsre Güterwagen mußten fast geschlossen werden, damit die armen Kranken nicht durchnäßt würden. Der Dunstkreis solcher Wagen war fürchterlich; dazu hatten meine Leute die Ruhr, zwei die Diphtheritis, kurz ich hatte unglaublich zu tun und verband vormittags 3 Stunden und abends ebenso lange. Dazu nachts nie Ruhe, bei den menschlichen Bedürfnissen der Leidenden. Als ich meine Kranken in ein ausgezeichnetes Lazarett abgeliefert hatte, wurde ich schwer krank: sehr gefährliche Brechrühr und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein. Mit Mühe kam ich bis Erlangen. Dort blieb ich liegen. Mosengel besaß die Aufopferung, mich hier zu pflegen. Und das war nichts Kleines, bei dem Charakter jener Übel. Nachdem ich mehrere Tage mit Opium- und Tanninklistieren und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeitlang hörte ich einen nie endenwollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht. Ich muß mich jetzt begnügen, aus der Ferne zuzusehn und mitzuleiden.

Ach, mein lieber Freund, welche Segenswünsche soll ich Dir zurufen! Wir wissen beide, was wir vom Leben zu halten haben. Aber wir müssen leben, nicht für uns. Also lebe, lebe, liebster Freund!

und lebe wohl! Ich kenne Deine heldenmütige Natur. Ach daß Du mir erhalten bliebest!

Treulich Friedrich Nietzsche

(von morgen an in Basel).

Heute habe ich nicht mehr zum schreiben Zeit, da meine Abreise bevorsteht. Von Basel aus erfährst Du mehr von mir. Ich bin glücklich, endlich Deine Adresse zu haben. Meine Angehörigen begleiten Dich mit ihren besten Wünschen.

An Carl von Gersdorff

Basel, 7. November 1870

Mein lieber Freund,

hoffentlich erreicht Dich auch dieser Brief bei gutem tapferen Befinden und leidlicher Stimmung. Woher diese zwar kommen soll, ist mir fast unbegreiflich — es sei denn, daß man wisse, was das Dasein ist und zu bedeuten hat. Wenn sich einmal, wie jetzt, die schrecklichen Untergründe des Seins aufschließen, der ganze unendliche Reichtum des Wehes sich ausschüttet, dann haben wir das Recht, als die Wissen- den mitten hindurchzuschreiten. Dies gibt eine mutig resignierte Stimmung: man hält's damit aus und wird nicht zur Salzsäule.

Ich habe mich mit wahrer Begierde in die Wissen- schaften gestürzt; jetzt hat nun auch wieder die regelmäßige Berufstätigkeit begonnen. Ich wünschte nur gesünder zu sein. Aber mein Organismus hat unter dem Ansturm der Ruhr sehr gelitten und noch lange nicht ersetzt, was ihm genommen wurde. Man hat mich hier in Basel mit großer Freundlichkeit wieder bewillkommt. Auch von Tribschen habe ich gute Nachrichten. Wagner und Frau sagen Dir die

besten Grüße und Wünsche. (Du weißt doch, daß im August die Hochzeit stattgefunden hat? Ich war als Zeuge eingeladen, konnte aber nicht erscheinen, weil ich gerade damals in Frankreich war.) Wagner hat mir vor ein paar Tagen ein wundervolles Manuskript zugeschickt, „Beethoven“ betitelt. Hier haben wir eine überaus tiefe Philosophie der Musik im strengen Anschluß an Schopenhauer. Diese Abhandlung erscheint zu Ehren Beethovens – als die höchste Ehre, die ihm die Nation erweisen kann. –

Mein Brief ist einige Tage zu meinem Leidwesen liegengeblieben. Das neue Semester begann wie gewöhnlich mit einem kräftigen Ansturm, so daß ein Hören und Sehen verging. Ich lese dieses Semester zwei neue Kollegien: griechische Metrik und Rhythmik (nach einem eignen System) und Hesiod. Sodann die Seminarübungen. Dann die griechischen Stunden am Pädagogium, in denen ich die Oresteia des Aeschylus vornehme. Dazu kommen Regenz-, Fakultäts- und Bibliothekssitzungen, nebst manchen Einladungen geselliger Art.

Gestern Abend hatte ich einen Genuß, den ich Dir vor allem gegönnt hätte. Jacob Burckhardt hielt eine freie Rede über „historische Größe“, und zwar völlig aus unserm Denk- und Gefühlskreise heraus. Dieser ältere, höchst eigenartige Mann ist zwar nicht zu Verfälschungen, wohl aber zu Verschweigungen der Wahrheit geneigt, aber in vertrauten Spaziergängen nennt er Schopenhauer „unseren Philosophen“. Ich höre bei ihm ein wöchentlich einstündiges Kolleg über das Studium der Geschichte und glaube der einzige seiner 60 Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen

an einer Vorlesung: dafür ist sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, halten könnte. In seiner heutigen Vorlesung nahm er Hegels Philosophie der Geschichte vor, in einer des Jubiläums durchaus würdigen Weise.

In diesem Sommer habe ich einen Aufsatz geschrieben „Über die dionysische Weltanschauung“, der das griechische Altertum von einer Seite betrachtet, wo wir ihm, dank unserm Philosophen, jetzt näher kommen können. Das sind aber Studien, die zunächst nur für mich berechnet sind. Ich wünsche nichts mehr, als daß mir die Zeit gelassen wird, ordentlich auszureifen und dann etwas aus dem Vollen produzieren zu können.

Vor dem bevorstehenden Kulturzustande habe ich die größten Besorgnisse. Wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu teuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag. Im Vertrauen: ich halte das jetzige Preußen für eine der Kultur höchst gefährliche Macht. Das Schulwesen will ich einmal später öffentlich bloßlegen; mit den religiösen Umtrieben, wie sie jetzt wieder von Berlin aus zugunsten der katholischen Kirchengewalt im Gange sind, mag's ein anderer versuchen. — Es ist mitunter recht schwer, aber wir müssen Philosophen genug sein, um in dem allgemeinen Rausch besonnen zu bleiben — damit nicht der Dieb komme und uns stehle oder verringere, was für mich mit den größten militärischen Taten, ja selbst mit allen nationalen Erhebungen nicht in Vergleichung kommen darf.

Für die kommende Kulturperiode sind die Kämpfer vonnöten: für diese müssen wir uns erhalten. Lieber Freund, mit den größten Besorgnissen denke ich immer an Dich: — möge Dich der Genius der

Zukunft, in dem Sinne wie wir sie erhoffen, geleiten und schützen!

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche.

Was Burckhardt und Nietzsche menschlich verband, war wohl das ihnen gemeinsame echt aristokratische Verhältnis zur Kultur. Die Schwester erzählt: als die Nachricht vom Brande des Louvre in Basel eintraf, und es zunächst den Anschein hatte, als seien alle Kunstschätze mit verbrannt, eilten Burckhardt und Nietzsche zueinander, „jeder offenbar von dem Gedanken bewegt, daß der andere seinen eigenen Schmerz am besten mitempfinden könnte. Sie verfehlten sich und fanden sich endlich vor dem Hause, in dem mein Bruder wohnte, gingen schweigend Hand in Hand die Treppe hinauf, um in dem dämmernden Zimmer in heiße Tränen auszubrechen, unfähig einander ein Wort des Trostes zu sagen. Ich zog mich leise in das Nebenzimmer zurück, aber noch lange Zeit herrschte darin tiefes Schweigen, hie und da klang ein leises Wort, ein unterdrücktes Schluchzen. Aber nachher erzählte mir mein Bruder, wie innig sie sich miteinander ausgesprochen hätten: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien ihnen als eine Absurdität, wenn ein einziger Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst und Kultur austilgen und vernichten konnte.“ (Vgl. S. 95.)<sup>1</sup>

Jacob Burckhardt, 26 Jahre älter als Nietzsche, hat die blendende Begabung des jungen Kollegen höchlich bewundert, sich aber persönlich zu ihm stets in einer gewissen Reserve gehalten. Nietzsche scheint das nicht bewußt geworden zu sein, es müßte sich sonst irgendwo eine Andeutung darüber finden, daß er manche fast ironisch klingenden Wendungen in den Antwortbriefen Burckhardts auf seine Bücher richtig aufgefaßt hätte. Für Burckhardt, der eine kräftige irdische Derbheit besaß, war Nietzsche ein zu sehr entstofflichtes, ein gleichsam schwebendes Wesen, dem er in einer mit Verachtung gemischten Scheu nachsah.

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche in: F. Nietzsches Ges. Briefe, 2. A. 1905, III. Bd. S. 167.

Der letzte Grund der Fremdheit zwischen beiden liegt sehr tief: Burckhardt blickte zurück, er hatte keinen Glauben an Gegenwart und Zukunft. Einen „Zurückhaltenden aus Desperation“ nennt ihn Nietzsche einmal. Mit treffsicherer Schärfe charakterisiert Rohde ihn aus der Ferne: „Er bleibt ein unvergleichlicher Kopf, dem es nur an Stärke der Hoffnung und, vielleicht muß man leider so sagen, an Fähigkeit zu einer lebenernährenden Illusion gefehlt hat in jüngeren Jahren.“ Diese Illusion hat Burckhardt vielleicht nicht ganz gefehlt, sie ist nur zu früh der Resignation gewichen. Mit Skepsis blickte der alte Italienfahrer auf alles, was nördlich der Alpen sich begab. Ihm, der den unvergleichlichsten Sinn für historische Größe hatte, fehlte doch das Organ für die Größe Bismarcks, weil er ein Gegenwärtiger war. Und so fehlte ihm auch der Sinn für Nietzsche, den er wohl irgendwie mit zum „Reich“ rechnen mochte.

Zuletzt sind es Glaube und Unglaube, die sich in Nietzsche und Burckhardt trennen. Der große Historiker will das Form gewordene Leben betrachten, der große Philosoph will es gestalten. Jener „unwiderstehlich gewaltige Trieb zur Tat“, der in Nietzsche lebte, und der von Rohde einmal an dem Freunde nicht ohne Bangen festgestellt wird (Rohde an Nietzsche, 13. Oktober 1874), ist Burckhardt unheimlich, ja lächerlich — denn was wäre einem kritisch Betrachtenden lächerlicher als der gegenwärtig Handelnde und Hoffende?

An Erwin Rohde

Basel, 15. Dezember 1870

Mein lieber Freund,

keine Minute ist seit dem Lesen Deines Briefes verflossen, und schon schreibe ich. Ich wollte Dir nämlich nur sagen, daß ich ganz gleich fühle wie Du und es für eine Schmach halte, wenn wir nicht einmal aus diesem sehnächtigen Schmachten durch eine kräftige Tat herauskommen. Nun höre, was ich

in meinem Gemüt mit mir herumwälze! Schleppen wir uns noch ein paar Jahre durch diese Universitätsexistenz! nehmen wir sie wie ein lehrreiches Leidwesen, das man ernsthaft und mit Erstaunen zu tragen hat! Es soll dies unter anderem eine Lernzeit für das Lehren sein, auf das mich auszubilden mir als meine Aufgabe gilt. Nur habe ich mir das Ziel etwas höher gesteckt.

Auf die Dauer nämlich sehe auch ich ein, was es mit der Schopenhauerischen Lehre von der Universitätsweisheit auf sich hat. Es ist ein ganz radikales Wahrheitswesen hier nicht möglich. Insbesondere wird etwas wahrhaft Umwälzendes von hier aus nicht seinen Ausgang nehmen können.

Sodann können wir nur dadurch zu wirklichen Lehrern werden, daß wir uns selbst mit allen Hebeln aus dieser Zeitluft herausheben und daß wir nicht nur weisere, sondern vor allem bessere Menschen sind. Auch hier spüre ich vor allem das Bedürfnis, wahr sein zu müssen. Und wiederum ertrage ich deshalb die Luft der Akademien nicht mehr zu lange.

Also wir werfen einmal dieses Joch ab, das steht für mich ganz fest. Und dann bilden wir eine neue griechische Akademie; Romundt gehört gewiß zu uns. Du kennst wohl auch aus Deinem Besuche in Tribschen den Bayreuter Plan Wagners. Ich habe mir ganz im stillen überlegt, ob nicht hiermit zugleich unsererseits ein Bruch mit der bisherigen Philologie und ihrer Bildungsperspektive geschehen sollte. Ich bereite eine große adhortatio an alle noch nicht völlig erstickten und in der Jetztzeit verschlungenen Naturen vor. Wie kläglich ist es doch, daß ich Dir darüber schreiben muß, und daß nicht jeder Einzelgedanke mit Dir bereits längst durchsprochen ist! Und weil Du diesen ganzen vorhan-

denen Apparat nicht kennst, wird Dir vielleicht gar mein Plan wie eine exzentrische Laune erscheinen. Das ist er nicht: er ist eine Not.

Ein eben erschienenenes Buch von Wagner über Beethoven wird Dir vieles andeuten können, was ich jetzt von der Zukunft will. Lies es, es ist eine Offenbarung des Geistes, in dem wir – wir! – in der Zukunft leben werden.

Sei es nun auch, daß wir wenig Gesinnungsgenossen bekommen, so glaube ich doch, daß wir uns selbst so ziemlich – freilich mit einigen Einbußen – aus diesem Strome herausreißen können und daß wir eine kleine Insel erreichen werden, auf der wir uns nicht mehr Wachs in die Ohren zu stopfen brauchen. Wir sind dann unsre gegenseitigen Lehrer, unsre Bücher sind nur noch Angelhaken, um jemand wieder für unsre klösterlich-künstlerische Genossenschaft zu gewinnen. Wir leben, arbeiten, genießen für einander: – vielleicht daß dies die einzige Art ist, wie wir für das Ganze arbeiten sollen.

Um Dir zu zeigen, wie ernsthaft ich das meine, so habe ich bereits angefangen, meine Bedürfnisse einzuschränken, um einen kleinen Rest von Vermögen mir noch zu bewahren. Auch wollen wir in Lotterien unser „Glück“ versuchen; wenn wir Bücher schreiben, so verlange ich für die nächste Zeit die höchsten Honorare. Kurz, jedes nicht unerlaubte Mittel wird benutzt, um uns äußerlich in die Möglichkeit zu versetzen, unser Kloster zu gründen. – Wir haben also auch für die nächsten paar Jahre unsere Aufgabe.

Möge Dir dieser Plan vor allem würdig erscheinen, überdacht zu werden! Daß es vor allem Zeit sei, ihn Dir vorzulegen, dafür gibt mir Dein eben empfangener, wirklich ergreifender Brief Zeugnis.

Sollten wir nicht imstande sein, eine neue Form  
der Akademie in die Welt zu setzen

„und sollt' ich nicht, sehnstichtigster Gewalt,  
ins Leben ziehn die einzigste Gestalt?“

wie Faust von der Helena sagt.

Von diesem Vorhaben weiß niemand etwas, und  
von Dir soll es nun abhängen, ob wir jetzt auch Ro-  
mundt eine vorbereitende Mitteilung machen.

Unsere Philosophenschule ist doch gewiß keine hi-  
storische Reminiszenz oder eine willkürliche Laune,  
– treibt uns nicht eine Not auf diese Bahn hin? – Es  
scheint, daß unser Studentenplan, unsre gemeinsame  
Reise, in einer neuen, symbolisch größeren Form  
wiederkehrt. Ich will nicht der sein, der Dich wie-  
derum, wie damals, im Stiche läßt; es wurmt mich  
immer noch.

Mit den besten Hoffnungen Dein  
getreuer Frater Fridericus.

Vom 23. Dezember bis 1. Januar bin ich in Trib-  
schen bei Luzern. – Von Romundt weiß ich nichts.

Das Weihnachtsfest, das Nietzsche in Tribschen ver-  
lebte, gehörte zu seinen besten Erinnerungen. Wagner über-  
raschte seine Frau am Morgen des 25., ihrem Geburtstage,  
mit der „Treppnmusik“, dem kleinen symphonischen Satz,  
der später den Namen „Siegfried-Idyll“ erhielt, und der  
von Nietzsche in dem Briefe an Mutter und Schwester vom  
30. Dezember noch „Tribschner Idyll“ genannt wird. Un-  
ter den Geschenken, die er von Wagner erhielt, befand sich  
das erste Exemplar vom Klavierauszug des „Siegfried“.

1871

An Mutter und Schwester

Basel, 30. Januar 1871

Liebe Mutter und Schwester,  
 mein Befinden hat sich sehr verschlechtert, schreckliche Schlaflosigkeiten, Hämorrhoidalleiden, große Angegriffenheit usw. – Liebermeister und Hoffmann behandeln mich; es sei eine Magen- und Darmentzündung, hervorgerufen durch Überanstrengung. Ich habe die Baseler Professur recht satt. Ich mußte eine Karlsbader Wasserkur gebrauchen, aber es bessert sich nicht. Die Ärzte verlangen jetzt, daß ich bis Ostern Basel verlasse und in einer südlicheren Luft, ohne irgend etwas zu tun, mich wieder stärke. Wer von Euch hat nun Lust, mich zu begleiten? Denn für uns drei würde die Sache wohl zu teuer. Mir sind die norditalienischen Seen angeraten. Nötigenfalls kann ich auch allein reisen. Mein Zustand ist, wie mir noch gestern Hoffmann erklärte, gänzlich unbedenklich, wenn jetzt gleich Abhilfe geschafft wird.

Hier ist nun der rascheste Entschluß der beste. Jedenfalls bitte ich um sofortige Antwort.

Wie gesagt, unbedingt nötig ist es keineswegs, daß Ihr kommt. Etwas anderes ist es, wenn ich Euch bitten würde, den Sommer in Basel zu verleben: worauf Ihr Euch nur einrichten mögt.

Aber anfragen wollte ich doch, ob jemand mich jetzt begleiten will. Italienisch kann ich nicht, aber mit Französisch kommt man dort überall ungefähr durch.

Man wird doch als deutscher Dozent in Basel unverantwortlich ausgenützt: bei sehr schlechtem Gehalt! Wenn es irgendeine Gelegenheit gibt, mich von hier zu entfernen, so benutze ich sie. Wie steht es

nun mit den Geldverhältnissen? Was habe ich Ostern für Zinsen zu erwarten? —

Ich bitte mir also über Eure Gedanken die allerschnellste Mitteilung aus, da jeder Tag, den ich jetzt länger in Basel verweile, meiner Genesung im Wege steht.

Ich telegraphiere heute: wenn dieser Brief ankommt, habe ich bereits die Rückantwort und Euer Entschluß ist schon so gefaßt, daß wir etwa Donnerstag von Basel aus abreisen können.

So ordnet es Liebermeister an, der mich eben besuchte und mir Lugano (Lugano, Hôtel du Parc s. Berlepsch) empfiehlt. Wenn der Entschluß so schnell nicht gefaßt sein könne, dürfe ich nicht warten.

Und nun mit den herzlichsten Wünschen

Euer Fr.

An Erwin Rohde

Basel, 8. Februar 1871

Mein lieber Freund,  
große, noch nie dagewesene Transaktion, Transfiguration, Transsubstantiation!!

Wir haben vielleicht Aussicht, nächstes Semester zusammen zu verleben. Du als mein Nachfolger und ich — als Universitätsphilosoph!!

Teichmüller verläßt jetzt Basel, um nach Dorpat zu gehen, und ich habe mich gemeldet und um seinen Lehrstuhl beworben: mit der bestimmten Erklärung, daß Du als mein Nachfolger nach Basel in meine jetzige Stellung berufen wirst.

Sehen wir zu, wie die Götter unser Schifflein führen! Mir soll man nachsagen, daß ich zum Besten der Freundschaft die schlausten Einfälle gehabt habe. Wie habe ich gesonnen, uns zu vereinigen! Eine Möglichkeit winkt!

Dann müßtest Du schon Mitte April hier eintreffen!  
 Mehr schreibe ich nicht. Hoffen wir das Beste, aber  
 schweigen wir!

Meine Gesundheit ist so schlecht, daß die Ärzte  
 mich nach dem Süden schicken und ich übermorgen  
 nach Lugano abreise. Magen- und Darmentzündung!  
 Scheußliche Schlaflosigkeit! Bis Ostern bleibe ich  
 fort und kehre als Philosoph wieder, wenn mein Plan  
 gelingt. Von mir also bekommst Du über die Baseler  
 Dinge nichts mehr zu hören. Wenn aber erst Vischer  
 schreibt, dann tritt die Sache in ein günstiges Sta-  
 dium. Geduld und Hoffnung! Und Schweigen!

Dieser Brief ist gegen jedermann zu kaschieren,  
 auch gegen Vischer.

Freude, schöner Götterfunken!

Amicus.

Basel, Mittwoch.

Briefe nach Basel zu adressieren. — Ich schreibe  
 eiligst.

An Erwin Rohde

Lugano, 29. März 1871

Ja, mein lieber Freund, den Bann lösen! Das ist  
 nicht leicht und mir zur Zeit gänzlich unmöglich.  
 Denn ich weiß von der Fortentwicklung der Sache  
 nichts, gar nichts. Vischer hat mir zwar einmal hier-  
 her (nach Lugano) geschrieben, aber in seinem Briefe  
 war kein Wort über unser gemeinsames Anliegen.  
 Dagegen erlebte ich noch in Basel vor meiner Abreise  
 und nachdem ich Dir geschrieben, einige Anzeichen,  
 daß der „Philosoph“ Steffensen keinen guten Willen  
 für das Projekt hat. Denke Dir, wie sehr man mich  
 in der Hand hat, wenn man sich auf meine nie ver-  
 schwiegene Schopenhauerei berufen kann! Zudem muß  
 ich doch auch mich philosophisch etwas ausweisen

und legitimieren; eine kleine Schrift „Ursprung und Ziel der Tragödie“ ist dazu fertig gemacht worden, fertig bis auf einige Pinstelstriche. [...]

Unter vielen niedergedrückten und halben Stimmungen habe ich auch einige recht erhobene gehabt und davon in dem genannten Schriftchen einiges merken lassen. Von der Philologie lebe ich in einer übermütigen Entfremdung, die sich schlimmer gar nicht denken läßt. Lob und Tadel, ja alle höchsten Glorien auf dieser Seite machen mich schauern. So lebe ich mich allmählich in mein Philosophentum hinein und glaube bereits an mich; ja wenn ich noch zum Dichter werden sollte, so bin ich selbst hierauf gefaßt. Einen Kompaß der Erkenntnis, wozu ich bestimmt sei, besitze ich ganz und gar nicht: und doch sieht mir, in der Rekapitulation, alles so wohl zusammenstimmend aus, als ob ich einem guten Dämon bis jetzt gefolgt sei. Daß sich jemand, in dieser Unklarheit der Ziele, ja ohne jedes höchste Streben auf eine Staatsbeamtung hin, doch so klar und ruhig fühlen könne, wie ich mich im ganzen fühle, habe ich nie geglaubt. Welche Empfindung, seine eigne Welt, einen hübschen Ball, vor sich rund und voll werden zu sehn! Bald sehe ich ein Stück neue Metaphysik, bald eine neue Ästhetik wachsen: dann wieder beschäftigt mich ein neues Erziehungsprinzip, mit völliger Verwerfung unserer Gymnasien und Universitäten. Ich lerne bereits nichts mehr, was nicht sofort in irgendeinem Winkel des Vorhandenen einen guten Platz vorfindet. Und am meisten empfinde ich das Wachsen dieser eignen Welt, wenn ich, nicht mit Kühle, aber mit Ruhe, alle die sogenannte Weltgeschichte der letzten zehn Monate betrachte und sie nur als Mittel für meine guten Absichten, ohne jede übertriebene Ehrfurcht vor diesem Mittel, verwende. Stolz und Ver-

rücktheit sind wirklich zu schwache Worte für meine geistige „Schlaflosigkeit“. Dieser Zustand macht es mir möglich, auf die ganze Universitätsstellung als etwas Nebensächliches, ja oft nur Peinliches hinzusehn, und selbst jene philosophische Professur reizt mich eigentlich vornehmlich Deinetwegen, da ich ja auch diese Professur nur als etwas Provisorisches betrachte.

Ach, wie sehr verlange ich nach Gesundheit! Man habe nur erst etwas vor, das etwas länger dauern soll als man selber – dann dankt man für jede gute Nacht, für jeden warmen Sonnenstrahl, ja für jede geregelte Verdauung! Bei mir sind aber irgendwelche inneren Organe des Unterleibes in Zerrüttung. Daher Nerven und Schlaflosigkeit, Hämorrhoiden und Blutgeschmack usw. Sei nur so freundlich, nicht etwa auch jenen vorhin geschilderten Geisteszustand auf das Gangliensystem zurückzuführen! Mir würde sonst um meine Unsterblichkeit bange. Denn ich habe noch nicht gehört, daß Blähungen philosophische Zustände erregen.

Mit diesen – mit diesen Zuständen – mich Dir empfehlend, bitte ich Dich recht von Herzen, die Hoffnung noch nicht völlig aufzugeben: ich weiß, wie gern Vischer die Sache betreiben wird. Meine Briefsäumnisse mag ich nicht entschuldigen: aber Du weißt, je mehr man die Freunde braucht, um so weniger pflegt man zu schreiben. Es ist ganz gut – aber doch nicht recht! Darum bekommst Du bald wieder von mir einen Brief. Inzwischen denke meiner, wie ich Deiner stets gedenke, lieber Freund!

F. N.

An Carl von Gersdorff

Basel, 21. Juni 1871

Mein lieber, teurer Freund!

So bist Du mir denn glücklich erhalten und integer aus den ungeheuren Gefährlichkeiten heimgekehrt. Endlich wieder darfst Du an friedliche Beschäftigungen und Aufgaben denken und jene furchtbare kriegerische Episode als einen ernsten, doch vorübergeflohenen Traum Deines Lebens betrachten. Nun winken neue Pflichten: und wenn eins uns auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsspiel, so ist es der heldenmütige und zugleich besonnene Geist, den ich zu meiner Überraschung, gleichsam als eine schöne unerwartete Entdeckung, in unserm Heere frisch und kräftig, in alter germanischer Gesundheit gefunden habe. Darauf läßt sich bauen: wir dürfen wieder hoffen! Unsre deutsche Mission ist noch nicht vorbei! Ich bin mutiger als je: denn noch nicht alles ist unter französisch-jüdischer Verflachung und „Eleganz“ und unter dem gierigen Treiben der „Jetztzeit“ zugrunde gegangen. Es gibt doch noch Tapferkeit und zwar deutsche Tapferkeit, die etwas innerlich anderes ist als der élan unsrer bedauerungswerten Nachbarn.

Über den Kampf der Nationen hinaus hat uns jener internationale Hydrakopf erschreckt, der plötzlich so furchtbar zum Vorschein kam, als Anzeiger ganz anderer Zukunftskämpfe. Wenn wir uns einmal persönlich aussprechen könnten, so würden wir übereinkommen, wie gerade in jener Erscheinung unser modernes Leben, ja eigentlich das ganze alte christliche Europa und sein Staat, vor allem aber die jetzt überall herrschende romanische „Zivilisation“ den ungeheuren Schaden verrät, der unserer Welt anhaftet: wie wir alle, mit aller unserer Ver-

gangenheit, schuld sind an solchen zutage tretenden Schrecken: so daß wir ferne davon sein müssen, mit hohem Selbstgefühl das Verbrechen eines Kampfes gegen die Kultur nur jenen Unglücklichen zu imputieren. Ich weiß, was es sagen will: der Kampf gegen die Kultur. Als ich von dem Pariser Brande vernahm, so war ich für einige Tage völlig vernichtet und aufgelöst in Tränen und Zweifeln: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien mir als eine Absurdität, wenn ein einzelner Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst austilgen konnte; ich klammerte mich mit ernster Überzeugung an den metaphysischen Wert der Kunst, die der armen Menschen wegen nicht da sein kann, sondern höhere Missionen zu erfüllen hat. Aber auch bei meinem höchsten Schmerz war ich nicht imstande, einen Stein auf jene Frevler zu werfen, die mir nur Träger einer allgemeinen Schuld waren, über die viel zu denken ist! [...]

Bist Du denn Zeuge des Berliner Einzuges gewesen? —

Nochmals, mein lieber Freund, ich bin glücklich im Gedanken an Deinen baldigen Besuch. Der Rats herr Vischer (der als Student öfters im Hause Deines Großvaters in Weimar war) freut sich auch auf Dein Hiersein. Denn alle meine Bekannten wissen von Deinen Schicksalen.

Lebe recht wohl und immer besser: Du hast es verdient.

Ich bitte darum, Deinen verehrten Eltern empfohlen zu werden, und bin, was ich war,

Dein treuer Freund

Friedrich Nietzsche.

An Paul Deussen

Basel, 2. Juli 1871

Mein lieber Freund,

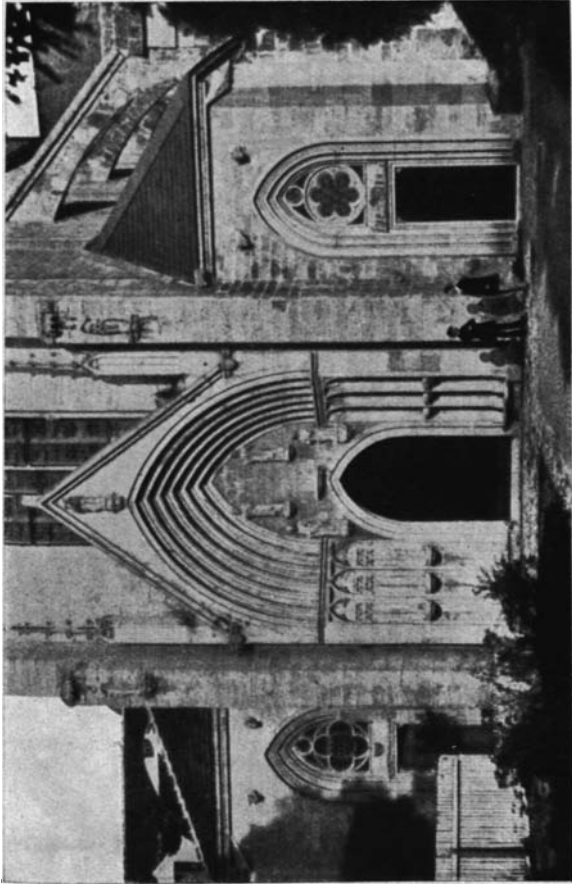
ich habe von Deinen Plänen gehört und über sie nachgedacht. In dieser Doppelheit der Stellung, teils als Gymnasiallehrer, teils als Universitätsdozent, liegt zunächst etwas sehr Wertvolles. Ich würde Dich jedenfalls bitten, Deine Schulstellung ja nicht aus Überdruß an sogenannter „Schulmeisterei“ preiszugeben. Es ist unsre hoffnungsreichste Position: und wer, wie ich, an die durchgreifendsten Reformen des Erziehungswesens gedacht hat, weiß diese Praxis, die reiche Empirie einer Gymnasiallehrerstellung hoch zu schätzen. Denn dort müssen wir anfangen, unsre ernsthaftere Weltbetrachtung zum Ausdruck zu bringen. Die Universität ist schwerlich der fruchtbringendste Boden dazu. — Über Universitäten müssen wir uns einmal mündlich verständigen. Wann wirst Du mir einmal mitteilen, daß wir uns sehen, wiedersehen wollen? Was sind Briefe!

Hier ein Aufsatz, das zweite Stück eines größeren, der langsam zum Druck kommt. Lies ihn so, wie er verfaßt ist, und laß Dich nicht abschrecken, wenn einige Kunstausdrücke kommen, die im ersten, vorangehenden Teile des Aufsatzes ausführlich motiviert sind. Es ist dies nur ein Druck für meine Freunde (wie früher der „Homer“). Also keine Publikation! Schreibe mir bald und ausführlich Deine Empfindungen darüber: es wird mir das über Deine philosophische Entwicklung am lehrreichsten sein.

Mein guter Freund, ich wiederhole, wann sehen wir uns?

In alter Treue

F. Nietzsche.



Nietzsche vor der Kirche in Schulpforta

Sommer 1861?



Am 21. Oktober fordert Nietzsche nach einem Zusammensein mit Gersdorff und Rohde in Leipzig (und Naumburg) die Freunde brieflich zu einem gemeinsamen Freundschaftsopfer, einer „Dämonenweihe“ auf.

„Nächsten Montag abends um zehn Uhr erhebe ein jeder von uns ein Glas mit dunklem roten Wein und gieße die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinaus, mit den Worten *γαίρετε δαίμονες*, die andre Hälfte trinke er aus.“

Hierauf ist in dem folgenden Briefe an Gersdorff Bezug genommen. An Rohde schreibt Nietzsche:

„Am andern Tag hatte ich dämonischen Kater.“

Einen Monat später wird das Ereignis Wagner gemeldet, und der Meister in einer ehrfürchtigen Art, die für den Bund der vier bezeichnend ist, dazu in Beziehung gesetzt:

„... eine Feierlichkeit, die zugleich in Basel, Berlin und Kiel stattfand und bei deren Vollziehung wohl jeder von uns auch Ihrer gedacht hat: denn was bitten wir von den Dämonen, was danken wir ihnen, was nicht mit Ihnen auf das innigste und nächste zusammenhängt?“

Um die gleiche Zeit sieht Deussen Nietzsche wieder. Er erzählt:<sup>1</sup> „Auf der Rückreise kam ich am Abend ermüdet in Basel an, nahm ein Zimmer im Hotel und eilte zu Nietzsche, denn ich konnte ihm nur diesen einen Abend widmen. Leider war er ausgegangen, und ich traf nur Overbeck, der mich freundlichst festhielt und mich auf Nietzsches baldiges Zurückkommen vertröstete. Spät, nach elf Uhr, erschien Nietzsche, der bei Jacob Burckhardt zu Gaste gewesen war, in animierter Stimmung, feurig, elastisch, selbstbewußt, wie ein junger Löwe. Er ging mit mir, um mich zum Hotel zu bringen. Aber ein Wiedersehen nach sechsjähriger Trennung ließ sich nicht so kurz fas-

<sup>1</sup> P. Deussen: Erinnerungen an F. Nietzsche, 1901, Brockhaus, S. 85.

sen, und so wanderten wir im eifrigen Gespräche bis um zwei Uhr nachts in den Straßen Basels umher.“

Trotz der starken Arbeitslast nimmt Nietzsche in den ersten Jahren seines Basler Aufenthalts an dem geselligen Leben der Patrizierstadt lebhaft Anteil. Im April 1872 bittet er seine Mutter, ihm einen neuen Frack zu bestellen.

„Mein jetziger ist ganz verbraucht – Anstrengungen dieses Winters!“

Unter den Häusern, in denen er damals verkehrt, befindet sich das des Professors Joh. Jak. Bachofen. In der Erinnerung der Frau Bachofen lebte Nietzsche freilich nur als höchst eigenwilliger Improvisator am Klavier fort. – Am 18. Dez. 1876 schreibt Overbeck an Nietzsche nach Sorrent: „Gestern waren Bachofens bei uns und lassen Dich sehr grüßen, Bachofen Fernhaltung alles Unzeitgemäßen, wie er zu tun pflegt, anwünschen.“ Auch der Tod Bachofens wurde Nietzsche von Overbeck mitgeteilt.

An Carl von Gersdorff

Basel, 19. November 1871

Verzeihe mir, mein lieber Freund, daß ich Dir nicht früher für Deine Briefe gedankt habe, von denen ein jeder mich an Dein kräftiges Kulturleben erinnert, als ob Du im Grunde noch Soldat seist und Deine militärische Gesinnung jetzt im Bereiche der Philosophie und Kunst zu erweisen trachtetest. Und so ist es recht; nur noch als Kämpfer haben wir gerade in unserer Zeit ein Recht zu existieren, als Vorkämpfer für ein kommendes saeculum, dessen Formation wir an uns, an unsern besten Stunden nämlich, etwa ahnen können: da diese besten Stunden uns doch offenbar dem Geiste unserer Zeit entfremden, aber doch irgendwo eine Heimat haben müssen; weshalb ich glaube, wir haben in diesen Stunden so eine dumpfe Witterung des Kommenden. Haben wir nicht auch

aus unserer letzten gemeinsamen Leipziger Erinnerung noch das Gedächtnis an solche entfremdete Momente, die in ein anderes saeculum gehören?—Also — es bleibt dabei: „und im ganzen, vollen, schönen resolut zu leben“! Aber es gehört eine kräftige Resolution dazu und ist nichts für jedermann! [...]

Hier bist Du im guten Angedenken. Die Dämonenweihe habe ich bei Jacob Burckhardt, in seiner Stube gefeiert: er hat sich meinem Weiheakte angeschlossen und wir haben reichlich zwei Biergläser guten Rhoneweines auf die Straße geschüttet. In früheren Jahrhunderten wären wir der Zauberei verdächtig. — Als ich damals  $\frac{1}{2}$ 12 Uhr nachts nach Hause kam, ziemlich dämonisch, fand ich erstaunterweise Freund Deussen vor, mit dem ich noch bis gegen 2 Uhr auf der Straße herumzog. Mit dem allerfrühesten Zuge reiste er ab. Ich habe eine fast gespenstische Erinnerung an ihn, da ich ihn nur bei mattem Lampen- und Mondeslicht gesehn habe.

Laß bald etwas von Dir hören, mein wackerer werter Freund! Du weißt jetzt, daß es mit der Vignette höchste Zeit ist! Sei herzlich begrüßt von

Deinem Friedr. N.

An Erwin Rohde

Basel, ca. 20. Dezember 1871

Mein lieber, lieber Freund,  
einen herzlichen Weihnachtsgruß zuvor!

Ich hoffte, Dir um diese Zeit bereits meine Schrift zuschicken zu können: es sind aber einige Verzögerungen eingetreten, nicht durch meine Schuld, so daß meine Weihnachtsgabe diesmal etwas zu spät kommen wird. Die Vignette des Titelblattes hat einige Störungen gemacht: die Zeichnung, von Gersdorffs Freunde Rau entworfen, hat unsern höchsten Beifall,

aber der „bewährte“ Holzschneider, den Fritzsch dafür ausgesucht hatte, hat eine stümperhafte Leistung gemacht, so daß sein Holzstock ganz unbrauchbar und inkorrigibel ist, und wir das Werk von neuem einem der besten Holzschneider, dem akademischen Künstler Vogel in Berlin, übertragen mußten. Gersdorff ist mir treu zur Seite und zeichnet sich durch zuverlässigste Hilfsbereitschaft in allen Dingen aus. [...]

Übrigens fühle ich mich in meinen Erkenntnissen der Musik wunderbar befestigt und von deren Richtigkeit überzeugt – durch das, was ich diese Woche in Mannheim, mit Wagner zusammen, erlebte. Ach, mein Freund! Daß Du nicht dabei sein konntest! Was sind alle sonstigen künstlerischen Erinnerungen und Erfahrungen, gemessen an diesen allerletzten! Mir ging es wie einem, dem eine Ahnung sich endlich erfüllt. Denn genau das ist Musik und nichts sonst! Und genau das meine ich mit dem Wort „Musik“, wenn ich das Dionysische schildere, und nichts sonst! Wenn ich mir aber denke, daß nur einige hundert Menschen aus der nächsten Generation das von der Musik haben, was ich von ihr habe, so erwarte ich eine völlig neue Kultur!

Alles, was übrig bleibt und sich gar nicht mit Musikrelationen erfassen lassen will, erzeugt bei mir freilich mitunter geradezu Ekel und Abscheu. Und wie ich vom Mannheimer Konzert zurückkam, hatte ich wirklich das sonderbar gesteigerte übernächliche Grauen vor der Tageswirklichkeit: weil sie mir gar nicht mehr wirklich erschien, sondern gespenstisch.

Diese Weihnachten verlebe ich einsam in Basel und habe die Tribschener herzlichen Einladungen ausgeschlagen. Ich brauche Zeit und Einsamkeit, um über meine sechs Vorträge (Zukunft der Bildungsanstalten) einiges nachzudenken und mich zu sammeln.

Frau Wagner, deren Geburtstag am 25. Dezember ist (und der ich, an Deiner Stelle, schreiben würde), habe ich meine „Sylvesternacht“ gewidmet und bin gespannt, was ich über meine musikalische Arbeit von dort aus zu hören bekomme, da ich noch nie etwas Kompetentes zu hören bekam. Wenn ich dieselbe Dir einmal zum Vortrag bringe, wirst Du, wie ich glaube, mit Rührung den warmen, beschaulichen und glücklichen Ton heraushören, der durch das Ganze hindurchklingt und für mich eine verklärte Erinnerung an das Glücksgefühl meiner Herbstferien zu bedeuten hat.

Mit Jacob Burckhardt habe ich einige schöne Tage erlebt, und unter uns wird viel über das Hellenische konferiert. Ich glaube, man kann jetzt in dieser Hinsicht einiges in Basel lernen. Deinen Pythagorischen Aufsatz hat er mit großer Beteiligung gelesen und sich zu seinen Zwecken exzerpiert, und das, was Du über die ganze Entwicklung der Pythagorasvorstellung sagst, ist gewiß das beste, was über ein so ernstes Kapitel bis jetzt gesagt worden ist. Inzwischen habe ich über Plato eine Anzahl Grundeinsichten gewonnen, und ich meine, wir beide dürften einmal die bisher so schäbige und mumienhafte Geschichte griechischer Philosophen tüchtig und innerlich erwärmen und erleuchten. — Alles, was Du Allgemeines zu sagen hast, übergib nur nicht den verfluchten philologischen Zeitschriften: warte nur etwas auf die Bayreuther Blätter! — Über Deine zugesagte Zarneckische Anzeige bin ich sehr glücklich und von vornherein sehr dankbar. Mein lieber Freund, wir haben noch ein großes Stück Leben miteinander auszumessen: wir wollen treu sein.

F. N.

1872

In den letzten Tagen des Jahres 1871 war die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ erschienen. Am Neujahrstage trägt Nietzsche in sein Handexemplar die Goetheschen Worte ein:

„Schaff, das Tagwerk meiner Hände,  
großer Geist, daß ich's vollende.“

An Erwin Rohde

Basel, 28. Januar 1872

Mein guter lieber Freund,  
neulich habe ich einmal eine vorläufige Anfrage, ob ich eine Professur in Greifswald annehmen würde, durch Susemihl bekommen, aber sofort, zu Deinen Gunsten und Dich empfehlend, abgelehnt. Ist die Sache in einem weiteren Stadium? Ich habe an Ribbeck verwiesen. — Hier war die Sache doch bekannt geworden und hat mir eine große Sympathie bei den guten Baselnern erweckt. Obwohl ich protestierte, daß es kein Ruf sei, sondern nur eine ganz vorläufige Anfrage, hat mir doch die Studentenschaft einen Fackelzug beschlossen, und zwar mit der Motivation, daß sie damit ausdrücken wolle, wie sehr sie meine bisherige Tätigkeit in Basel schätze und ehre. Übrigens habe ich den Fackelzug abgelehnt. — Hier halte ich jetzt Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ und habe es bis zur „Sensation“, hier und da zum Enthusiasmus gebracht. Warum leben wir nicht beieinander! Denn was ich jetzt alles auf dem Herzen trage und für die Zukunft vorbereite, ist in Briefen auch nicht einmal zu berühren. — Ich habe mit Wagner eine Alliance geschlossen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie nah wir uns jetzt stehen und wie unsere Pläne sich berühren. — Was ich über mein Buch habe hören müssen, ist ganz unglaubwür-

dig: weshalb ich auch darüber nichts schreibe. — Was denkst Du darüber? Ein ungeheurer Ernst erfaßt mich bei allem, was ich darüber vernehme, weil ich in solchen Stimmen die Zukunft dessen, was ich vor habe, errate. Dieses Leben wird noch sehr schwer.

In Leipzig soll wieder Erbitterung herrschen. Niemand schreibt mir von dort ein Wörtchen. Auch Ritschl nicht.

Mein guter Freund, irgendwann müssen wir wieder miteinander leben; es ist heilige Notwendigkeit. Ich lebe seit einiger Zeit in einem großen Strom: fast jeder Tag bringt etwas Erstaunliches; wie auch meine Ziele und Absichten sich erheben. — Ich kündige Dir, ganz verschwiegen und zur Verschwiegenheit auffordernd, an, daß ich unter anderem ein Promemoria über die Straßburger Universität als Interpellation bei dem Reichsrat, zu Händen Bismarcks vorbereite: worin ich zeigen will, wie schmähsch man einen ungeheuren Moment versäumt hat, um eine wirkliche deutsche Bildungsanstalt, zur Regeneration des deutschen Geistes und zur Vernichtung der bisherigen sogenannten „Kultur“, zu gründen. — Kampf aufs Messer! Oder auf Kanonen!

Der reitende Artillerist, mit  
schwerstem Geschütz.

Schon klingt die Differenz vernehmlicher. Kurz vorher (am 22. Dezember 1871) hatte Rohde geschrieben: „Im Hinblick auf Dein großes Bestreben schäme ich mich oft genug des dumpfen Treibens: aber am Ende ist doch auch in diesen Quisquilien noch genug des Adels, der allem rein theoretischen Vornehmen eigen ist, daß selbst die Beschäftigung mit dieser bunten Erscheinungswelt alter, wirklich ‚humaner‘ Zeiten einen das Elend der wirklichen, leibhaftigen Existenz vergessen machen kann.“ Nietzsche dagegen ist nicht gesonnen, von der wirklichen, leibhaftigen Existenz zu ab-

strahieren. Er drängt zur Tat. Vergebens aber ruft er dem Freunde (im Juli 1871) zu:

„Lassen wir uns durch das Schicksal nicht verdrießlich machen, sondern nur mutiger und radikaler!“

Dieser klammert sich an die alte Gefühlübereinstimmung; die Empfindungen stimmen überein, aber nicht mehr die Willensrichtungen. Die Aufforderung zur Tat erscheint Rohde bedenklich. Welch lähmende Wirkung von Schopenhauer auf andere Naturen ausging, ist von Nietzsche wohl immer unterschätzt worden.

Zunächst freilich kam die „Waffenbrüderschaft“ der beiden Freunde durch den Angriff der gereizten Philologenschaft auf ihren Höhepunkt.

Auf die Übersendung der „Geburt der Tragödie“ antwortet Wagner: „Lieber Freund! Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen. — Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein anderer, bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemalt hat! — ... Adieu! Kommen Sie bald auf ein Husch herüber, dann soll es dionysisch hergehen! Ihr R. W.“

Cosima aber schreibt u. a. den Satz: „Sie haben in diesem Buche Geister gebannt, von denen ich glaubte, daß sie einzig unserm Meister dienstpflchtig seien...“ — Noch im September 1873 schreibt Wagner: „Ich habe wieder darin gelesen, und schwöre Ihnen zu Gott zu, daß ich Sie für den einzigen halte, der weiß, was ich will!“

An Erwin Rohde

Basel, 4. Februar 1872

Deine Anzeige, mein lieber Freund, ist ein wahres Meisterstück einer verkürzten und verjüngten Widerspiegelung des Originals, und ich fühle mich Deiner wieder einmal im allertiefsten Grunde versichert. Ich bin geradezu erstaunt (und mit mir Overbeck,

dem ich sie vorgelesen), wie schön und neu, wie stillvoll Dir diese so schwierige Aufgabe gelungen ist, und weiß nicht, wie ich Dir dafür danken soll als durch das offenste Geständnis, daß ich so etwas wie diese Anzeige nicht zum zweitenmal erleben werde. Heute schicke ich sie noch nach Tribschen, damit meine Freunde sich mit mir Deiner erfreuen. [...]

Von der Art, wie so ein Buch entsteht, von der Mühe und Qual, gegen die von allen Seiten andringenden anderen Vorstellungen sich bis zu diesem Grade rein zu halten, von dem Mut der Konzeption und der Ehrlichkeit der Ausführung hat ja niemand einen Begriff: am allerwenigsten vielleicht von der enormen Aufgabe, die ich Wagner gegenüber hatte und die wahrlich in meinem Innern viele und schwere Kontristationen verursacht hat – die Aufgabe, selbst hier selbständig zu sein, eine gleichsam entfremdete Position einzunehmen; und daß dies mir, selbst bei dem allerhöchsten, am Tristan dargestellten Problem zu ihrer Erschütterung gelungen ist, gerade das bezeugen mir meine Tribschener Freunde. Das darf ich Dir sagen, mein geliebter Freund, – gerade an diesem Punkte fühle ich mich stolz und glücklich und bin überzeugt, daß mein Buch nicht untergehn wird. – [– –] Zarncke glaubt, daß es Dir darauf ankomme, mir zu nützen! Als ob nicht alles vielmehr darauf ankäme, anderen durch eine solche Anzeige zu nützen! Nun, lassen wir die Toten ihre Toten begraben!

Ich will einen Versuch wagen, Deine Anzeige an die Augsburgerin zu schicken: ob ich gleich von vornherein das größte Mißtrauen habe. – In betreff des Zentralblatts hatte ich die sichere Empfindung, daß es nichts würde, und stieß ein Triumphgeschrei aus, als ich Deinen Brief heute bekam. Nun, auch unsere Zeit kommt! Und wir müssen zur rechten Zeit wis-

sen, daß alle Kompromisse nur schädlich sind: Kampf auf die Kanone!

Schreibe doch an Wagners: Du wirst das allerrührendste Entgegenkommen finden. Denn man liebt Dich dort: und wir mögen Pläne machen, welche wir wollen, Du bist immer dabei bedacht.

In herzlicher Dankbarkeit

Dein


Friedrich Nietzsche.

Du hast doch meine Notiz über Greifswald bekommen?

Am 12. April teilt Nietzsche seinem Freunde Rohde mit, daß Hans von Bülow (Cosimas erster Gatte) ihn besucht habe und begeistert von seinem Buche sei. Er reise mit einer Anzahl von Exemplaren herum und verschenke sie. Bei diesem Besuche hat, nach dem Bericht der Schwester, Cosima den Namen Ariadne erhalten. Bülow selber stellte das tragische Ereignis seines Lebens im mythischen Gleichnis so dar: Cosima war Ariadne, Bülow Theseus, und Wagner Dionysos. Nur dem Mächtigeren, dem Gotte, war damit gesagt, bin ich, der Heros, gewichen.

An Carl von Gersdorff

Basel, 1. Mai 1872

Mein lieber guter Freund,  
verarge mir es nur nicht, wenn ich hier und da einmal eine Pause mit Fermate  in meinem Briefverkehr mache: es hat sicherlich Gründe, aber äußerliche, die für unsere Freundschaft ohne Beziehung sind. Es gab viel zu tun, und ich war auch einige Zeit recht angegriffen und unwohl. Der Winter wollte überstanden sein, und mancherlei wichtige Entscheidungen mußten getroffen werden, von denen ich Dich

nicht unterhalte, weil ich Dich einmal mündlich darüber sprechen werde. Nämlich in Bayreuth! Dort werde ich am Sonnabend vor Pfingsten eintreffen: ich bitte Dich, es doch ähnlich einzurichten. Heute habe ich, der Wohnung wegen, an den Oberbürgermeister Muncker geschrieben. Ich höre, daß Frau von Muchanoff, Gräfin Krokow und Frl. von Meysenbug sich auch schon angemeldet haben: ebenfalls Frau von Schleinitz. Diese hat mir einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben, für den Du, lieber Freund, gelegentlich einmal recht schön danken kannst. Auch Rohde kommt hin, der mir gestern aus Kiel telegraphierte, er sei Professor dort geworden. Kannst Du ihm vielleicht ein Zeilchen der Gratulation schicken? Er hat Schönes vor, was Wagner und mich zugleich betrifft – es ist aber noch nicht zu verraten. Die erste Anzeige meines Buches ist nun auch erschienen, aber wo! In der italienischen Rivista Europea! [...]

Was Du mir über Deinen Herrn Vater schreibst, hat mich sehr ergriffen: in solchen Anzeichen verehere ich den wundervollen deutschen, ja, wie ich lieber sagen möchte, preußischen Ernst, von dem nun einmal alles zu erhoffen ist, während ich gegen die oben auf schwimmende „deutsche Kultur“ jetzt im höchsten Grade bedenklich bin.

Wie geht es Deinen künstlerischen Freunden? Kommt einer von ihnen nach Bayreuth? Wie sehr ich das wünsche!

Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen. Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern gingen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken, der Hund fraß nicht, die Dienerfamilie war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusam-

men – ach es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe – was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschener Welt petrifiziert zu haben.

Wir beginnen hier das Sommersemester, – heute ist der Einweihungstag von Straßburgs Universität: ich denke an diese Feier mit den gemischtesten Empfindungen.

Das Sommerkolleg von Burckhardt wird etwas Einziges: es entgeht Dir viel, daß Du es nicht erleben kannst. Hast Du gehört, daß Burckhardt in den letzten Wochen einen sehr ernsthaften Ruf nach Berlin hatte. Er schlug ihn aus.

Mein lieber Freund, wie schön ist es doch, daß wir uns so bald wiedersehen. Noch schöner aber, daß wir uns, seit Jahresfrist, so recht wieder zusammengefunden haben. Unsre schönsten Hoffnungen und Pläne laufen nun in einer Bahn. Ich höre mit herzlicher Freude, daß Du an den Klavierauszügen Dich erbaust: wir müssen unsre Nibelungenstudien jetzt höchst ernsthaft beginnen, um uns für so unerhörte Dinge würdig zu machen.

Schreib mir doch vor Bayreuth noch ein Wort der Vereinbarung über unser Wiedersehen.

In herzlicher Liebe

Dein F. N.

Die Schwester erzählt von Tribschen:<sup>1</sup> „Ich erinnere mich noch des letzten Abends, den ich dort erlebte: die Sonne war am Untergehen, aber schon stand der Mond voll und klar über dem leuchtenden Schneefeld des Titlis; wie nun allmählich die Sonnenbeleuchtung in das bleiche Licht

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Der junge Nietzsche, 1913, Kröner, S. 255f.

des Mondes übergang, wie der See und die so malerisch geformten, scharf umrissenen Berge immer zarter, duftiger und durchsichtiger wurden, sich gleichsam immer mehr vergeistigten, da stockte unser lebhaftes Gespräch, und wir versanken alle in ein träumerisches Schweigen.

Wir vier (eigentlich fünf) wandelten auf dem sogenannten Räuberweg, dicht am See, voran Frau Cosima und mein Bruder, Cosima in einem rosa Kaschmir-Gewand mit breiten echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgingen, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgte Wagner und ich, Wagner in niederländischem Malerkostüm: schwarzer Samtrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidene Strümpfe, eine lichtblaue Atlaskrawatte reich gefältelt, mit feinen Leinen und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppigen braunen Haaren... Allmählich wurde der Bann des Schweigens gebrochen; Wagner, Cosima und mein Bruder begannen zu reden von der Tragödie des menschlichen Lebens, von den Griechen, den Deutschen, von Plänen und Wünschen. Niemals, weder vorher oder nachher, habe ich in der Unterhaltung drei so verschiedener Menschen einen gleichen wundervollen Zusammenklang wiedergefunden; jeder hatte seine eigene Note, sein eigenes Thema und betonte es mit aller Kraft. und doch, welch prachtvolle Harmonie!“

Auf Tribschen folgt Bayreuth, auf das Idyll die Tragödie. Von nun an gehört Wagner der Welt, seinem Unternehmen, dem Theater. Unaufhaltsam wächst die Kluft zwischen den Freunden, zunächst noch gewaltsam dann und wann überbrückt. Vorzüglich in den Briefen an Gersdorff, den Nietzsche als Vermittler benützt, lassen sich die Schwankungen seines Verhältnisses zu Bayreuth verfolgen. Wagner und seine Umgebung spüren den Drang zur Selbstständigkeit in dem jungen Professor. Es erwacht eine gewisse Eifersucht in ihnen. Der Professor will nicht bei der Verherrlichung der dionysischen Tragödie und der Kunst Wagners stehen bleiben. Ein Philosophenbuch, das seine Ein-

sichten in die Welt des griechischen Mannes zusammenfassen soll, ist unterwegs. Aber es erscheint nie — das Tragedien-Theater von Bayreuth ist dagegen. Dafür erscheinen die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, die wenigstens mittelbar dem Werk des Meisters dienen.

Bevor das Verhängnis seinen Lauf nimmt, schenkt es Nietzsche noch einen unvergleichlichen Augenblick. Bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses (22. Mai 1872) treffen sich die Freunde in Bayreuth. Nietzsche lernt die besten Anhänger Wagners kennen, darunter Malwida von Meysenbug. Seine verehrende Seele hält das Bild Wagners auf diesem Gipfel des Daseins fest.

„Als an jenem Maitage des Jahres 1872 der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit einigen von uns zur Stadt zurück; er schwieg und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles Bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment.“ („Richard Wagner in Bayreuth“.)

Die folgenden Briefe handeln von der Wirkung der „Geburt der Tragödie“.

An Erwin Rohde

Basel, 30. April 72

Mein guter, lieber Freund, das ist ja ein wahres Glückstelegramm, nach allen Seiten hin Licht, Luft, Wärme und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen verbreitend! Denke Dir, daß ich gerade in diesen Tagen eine derartige schnelle Wendung recht von Herzen ersehnte, weil ich plötzlich die Angst bekam, es möchte Dir vielleicht meine Freundschaft schlecht bekommen und bei der Kameraderie übel angerechnet werden. Ich wollte Dich eben brieflich, aber inständig angehen, ja nichts zu unternehmen, was auf

einen sehr nahen Umgang mit mir oder gar mit Wagner deuten ließe; denn schon jetzt, fürchte ich, ist unsre Zentralblattangelegenheit mit einer gewissen komischen Färbung weit genug herumgetragen worden, um möglicherweise den und jenen gegen Dich aufzureizen. Jetzt aber, wo wir wie zwei Gewappnete mitten in der akademischen Zunft als treue Waffengefährten stehen, und die „Lebensnot“ einmal ihr Antlitz verhüllt hat, dürfen wir auch wieder mancherlei mehr wagen, um die Leute zu erschrecken – nach dem Sprichwort: „Was ist schrecklicher als eine Flöte? – Zwei Flöten!“

Tribtschen ist mit dem heutigen Tage zu Ende! Wie unter lauter Ruinen verlebte ich dort noch ein paar Tage, schwermutsvolle Tage. Wir sprachen viel von Dir, auch von Deinem „tiefen, bedeutenden und ergreifenden Briefe“ wurde mir erzählt: sobald ein wenig Ruhe hergestellt sein wird, wird Wagner Dir schreiben. Inzwischen läßt er Dir durch mich sagen, wie sehr er Dir danke, und bittet Dich, seiner Einladung nach Bayreuth am 22. Mai ja zu folgen. Du bist verstanden worden und bist für immer in diesem Kreise der herzlichsten Teilnahme gewiß. Ach, welch ein ungeheures Leben regt sich jetzt von diesem Zentrum aus! Und wie einzig glücklich sind wir, nicht außerhalb stehen zu müssen!

Die erste Anzeige meines Buches ist auch erschienen und sehr gut ausgefallen – aber wo? In der italienischen Rivista Europea! Das ist hübsch und symbolisch!

Ich habe dagegen Anzeichen davon, daß ich den eigentlichen Fachgenossen jetzt bereits lächerlich vorkomme, lächerlich und unmöglich, weshalb mir z. B. brieflich nicht mehr die übliche Höflichkeit angetan wird. Jetzt ist ja auch der Index des Rheinischen

Museums erschienen – denke Dir, daß weder Ritschl noch Klette mir ein Wörtchen des Dankes für diese Gratis- und Hundearbeit gesagt haben! Schon mein Homeraufsatz (obschon nicht publiziert) hat die Äußerung hervorgerufen – „noch so ein Schritt und er ist ruiniert!“ Da geziemt es sich freilich, dem allmählich immer frecher werdenden Völkchen die Zähne zu zeigen und sie sänftiglich mit der Nase auf die Dinge zu stoßen, die sie mit ihren blöden Augen nicht sehen mögen. Doch werden meine sechs Vorträge jetzt noch nicht gedruckt, sondern erst im nächsten Winter, nach einer vollständigen Umarbeitung. – Ach, wie freue ich mich, mein Freund, daß wir nun beide innerhalb der akademischen Verschanzung stehen, die Feuerbrände in den Händen. – Dein letzter Brief erregte in mir die dankbarste Empfindung: wie unendlich einsam ich mich fühlen würde, wenn ich, bei allen Absichten und Hoffnungen, nicht an Dich denken dürfte, kann ich mir gar nicht ohne Schauer vorstellen. Deine Liebe gilt mir eine Million, sagt Falstaff. In Bayreuth wollen wir alles miteinander besprechen, was ich heute nicht schreiben kann, ohne viel zu schreiben. Nur dies: es ist wahrscheinlich, daß ich für die nächsten Semester es noch innerhalb der Universität aushalte und mir die segensreiche Flucht in den Süden für den Zeitpunkt vorbehalte, wenn meine Stellung unerträglich und ekelhaft wird. Das ist sie bis jetzt noch nicht. Ja, seit Deiner heutigen Ernennung, bin ich auch glänzender und üppiger gestimmt als lange und fühle mich etwas von den Strahlen der kaiserlich-ministeriellen Gnadensonne vergoldet, die heute über Dir und Deinem Hause aufgegangen ist. Ora pro nobis! Dazu hat heute der Herausgeber der „philosophischen Monatshefte“ eine Biographie von mir eingefordert,

wodurch ich mich gewissermaßen unter die „Philosophieprofessoren“ aufgenommen fühle. Drittens glaube ich von Straßburg her das gläubige und patriotische Jauchzen zu vernehmen und den Festgesang per eat diabolus atque irrisores! Ein allgemeines akademisches Hochgefühl schwellt den Busen, mit dem ich, an ihn geworfen, nämlich an den Deinigen, zu bleiben gedenke,

hochgeachteter Herr Professor,  
Euer wohlaffectionierter  
irrisor academicus.

An Erwin Rohde

Basel, 27. Mai 1872

Freund, Freund, Freund, was hast Du gemacht! So ein E. R. ist nicht zum zweiten Male zu erleben. Ich tauchte, ohne diese Buchstaben zu sehen, langsam, immer erstaunter lesend, in den Bayreuther Empfindungsabgrund und endlich höre ich, daß die Stimme, die so feierlich und tief tönt, die des Freundes ist. Ach, liebster Freund, das hast Du mir getan!

Ich schreibe nächtlings und eilig, um Dich zu bitten, daß ich mir von dieser Deiner herrlichen! Anzeige einen Abdruck machen darf, schön und üppig, Du sollst zufrieden sein, Papier und Druck wie bei meiner Schrift. Dann darf ich doch wohl Exemplare nach Belieben an unsere Freunde versenden, wie ich es früher (bei „Sokrates und die Tragödie“) getan habe? Wie geht Dir's? Unglaublich, nicht wahr?

Ich zerschmelze. Kampf, Kampf, Kampf! Ich brauche den Krieg.

Lebwohl, mein Freund!

Mein Freund!

Friedrich N.

An Erwin Rohde

Basel, 8. Juni 1872

Siehst Du, mein lieber, lieber Freund, wie anstößig wir sind! Wir werden auch bald erfahren, wie einsam wir sind. Nun müssen wir ehrsam auf unserem Posten stehenbleiben. Wenn Du mir gerade jetzt zur Seite trittst, als kräftigster speerschwingender Waffengefährte, so erinnere ich Dich förmlich daran, daß *κελαινοῦ κύματος πικρόν μένος* sich schnell auch gegen Dich wenden wird. Doch darüber müssen wir uns gemeinsam trösten. Alles, was Du tun willst, sei von meiner Liebe gesegnet! Wir wollen treulich miteinander aushalten, lieber Freund, in ernsteren Kalamitäten als der gegenwärtigen. Denn dies ist nur ein unverschämtes Vorspiel, von ungeübter, knabenhafter Hand gespielt: — wir ahnen erst die „Weise“, die uns aus dem Kreise der „Höheren“ einmal entgegenklingen wird — *ἐπὶ δὲ τῷ τεθυμένῳ, τόδε μέλος παρακοπὰ παραφορά.* —

Gersdorff benachrichtigte mich über den ungefähren Inhalt jenes Pamphlets: so nur halb belehrt und über die Form unsicher, war auch ich etwas nervös erregt; seit gestern habe ich die Schrift in den Händen und bin ganz ruhig. Ich bin weder so unwissend, wie mich der Verfasser darstellt, noch so bar der Wahrheitsliebe: die ärmliche Gelehrsamkeit, die er prunkend aufzeigt, muß man freilich etwas an den Schuhen abgelaufen haben, ehe man über solche Probleme mitreden darf. Nur durch die frechesten Interpretationen erreicht er, was er will. Dabei hat er mich schlecht gelesen, denn er versteht mich weder im ganzen noch im einzelnen. Er muß noch sehr unreif sein — offenbar hat man ihn benutzt, stimuliert, aufgehetzt — alles atmet Berlin. Denke Dir, daß er mich im vorigen Herbst besuchte, in Naumburg, in

der Form der Verehrung, und daß ich selbst ihm geraten habe, meine demnächst erscheinende Schrift ernst zu nehmen. Das hat er, in seiner Art, getan.

Es hilft nichts, man muß ihn schlachten, obwohl das Bürschchen gewiß nur verführt ist. Aber es ist wegen des bösen Beispiels und wegen des voraussichtlich enormen Einflusses einer solchen Lug- und Trugbrochüre nötig. Zum Dank dafür, daß Du ihn schlachtest, wird er dann irgendwo eine Professur bekommen und glücklich sein.

Vor allem aber, lieber Freund, wollen wir die Sache hoch und ernst nehmen, in unserer Weise; und den kritischen Gesellen auch nur als einen Typus in Betracht ziehn: in diesem Sinne bin ich herzlich erfreut, daß Du den Gedanken eines Sendschreibens an Wagner festgehalten hast. Daß Du hierin zu mir stehst, das wird allerdings ein unerhörtes Aufsehn unter dem philologischen Bienenstock machen; ich danke Dir von Herzen für diese Absicht. Fritsch muß seine Sache schnell und schön machen, des bin ich überzeugt.

Nun leb wohl, mein lieber, treuer Freund! Wir dürfen mutig und erhaben sein! Wir dürfen es!

Adieu! Geliebter Zukunftsphilolog!

Dein F. N.

An Erwin Rohde

Basel, 25. Oktober 1872

Endlich, liebster Freund, ist die erste Erregung überwunden, die mir beinahe eine Unverdaulichkeit zugezogen hätte – es wäre doch schade gewesen, wenn ich an dieser herrlichen Weinbeere erstickt wäre, nicht wahr? Nun sitze ich recht behaglich-nachmittaglich in meinem warmen Zimmer und freue mich wie ein Kind über die Bescherung, immer von neuem

wieder an ihr herumschnuppernd und -knuppernd. Was Du mir heute erwiesen hast, weiß ich nicht in Worten zu schildern: ich wäre so völlig unfähig gewesen, es mir selbst zu erweisen, und weiß, daß es keinen zweiten Menschen gibt, von dem ich ein solches Freundschaftsgeschenk erhoffen könnte. [...]

Nun Deine Schrift, in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft, mitten in das gackernde Völkchen hineinfallend – welches Schauspiel! Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Deinglücklichstes Gelingen! – sie werden nicht müde, einzelnes und allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch“ – nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikat wollen. Mir gefällt vor allem, immer den tiefen dröhnenden Grundton, wie bei einem starken Wasserfall, mitzuhören, durch den eine jede Polemik erst geweiht wird und den Eindruck der Größe macht, jener Grundton, in dem Liebe, Vertrauen, Mut, Kraft, Schmerz, Sieg und Hoffnung zusammenklingen. Lieber Freund, ich war ganz erschüttert – und als Du von den „Freunden“ sprachst, vermochte ich lange nicht weiter zu lesen. Welche herrlichen Erfahrungen habe ich doch in diesem Jahre gemacht! Und wie zerstiebt an ihnen alles etwa von anderswoher auf mich losstürzende Ungemach! Auch aus Wagners Seele heraus bin ich stolz und glücklich, – denn Deine Schrift bezeichnet einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner Stellung zu den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands. Kürzlich soll die „Nationalzeitung“ so frech gewesen sein, mich unter die „literarischen Lakaien Wagners“ einzurechnen; welches Erstaunen, wenn auch Du Dich zu ihm bekennt! Das ist wohl etwas wichtiger noch, als daß Du an meine Seite trittst?

Nicht wahr, alter Freund? Und das, gerade das, macht den heutigen Tag mir zu dem glücklichsten, den ich lange erlebt: ich sehe, was Du in Deiner Freundestat für mich, für Wagner getan hast! [...]

Wir wollen mutig sein, mein lieber, lieber Freund! Ich glaube jetzt immer nur an das Besserwerden, an unser Besserwerden, an unser Wachsen in guten Absichten, guten Mitteln, an unser Wettlaufen nach immer edleren und ferneren Zielen! O wir erreichen sie, und nach jedem Siege ist uns das Ziel weiter gesteckt und wir laufen mutiger vorwärts. Soll es uns sehr kümmern, daß es nicht viel, ja sehr wenige Zuschauer gibt, die Augen haben zu sehen, welchen Wettlauf wir laufen? Kümmert uns dies, wenn wir nur wissen, daß diese wenigen Zuschauer auch für uns die einzigen Kampfesrichter sind? Ich für mein Teil gebe für einen solchen Zuschauer, wie Wagner ist, alle Ehrenkränze, die die Gegenwart spenden könnte, preis; und ihn zu befriedigen reizt mich mehr und höher, als irgendeine andere Macht. Denn es ist schwer – und er sagt alles, ob es ihm gefällt oder nicht, und ist für mich wie ein gutes Gewissen, strafend und belohnend.

Nun mögen alle guten Geister mit uns sein, liebster Freund! Jetzt gehen wir miteinander, eines Glaubens und eines Hoffens! Was Du erlebst, erlebe ich, und es gibt nichts mehr, was einer von uns noch für sich wäre, nichts Gutes und Rechtes!

Ich danke Dir, mein Freund, ich danke Dir!

Dein

Friedrich.

An Erwin Rohde

Basel, November 1872

Lieber, guter Freund, wir werden's schon ertragen. Hier ist das nächste, mich etwas bedrückende Faktum, daß an unserer Universität die Philologen ausgeblieben sind, für dies Wintersemester: ein ganz einziges Phänomen, das Du Dir wohl ebenso deuten wirst wie ich. In einem speziellen Fall weiß ich sogar, daß ein Student, der hier Philologie studieren wollte, in Bonn zurückgehalten ist und beglückt an Verwandte geschrieben hat, er danke Gott, nicht an einer Universität zu sein, wo ich Lehrer sei. — Kurz, die Feme hat ihre Schuldigkeit getan, aber wir dürfen's uns nicht merken lassen. Daß die kleine Universität nun gar noch durch mich leiden soll, ist recht schwer zu ertragen. Wir sind um zwanzig Mann hinter dem Bestande des letzten Semesters zurückgeblieben. Mit äußerster Not habe ich ein Kolleg über Rhetorik der Griechen und Römer zustande gebracht, mit zwei Zuhörern, d. h. einem Germanisten und einem Juristen.

Jacob Burckhardt und der Ratsherr Vischer haben sich außerordentlich über Deine Schrift gefreut. Beiden habe ich von den schönen mir übersandten Exemplaren mitgeteilt, ebenso Overbeck und Ritschl, sodann den Florentinern Olga Herzen und Fräulein v. Meysenbug. [...]

Hast Du von dem Zöllnerskandalon in Leipzig gehört? Sieh Dir ja einmal sein Buch über die Natur der Kometen an; es ist erstaunlich viel für uns darin. Dieser ehrliche Mensch ist, seit dieser Tat, in der schändlichsten Weise in der gesamten Gelehrtenrepublik wie exkommuniziert, seine nächsten Freunde sagen sich von ihm los, und er wird in aller Welt als „verrückt“ verschrien! Ganz ernsthaft als „geistes-

krank“, weil er nicht in das Trarahorn der Kameraderie bläst! Das ist der Geist der Leipziger Gelehrten-Ochlokratie!

Daß ein Irrenarzt in „edler Sprache“ nachgewiesen hat, daß Wagner irrsinnig sei, daß dasselbe, durch einen andern Irrenarzt, für Schopenhauer geleistet worden ist, weißt Du wohl schon? Du siehst, wie sich die „Gesunden“ helfen: sie dekretieren für die unbequemsten ingenia zwar kein Schafott; aber jene schlechende, böswilligste Verdächtigung nützt ihnen noch mehr, als eine plötzliche Beseitigung, sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Generation. Diesen Kunstgriff hat Schopenhauer vergessen! Er ist der Gemeinheit des gemeinsten Zeitalters wunderbar gemäß!

Jetzt aber muß ich ins Kolleg, will aber doch nicht mehr warten, Dir meinen Gruß zu schicken. Ich denke, wir schicken uns diesen Winter, sooft es geht, Blättchen und Briefchen, aber auch ehrlich lange Episteln? Nicht wahr? Mein liebster Freund, sei nur guter Dinge: das Gute siegt schon dadurch, daß man das Böse vergißt. Vergessen wir die Hunde!

Von ganzem Herzen

Dein F.

1873

An Carl von Gersdorff

Gersau, 24. Februar 1873

... Von dem Meister und Frau Wagner habe ich herrliche Briefe: es kam zutage, was ich gar nicht wußte, daß Wagner über mein Nichtkommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist, — das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht und es ist ganz gut, daß

ich nichts wußte: denn mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedesmal von neuem und kann gar nicht recht dahinterkommen, woran es eigentlich liegt. Um so glücklicher bin ich, daß jetzt wieder Frieden geschlossen ist. Kennst Du die wundervolle Schrift Wagners, die jetzt eben zum ersten Male gedruckt ist, „Über Staat und Religion“, vom Jahre 1864, zuerst als privates Mémoire an den bayerischen König verfaßt? Sie gehört zu dem tiefsten aller seiner literarischen Produkte und ist im edelsten Sinne „erbaulich“. – Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir gar nicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne, als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ichs noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen, für mich notwendigen, beinahe „sanitärish“ zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben muß ich mir meine Freiheit wahren, wirklich nur, um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können. Darüber ist natürlich kein Wort zu sagen, aber es fühlt sich doch – und es ist dann verzweifelt, wenn es gar Verdrießlichkeiten, Mißtrauen und Schweigen nach sich zieht. Ich hatte diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer, durch solche Erlebnisse noch ängstlicher zu werden, als ich es schon bin. – Bitte, liebster Freund, Deine offene Ansicht!

Meine Schrift wächst und gestaltet sich zu einem Seitenstück zur „Geburt“. Der Titel wird vielleicht „der Philosoph als Arzt der Kultur“. Ich will eigent-

lich Wagner zu seinem nächsten Geburtstag damit überraschen. —

Zur Vermählungsfeier von Fräulein Olga habe ich eine eigne vierhändige Musik nach Florenz geschickt, mit dem Titel „Une Monodie à deux“: der als Prognostikon einer guten Ehe aufgefaßt werden möge. Der Spieler rechts ist Madame Monod, der Spieler links Monsieur Monod.

Und nun, herzlich geliebter Freund und „im Irrgarten der Liebe taumelnder Kavalier“ (so nennt Dich Wagner) habe herzlichen Dank für Deinen reichen und glücklichen Brief und denke gern

Deines Fr. Nietzsche.

An Erwin Rohde

Basel, ca. 22. März 1873

Geliebter Freund, gestern ging auch dies Semester, das achte meiner Erfahrung, zum Teufel oder wohin Du willst, und heute gibt es die Möglichkeit etwas aufzuatmen. Aber es will nichts Rechtes mit dem Aufatmen werden, wenn ich nicht erst mit meinen Freunden Frieden schließe: denn diese werden mir zürnen, wie selten ich Briefe schreibe und wie undankbar ich mich gegen ihre briefschreibende Liebe benehme. Neulich bekam ich, in den Fastnachtstagen, bei tiefer Verstimmung, Deine Zeilen, geliebter Freund, und verwünschte wieder den Dämon, der uns trennt, oder, um ganz direkt zu reden, das dumme Benehmen der Freiburger, die Dich haben konnten [— —]. Nun sitzen wir auf unsern Stühlchen und kommen nicht zusammen! Jeden Brief möchte man fluchend beginnen und schließen, ja ich empfehle Dir, für unseren Gebrauch, das neue Wort „ich brieffluche, Du brieffluchst“ usw.

Übrigens bin ich, wie ich recht empfinde, viel bes-

ser daran als Du. Overbeck und Romundt, meine Tisch-, Haus- und Gedankenfreunde, sind der trefflichste Umgang von der Welt: so daß ich, nach dieser Seite, das Ächzen und das Krächzen ganz abgetan habe. Romundt hat gestern sein erstes Semester, als Akademiker, geschlossen und hat einen großen katholischen furor in sich von diesem ersten Versuche davongetragen. Er hat das Interesse der Studenten wirklich erregt und wird ganz gewiß in seinem Elemente sein, wenn er Academicus bleibt. Overbeck ist der ernsteste, freimütigste und persönlich liebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann, dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr mit jemandem umgehen kann. In den Osterferien wird er ein Dokument dieses Radikalismus, ein öffentliches Sendschreiben an Paul de Lagarde machen. Was im Verlauf eines Jahres von uns zusammen an wichtigen und eingreifenden Dingen besprochen wird, ist der Masse nach sehr groß, und ich empfinde fortwährend dabei, was man entbehrt, wenn man Dich entbehrt. Unser Leben soll noch lang genug sich hinspinnen, um zu sorgen, daß vieles Gewollte zur Tat wird; aber für uns beide ist es irgendwann einmal necessitas, zusammenzuleben, eben dieser „Taten“ halber.

Ich hoffe, bald so weit zu sein, Dir ein größeres Stück meines ganz langsam sich gebärenden Buches über griechische Philosophie zur vorläufigen Einsicht zu übersenden. Über den Titel steht nichts fest; wenn er aber lauten könnte „Der Philosoph als Arzt der Kultur“, so siehst Du, daß ich mit einem schönen allgemeinen und nicht nur historischen Problem zu tun habe. [...]

Wenn wir nur noch eine andre Kunst gelernt hätten, teuerster Freund, um zusammen durch die Welt

zu ziehen! Denn als Konjekturendachshund hat man wahrlich kein ehrliches Gewerbe. Orgeldrehen ist besser. In diesem Semester hatte ich es zu zwei Zuhörern gebracht, der eine war Germanist, der andre Jurist, beiden trug ich Rhetorik vor! Es kommt mir so unglaublich verdreht vor, besonders, wenn ich bedenke, daß der eine ein persönlicher Enthusiast von mir ist und ebensogut für mich Stiefel wixsen, als von mir Rhetorik hören würde!

Nächstes Semester wird es etwas besser stehen: das Pädagogium wirft ein paar gute Philologen ab, mit denen doch zu verkehren ist.

Die Abundantiabilder sind heute hier angekommen, und ich gedenke unsrer vergnügten Leipziger-Naumburger Herbsttage! Das wollen wir doch bestens wiederholen, dieses Jahr, nicht wahr, bester Freund? Im Sommer besucht mich meine Schwester. Aber im Oktober ziehe ich Dir entgegen, nach dem guten Thüringen. Oder wollen wir in Dresden zusammenkommen? Nur ja nicht wieder in dem gottverdammten Leipzig!

Ich wünsche Dir reinen Himmel, heiteres Gemüt und empfehle, als mein Stärkungsmittel, Dir den Marcus Antoninus; man wird so ruhig dabei.

Treu und Deiner stets gedenkend

Fridericus.

Im Gersdorffschen Briefe kommt was Rührendes vor, Du wirst es finden, meine Vorträge betreffend. Das ist ein Freund.

An dieser Stelle sei zusammenfassend über Nietzsches Tätigkeit als Lehrer berichtet. Eine besondere Freude hatte er an dem Unterricht im Pädagogium. Er schreibt im April 1870 an Rohde:

„Nun habe ich auch die erste Klasse des Pädagogiums zur Universität befördert. Die guten Jungen

zeigten sich recht dankbar und hatten sich wirklich an mich angeschlossen... Im Grunde hat man in einer sympathischen Klasse mehr Wohlgefühl als auf der kühlen Höhe des akademischen Katheders.“

Es fiel den Unterprimanern manchmal schwer, den Interpretationen ihres Lehrers zu folgen. Aber in Nietzsches Nähe war es unmöglich, den Mut zu verlieren.

Schüler, die C. A. Bernoulli befragte, „schiene einig in der scheuen Nachempfindung, sie hätten da nicht so sehr einem Berufspädagogen zu Füßen gesessen, als etwa einem leibhaftigen Ephorus aus Altgriechenland, der mit einem Sprung über Zeit und Sitten mitten unter sie trat, um ihnen von Homer, Sophokles, Plato und ihren Göttern zu erzählen. Als berichte er aus eigener Anschauung von ganz selbstverständlichen und noch vollauf zu Recht bestehenden Dingen – so wirkte er auf sie. Eine nebensächliche Eigentümlichkeit, die mit seinen empfindlichen Augen zusammenhing, steigerte den geheimnisvollen Nimbus um ihn herum: in seinen Stunden mußten bei auch nur mäßiger Sonnenhelle die Fensterladen vorgezogen werden, damit das grelle, unmittelbare Tageslicht gebrochen und das Schulzimmer von einer wohltuenden Dämmerung erfüllt wurde. Mit Prinzipienreiterei verlor er vor der Klasse so wenig Zeit als möglich; er gab den Gebrauch deutscher Übersetzungen von vornherein frei, wenn nur möglichst viele der griechischen Autoren gelesen wurden. Er konnte plötzlich eine schulgerechte Erörterung mit dem Aufruf und der Frage an irgendeinen Schüler unterbrechen, der sich dessen vielleicht gerade am wenigsten versehen hatte: ‚Nun sagen Sie mir einmal, was ist ein Philosoph!‘ – Um dann nach der nur wenig erschöpfenden Antwort des aus den Wolken gefallenen Verblüfften die Stunde mit einem hinreißenden Extemporevortrage zu Ende zu führen. Auch in der nur seltenen, dafür desto eindrucksvolleren Anwendung von Verweisen folgte er, frei von jedem Seminarrezept, der unwillkürlichen Eingebung der Stunde. Einmal hatte er vor den Sommerferien der Klasse anheimgegeben, man solle in der Ilias die Beschreibung vom Schilde des Achill lesen

und darüber berichten, aber bloß freiwillig, es sei keine Aufgabe. Beim Wiederbeginn rief er auf Geratewohl auf und fragte: ‚Haben Sie die Stelle durchgelesen?‘ Der Betreffende sagte in seiner Verlegenheit ja, obschon es nicht wahr war. ‚Gut, dann beschreiben Sie uns den Schild des Achill!‘ Nietzsche ließ das Schweigen, das nun erfolgte, unter der wachsenden Aufregung aller Schüler an die zehn Minuten andauern, gerade so lange als er gebraucht hätte, um den Gegenstand zu erledigen, und ging scheinbar aufmerksam zuhörend langsam auf und nieder, wie er zu lehren pflegte. Dann sagte er, ohne weiter ein Wort zu verlieren: ‚So, nun hat uns NN. den Schild des Achill erklärt, jetzt fahren wir weiter.‘ Ein anderer Schüler las unter dem Pultrande ruhig aus der Übersetzung ab. ‚Wie sonderbar‘, unterbricht ihn Nietzsche, ‚Sie haben ja in Ihrem Buch eine ganz andere Lesart.‘ Es kam ihm immer darauf an, die jungen Leute moralisch zu fassen, und so gestaltete er einmal ein öffentliches, vor den Behörden und geladenem Publikum abzuhaltendes Examen, ohne Rücksicht auf das Risiko, das er selber dabei lief, zu folgender Kraftprobe einer überdies recht mäßigen Klasse. Er ließ eine unter Philologen als besonders schwer verschriene Thukydidesstelle aufschlagen. ‚Haben Sie das schon gelesen?‘ – ‚Nein‘ – ‚Finden Sie Schwierigkeiten darin?‘ – ‚Ja‘ – ‚Darin haben andere Leute auch schon Schwierigkeiten gefunden‘ – und nun ging es durch Dick und Dünn vorwärts. Die methodische Durchsetzlichkeit und das eigentlich Handwerksmäßige in der Geisteserziehung der halbwüchsigen Jüngerschar ließen zu wünschen übrig. Die Anfertigung eines Skriptums wurde unterlassen, nachdem ein erster Versuch nicht nach Wunsch ausgefallen war. Vokabularien oder Klassenhefte wurden nicht geführt. Es wurde drauflos übersetzt, unbekümmert um Formenlehre und Syntax. Von Zeit zu Zeit forderte er zum Meditieren auf, und das erhob alsbald die nüchterne Stimmung ins Ungefähre und Feierliche. Er mündete mit einem Gedankengang gerne in den charakteristischen Anschauungsversuch aus und stellte die Persönlichkeit etwa des Alkibiades oder des Achilles zum Exem-

pel auf, damit seine Schüler durch seine Fragen angespornt nach und nach ihre eigene Intuition vor ihm aufbauen mußten.“<sup>1</sup>

Von anderen hören wir:<sup>2</sup>

„Sein strenger Gerechtigkeitssinn unterschied genau zwischen den Grenzen des guten Willens und der trägen Nachlässigkeit, und keines der beliebten Schulmanöver verding bei ihm. So entsinne ich mich, wie einer von uns (er waltete heute als wohlbestallter Seminardirektor seines Amtes), schlecht präpariert und kurz vor Stundenschluß aufgerufen, in scheinbarem Eifer so lange den zu übersetzenden griechischen Text las, bis das Glockenzeichen ertönte. Er las vorsichtshalber noch einen Satz und brach dann zuversichtlich ab. Nietzsche rührte sich nicht. Unserm Primaner trat der Angstschweiß auf die Stirn. Stotternd brachte er hervor: ‚Herr Professor, Sie haben vielleicht das Läuten übersehen?‘ Nietzsche sah ihn einen Augenblick starr an, dann – ohne eine Miene zu verziehen – korrigierte er: ‚Sie wollen sagen: überhört‘, und verließ das Klassenzimmer. Am nächsten Tage begann er den Unterricht, zu demselben Schüler gewandt: ‚Also, übersetzen Sie.‘ – Während Nietzsches Unterricht herrschte in unserer Klasse stets eine musterhafte Disziplin, die selbst auf die vorhergehende und nachfolgende Zwischenpause übergriff. Obwohl wir nie ein Wort des Tadels oder Unmuts von unserm Lehrer zu hören bekamen, so hatten wir doch einen unbegrenzten Respekt vor ihm. Er hatte eine für den Betroffenen unglaublich peinliche und beschämende Art, in steinerner Ruhe den schlecht präparierten Schüler seiner gestotterten und gestammelten Blamage zu überlassen und, nach einer kurzen, atembeklemmenden Pause, mit einem knappen ‚So‘ oder ‚So viel‘ einen ironischen Schlußpunkt darunter zu setzen. Das war der schärfste Ausdruck seines Tadels – gleich wie sein Lob niemals über ein kurzes halblautes ‚Gut‘ hinausging.“

<sup>1</sup> C. A. Bernoulli: F. Overbeck und F. Nietzsche, 1908, Diederichs, Bd. I S. 67f.

<sup>2</sup> E. Förster-Nietzsche: Der junge Nietzsche, 1913, Kröner, S. 259f.; 327.

„Nietzsche zählte damals achtundzwanzig Jahre; um so eigentümlicher erschien uns seine Art, welche die philosophische Abklärung höheren Alters zur Schau trug. Ein langsamer, leiser, nie pathetischer Vortrag zeichnete ihn aus mit gedankenvollen ‚Kunstpausen‘, wie unser terminus technicus lautete, auffallend durchwoben. Im Kolleg las er, und zwar aus einem in weiches, rotes Leder eingebundenen schönen großen Heft.“

Von besonderem Interesse ist der Bericht Ludwig von Schefflers, des Herausgebers der Platenschen Tagebücher. Zusammen mit Heinrich Köselitz (Peter Gast), der damals als ein kleiner Wagner auftrat, hörte er Nietzsches Kolleg.<sup>1</sup>

„Er trug hellfarbige Pantalons, ein kurzes Jackett dazu, und um den Halskragen flatterte eine zierlich geknüpft Krawatte, die ebenfalls in lichter Farbe gehalten war . . .

Der Rhein rauschte im Fortissimo des Orgeltons, und mir ward bange, wie die Stimme des Dozenten trotz der geschlossenen Fenster ihn würde übertönen können. Aber das war nun eben das Erlebnis, was mich gefangen nahm, verwirrte: Nietzsche hatte eine Stimme! Nicht den Vollton des Redners, noch jene scharf artikulierte, im Grunde jedoch unwirksame Modulation, wie sie das Pathos manches Universitätslehrers charakterisieren. Nietzsches Sprache, weich und ungekünstelt, wie sie sich seinen Lippen entrang, hatte nur eines für sich: sie kam aus der Seele! . . .

Einmal sollte ich mich in besonderster Lage ihm gegenüber befinden. Allein mit ihm Kolleg! Ja einmal hat er nur mir allein seinen Vortrag gehalten!! Köselitz war aus irgendeinem Grunde nicht auf der Universität erschienen. Und auch ich hatte mich fürs Kolleg verspätet. Der Professor wartete schon im Hörsaale! Ich war höchst betroffen, ihn so zu sehen, und gefaßt auf eine empfindliche Bemerkung. Statt dessen wurde ich mit der größten Freundlichkeit, ja mit einer mir an ihm ganz neuen Heiterkeit empfangen. Er reichte mir lächelnd die Hand und schwang sich dann elastischer denn je zum Katheder hinauf: Er habe es gehaut, daß wir heute nicht unser drei sein würden. Dar-

<sup>1</sup> Bernoulli, ebd. S. 252; 254 ff.

um wolle er auch nicht mit seinem gewohnten Vortrage fortfahren, sondern mir ein philosophisches Intermezzo bieten. ‚Etwas‘ – er zog ein Manuskript aus der Brusttasche und zauderte ein wenig mit der Stimme – ‚etwas, das ich Frau Wagner einmal vorgelesen! Ich steckte trotz der freien Basler Luft noch immer viel zu voll von akademischem Hochmut, als daß diese Erklärung mich nicht befremdet haben sollte. Ein Kolleg von der Kathedra herab, das man einst einer – Dame gehalten!? Und wäre diese auch eine Diva, Frau Cosima gewesen!? Ich nahm das ein wenig übel und fühlte mich in jene renitente Stimmung zurückversetzt, mit der ich mir die ersten Vorlesungen Nietzsches verleidet hatte. Wie bald sollte ich jedoch durch die Sache selbst gefangen genommen werden! Nietzsche gab eine Art Einleitung zur platonischen Philosophie. Er ließ die sogenannten Vorplatoniker in einer Reihe fesselnder Gestalten an meinem innern Auge vorüberziehen. Da er sie zugleich redend einführte, las er langsam, um ihre gedankentiefen Sätze um so eindringlicher in mein Gemüt zu senken. Wie eine schimmernde Wolke (und Nietzsche selbst gebrauchte so gern das Bild der Wolken!) wälzte sich das groß und prächtig dahin. Aber eines jener erhabenen Gebilde löste sich mit deutlicheren Umrissen aus jenem zerfließenden Gewoge. Hier überkam auch die Stimme des Lesenden ein leichtes Beben, hier sprach sich ein innerster Anteil an seinem Stoffe aus: Heraklit!! Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie Nietzsche ihn charakterisierte. In seinem Nachlasse wird sich auch, wo nicht jener Vortrag, so doch das über den Weisen von Ephesos Gesagte wiederfinden. Mich aber überläuft stets ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an den ergreifenden Schluß der Vorlesung denke. Worte Heraklits! Sie faßten nach Nietzsche den innersten Beweggrund des Denkens und Trachtens des jonischen Philosophen (und seines eigenen?) zusammen. Er holte Atem, um den Satz auszusprechen. Voll ertönte dann dieser in dem Wohlklang des griechischen Urtextes. Tonloser und doch verständlich in Deutsch. Nietzsche faltete dabei die Blätter seines Manuskriptes zusammen: ‚Ich suchte mich selbst!!‘ Das Rauschen des Rheins war wie-

der allein nur hörbar, als wir beide einige Augenblicke ergriffen schwiegen. Dann geschah jedoch ein Seltsames. Nietzsche hielt nicht, wie sonst, seine Stimmung in weiterem Stummsein fort, sondern erklärte mir munteren Tones, daß er mich in meine Wohnung begleiten werde. Er habe mit meinem Hauswirt, der sein Versicherungsbeamter sei, geschäftlich zu tun, und dann reize es ihn auch zu erfahren, wie es sich am ‚Blumenrain‘ lebe. So hieß nämlich das Stück Rheinufer am linksseitigen Brückenkopfe, wo ich wohnte. Ich war verdutzt über die gesteigerte Liebenswürdigkeit meines Begleiters, scherzte jedoch auch alsbald über den poetischen Namen jener Straße und bot Nietzsche sogar meinen Arm, als wir die Universität verlassen hatten. Denn sein tragikomisches Lamentieren über das schlechte Pflaster, das uns zur Rheinbrücke herabführte, war wirklich nur zu berechtigt. Ich suchte denn auch seine Aufmerksamkeit von den schmerzenden Füßen weg auf den Himmel über ihm zu lenken. Dickgeballte, weiße Sommerwolken zogen da am blauen Grunde langsam ihren Weg. ‚Wie Paul Veronese sie malt!‘ machte ich halb für ihn, halb für mich die Bemerkung. Nietzsche sah hinauf, blieb sinnend stehen; ‚und sie wandern!‘, fügte er dann auch wie im Selbstgespräch hinzu. Da aber ließ er plötzlich meinen Arm fahren, um ihn ebenso heftig mit beiden Händen wieder zu erfassen: ‚Ich reise bald... Die Ferien stehen vor der Tür... Kommen Sie mit mir?! Wollen wir die Wolken in Veroneses Heimat ziehen sehen?!‘ Ich war so betroffen über diese so unvermutete, dringende Einladung, daß ich zuerst kein Wort über die Lippen brachte. Dann schoß es mir blitzartig durch den Kopf, wie ich doch eigentlich gar kein Recht zu solcher Auszeichnung besäße. Wie ‚Peter Gast‘ hierbei zunächst in Frage käme und ich selbst (zum gemeinsamen Reisen gehört völligste Sympathie!) mich doch auch dem im übrigen verehrten Manne nicht so nahe verbunden fühlte. Ich senkte also verlegen den Blick und brachte eine ablehnende Entschuldigung hervor, die frostig genug geklungen haben mochte. Die Hände Nietzsches glitten auch alsbald von meinem Arme. Ich sah verwirrt zu ihm hinüber und

fuhr zugleich zurück vor der Veränderung, die sich in seinen Zügen vollzogen hatte. Das war nicht mehr der mir bekannte Professor, nein, wie eine leblose Maske starrte mir das verzerrte Gesicht des Mannes entgegen! . . . Für Augenblicke nur! Denn der Professor wandte sich von mir weg. Er nahm schnell die gewohnte Miene an, und unter gleichgültigem, aber um so krampfhafterem Gespräche setzten wir den Weg bis zu meinem Hause fort.“

Bis zum Jahre 1888, bis zu dem Augenblick also, wo er Angreifer wird, fühlt Nietzsche sich als Lehrer. Die Gründung einer Schule der Erzieher gehört zu seinen liebsten Plänen. Von einer „neuen griechischen Akademie“ ist in dem Brief an Rohde vom 15. Dezember 1870 die Rede. (S. oben S. 86.) In den Entwürfen zu den Vorträgen „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ spricht er von einer „Schule der edelsten Männer“, und in den Plänen zu einer Fortsetzung (die von der zukünftigen Schule handeln sollte) ist von einer mehrjährigen „pädagogischen Bruderschaft“ die Rede, deren Mitglieder untereinander lernen und sich gegenseitig befestigen sollen. Es kommt Nietzsche darauf an, die Vereinzelung zu überwinden, in der die Besten unterzugehen drohen. Eine „wirkliche deutsche Bildungsanstalt“ ist sein Traum in den ersten Basler Jahren. (Vgl. oben S. 103.) Sein Freundeskreis, mit Einschluß Richard Wagners, erscheint ihm als der Ansatz zu einer zukünftigen deutschen Akademie, die gleichsam das Nietzschesche „Bayreuth“ darstellt. Der Gedanke dieser Akademie oder dieses „idealen Klosters“ (vgl. unten S. 357) bleibt durch alle Jahre hindurch unverändert. Mehrmals hat Nietzsche daran gedacht, dem Kreise, für den Bildung bedeuten sollte „Leben im Sinne großer Geister mit dem Zwecke großer Ziele“ eine eigene Stätte zu bereiten. Im Sommer 1873, berichtet die Schwester, erwägt er den Gedanken, ein Schloßchen bei Flims in Graubünden anzukaufen, um darin die Schule der Erzieher zu errichten. In Sorrent taucht der Gedanke wieder auf. Er schreibt an die Schwester am 20. Januar 1877:

„Die ‚Schule der Erzieher‘ (auch modernes Kloster, Idealkolonie, université libre genannt) schwebt in der Luft, wer weiß was geschieht!“

Auch Zarathustra ist ein Lehrer. In dem Gedanken eines „Ordensbundes höherer Menschen“ klingen diese Bestrebungen aus.

Die Arbeitslast in den ersten Basler Jahren war ungeheuer. Nietzsche, dem Alter nach noch Student, hatte zwei Lehrämter inne; seine freie Zeit verbrachte er in Tribschen, wo ihm das erfüllt schien, was er als Philologe nur las oder lehrte; von Wagner und Cosima, die auf dem Lande lebten, empfing er, der Städter, zahlreiche Aufträge für Besorgungen — und dies alles war nur der Hintergrund für sein eigenes produktives Leben. Kein Wunder, wenn die Philologie dabei etwas zu kurz kam.

Aber die Sache hatte noch eine andere Seite. Nietzsches leibliche Konstitution war kräftig und gesund. Sein Kollege und langjähriger Hausgenosse Franz Overbeck schrieb ihm „Nerven wie Stricke“ zu. Das zusammenfassende Urteil eines modernen Nervenarztes über Nietzsche lautet: Er hatte keine schwachen Nerven, aber er war im hohen Grade sensitiv.

Nietzsche hatte eine Anlage zur Migräne geerbt, ein Leiden, dessen Anfälle vorzüglich durch Gemütsbewegungen hervorgerufen werden. Nicht nur von außen kommender Ärger, sondern auch Erregungen, die mit tiefem Denken verbunden sind, können zu Anfällen führen. Der beste Satz in dem sonst so anfechtbaren Buche von Möbius lautet: „Dieses Übel ließ sich bei Nietzsche nicht vermeiden; es war immer dasselbe: je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, um so mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle.“ Ein besonderes Unglück bedeutete für Nietzsche die Luft des Rheintals, die von Basel bis Bonn die gleiche ist. Schon 1871 schreibt er an die Mutter: ich glaube mehr als je, daß mir die Basler Luft nicht bekommt. Sobald er aus Basel fort ist, wird der Zustand, der eben noch unerträglich war, wieder erträglich. — Die Professur in Basel auf-

zugeben war für Nietzsche aus inneren und äußeren Gründen schließlich notwendig. Die Flucht in den Süden mußte einmal erfolgen; alle Orte, an denen er nördlich der Alpen gewohnt hatte, Naumburg, Pforta, Bonn, Leipzig, Basel, sind für Migräne-Leidende ungünstig, während sie sich an den von Nietzsche später bevorzugten Orten Sils-Maria und Nizza „auffallend gut“ befinden. (Nach dem Urteil des Neurologen Möbius, der selber an Migräne litt.) Als Deussen 1887 in Sils-Maria war, deutete Nietzsche wehmütig auf einige vorüberziehende Wolken, und sagte: „Ich muß blauen Himmel über mir haben, wenn ich meine Gedanken sammeln soll.“ „Ruhe, Größe, Sonnenlicht“ ist die Devise Nietzsches.

Das Magenleiden war nicht organischer Art, sondern lediglich eine Teilerscheinung des nervösen Gesamtzustandes. Kurt Hildebrandt hat aus den Briefen überzeugend nachgewiesen, daß die nervöse Erkrankung durch Nietzsche in den mannigfachen Schwierigkeiten seiner Lage gegenüber dem Amt und vor allem gegenüber von Bayreuth „ausgebaut“ worden ist. Schließlich macht die Krankheit ernst, und es kommt zu dem Zusammenbruch von 1879. Vom Frühjahr 1880 an ist dann eine stets zunehmende Besserung in bezug auf die nervöse Erkrankung festzustellen.

Nietzsche war also kein Neurastheniker. Sein Nervensystem war nicht schwach, sondern nur aufs höchste empfindlich. Ein schwaches Nervensystem hätte die raschen Erholungen („Genesungen“) nicht hergegeben. Auch Nietzsches Äußeres war alles andere als salonliteratenhaft: er hielt sich militärisch, glich einem Offizier im Zivil. Vor jeder Sentimentalisierung des Bildes dieses „Leidenden“ sei gewarnt! Wenn die Briefe voll von Klagen über die Krankheit sind, so vergesse man nicht, daß der Verfasser an gesunden Tagen etwas anderes tat als Briefe schreiben. Jene Klagen sind erhalten — das herrliche „ansteckende“ Lachen, von dem berichtet wird, ist verklungen. In gesunden Tagen war Nietzsche eine strahlende männliche Heiterkeit eigen. Nichts ist ihm fremder als ein wollüstiges Wühlen im Schmerz. Er verhält sich zum Schmerz durchaus wie ein Krieger, der die Wunde

wohl vorweist, aber nur um zu zeigen, daß ers ausgehalten habe. Ein Zeuge, dessen Vertrauenswürdigkeit an erster Stelle steht, Peter Gast, hebt gegenüber den Sentimentalisierungen des Nietzsche-Bildes dessen „kriegsmännische gaieté und gaillardise“ hervor.

Der Schmerz ist für Nietzsche ein Mittel, seinen Willen zu erproben. Wenn er von der Krankheit aufs Lager geworfen wird, kann er schreiben:

„Zu Bett. Heftiger Anfall. Ich verachte das Leben!“

Ist der Anfall vorüber, so ist er sofort wieder heiter, ausdauernd im Gespräch und in der Arbeit, zur Fröhlichkeit geneigt. Die Krankheit und sein mächtiger Wille verurteilen ihn zur Einsamkeit in einer Epoche, auf die er unmittelbar nicht zu wirken vermag. Im Grunde aber — er spricht es selbst aus in einem Briefe an die Schwester vom 20. Dezember 1885 — ist er

„ganz und gar nicht für die Einsamkeit gemacht“.

Nicht im Salon, vom Übermenschen schwärmend, neurasthenisch-empfindsam hat man sich Nietzsche in guten Augenblicken vorzustellen, sondern im Kreise seiner Kriegsgenossen — das waren für ihn seine Freunde — übermütig und lachend.

An Carl von Gersdorff

Basel, 5. April 1873

Teuerster Freund,

die Telegraphen haben zu tun und fliegen bald nach Heidelberg, bald Nürnberg, bald Bayreuth. Denn denke Dir, morgen reise ich auf acht Tage fort, treffe übermorgen mit Rohde zusammen — und wo? natürlich in Bayreuth. Ich begreife selbst noch nicht, wie schnell und plötzlich sich alles dies gemacht hat. Vor acht Tagen dachte keiner von uns an so etwas. Schon jetzt wandelt mich Rührung und Ergriffenheit an, wenn ich mir denke, wie wir selbender auf dem Bahnhofe dieses Ortes ankommen und nun jeder Schritt

Erinnerung wird. Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe. Es lag etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungsreichstes. Was werden wir dort zusammen denken, Dich immer natürlich mit einschließend! Meine Freude ist heute eine ganz unsinnige, denn es scheint mir, daß alles wieder so schön zustande kommt, wie ein Gott es sich nicht besser wünschen könnte. Ich hoffe, daß mein Besuch wieder gutmacht, was mein weihnachtliches Nichtkommen schlecht gemacht hat, und danke Dir recht von Herzen für Deinen einfachen und kräftigen Zuspruch, der mir wieder die Augen rein machte und die dummen „fliegenden Mücken“ verscheuchte, an denen ich zuweilen laboriere. Überhaupt, mein Freund, es gibt so vieles in Deinen Briefen, dessentwegen ich immer das Glück preise, einen solchen Freund zu haben; und ich genieße schon eine eigne Freude, die kräftig geschwungenen und freien Züge Deiner Handschrift zu sehen, denn sie verraten mir schon alles, wie es jetzt mit Dir steht. Daß Du übrigens meine Vorträge „Über die Zukunft der Bildungsanstalten“ abgeschrieben hast, das ist eine ganz eigne Geschichte nach eigener Melodie zu singen und nie zu vergessen. Ich habe mir dabei meine Gedanken gemacht und mache sie mir noch, so oft mir diese Geschichte einfällt. Sie fällt mir oft genug ein. Zuletzt mache ich noch einmal den sechsten Vortrag, nur damit Du etwas Fertiges von mir in den Händen hast.

Nach Bayreuth bringe ich ein Manuskript „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ mit, zum Vorlesen. Von der buchmäßigen Form ist aber das Ganze noch sehr entfernt; ich werde immer strenger gegen mich, und muß noch viel Zeit vergehen lassen, um eine nochmalige Darstellung (die

vierte desselben Themas) zu wagen. Auch war ich genötigt, die sonderbarsten Studien zu jenem Zwecke zu treiben, selbst die Mathematik trat in die Nähe, ohne Furcht einzuflößen, dann Mechanik, chemische Atomenlehre usw. Ich habe mich wieder auf das herrlichste überzeugt, was die Griechen sind und waren. Der Weg von Thales bis Sokrates ist etwas Ungeheures. [...]

Unter mir, ich meine im ersten Stock des Hauses, arbeitet Professor Overbeck, unser wertgeschätzter Freund und Gesinnungsgenosse, an einer Brandschrift „Die Christlichkeit unsrer jetzigen Theologie“. Unser Haus wird einmal berichtigt werden.

Romundt hat sehr viel Glück als Akademiker: die Studenten haben ihm mehrfach die größte Teilnahme verraten. Er ist in dem rechten Fahrwasser und es kommt mir so vor, als ob wir alle es wären. Allein mein armer Rohde wandelt einsam dort oben herum. Da muß noch geholfen werden. [...]

Getreulich

Dein Fried. Nietzsche.

An Malwida von Meysenbug

Basel, 6. April 1873

Verehrtestes Fräulein, wie gern möchte ich diese Ostern bei Ihnen verbringen und wie dankbar habe ich Ihre Einladung empfangen. Wenn ich auch nicht helfen könnte Sie zu trösten, so wäre es mir doch hier und da gelungen, Sie zu zerstreuen und Ihr Nachdenken irgendwohin abzulenken. Nun muß ich leider so festgebunden sein, daß ich nur für die aller kürzesten Termine (von 8–12 Tagen) um Ostern herum etwas Freiheit habe: das hängt davon ab, daß ich außer meiner Universitätsstellung noch das Amt eines griechischen Lehrers in der obersten Klasse des Pädagogiums innehabe und somit den langweiligen Quäle-

reien schriftlicher und mündlicher Schulexamina usw. ausgesetzt bin. Die freie Zeit ist also zu kurz, um nach Florenz reisen zu können: wie oft habe ich das beaufzt! Denn ich habe wirklich das herzlichste Bedürfnis, Sie jetzt zu sehen und zu sprechen, und würde jedenfalls nur Ihretwegen (und nicht irgendwelcher Malereien halber) nach Florenz gekommen sein. [...]

Ich habe von Zeit zu Zeit eine kindliche Abneigung gegen bedrucktes Papier, das mir dann nur wie beschmutztes Papier gilt. Und ich kann mir wohl eine Zeit denken, in der man es vorzieht wenig zu lesen, noch weniger zu schreiben, aber viel zu denken und noch viel mehr zu tun. Denn alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der jahrtausendalte Gewohnheiten von sich und andern abstreift und es besser vormacht, zum Nachmachen. In meinem Hause entsteht eben etwas voraussichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unsrer heutigen Theologie, hinsichtlich ihrer „Christlichkeit“: mein Freund und Gesinnungsbruder Prof. Overbeck, der freieste Theolog, der jetzt nach meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der größten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet an dieser Charakteristik und wird, nach allem, was ich weiß und worin wir einmütig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein Bedenken erregender Ort werden. —

Nun wird es dunkel, ich muß an die Abreise und das Einpacken denken und Sie verlassen, verehrteste und innig bedauerte Freundin. Wäre es doch wenigstens zur Abreise nach Florenz!

In Treue

der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

An Richard Wagner

Basel, den 18. April 1873

Verehrtester Meister,

ich lebe in fortwährendem Angedenken an die Bayreuther Tage dahin, und das viele in kürzester Zeit neu Gelernte und Erfahrene breitet sich in immer größerer Fülle vor mir aus. Wenn Sie nicht zufrieden mit mir bei meiner Anwesenheit schienen, so begreife ich es nur zu gut, ohne etwas daran ändern zu können, denn ich lerne und perzipiere sehr langsam und erlebe dann in jedem Moment bei Ihnen etwas, woran ich nie gedacht habe und was mir einzuprägen mein Wunsch ist. Ich weiß es recht wohl, teuerster Meister, daß Ihnen ein solcher Besuch keine Erholung sein kann, ja mitunter unerträglich sein muß. Ich wünschte mir so oft wenigstens den Anschein einer größeren Freiheit und Selbständigkeit, aber vergebens. Genug, ich bitte Sie, nehmen Sie mich nur als Schüler, womöglich mit der Feder in der Hand und dem Hefte vor sich, dazu als Schüler mit einem sehr langsamen und gar nicht versatilen Ingenium. Es ist wahr, ich werde täglich melancholischer, wenn ich so recht fühle, wie gern ich Ihnen irgendwie helfen, nützen möchte und wie ganz und gar unfähig ich dazu bin, so daß ich nicht einmal etwas zu Ihrer Zerstreuung und Erheiterung beitragen kann.

Oder vielleicht doch einmal, wenn ich das ausgeführt habe, was ich jetzt unter den Händen habe, nämlich ein Schriftstück gegen den berühmten Schriftsteller David Strauß. Ich habe dessen ‚alten und neuen Glauben‘ jetzt durchgelesen und mich ebenso über die Stumpfheit und Gemeinheit des Autors wie des Denkers verwundert. Eine schöne Sammlung von Stilproben der abscheulichsten Art soll öffentlich ein-

mal zeigen, wie es mit diesem angeblichen ‚Klassiker‘ steht.

In meiner Abwesenheit ist die Schrift meines Hausgenossen Overbeck ‚Über die Christlichkeit unserer Theologie‘ tüchtig vorgerückt, sie hat einen so offensiven Charakter gegen alle Parteien und ist andererseits so unwiderlegbar und so ehrlich, daß auch er, nach ihrer Veröffentlichung, verfeimt sein wird, als einer, nach Prof. Brockhausens Ausdrücke, der ‚seine Karriere ruiniert hat‘. Basel wird allmählich recht anstößig.

Vom Freunde Rohde habe ich mich in Lichtenfels getrennt (in dessen Bahnhofrestauration Ihre Büste stand). Wir machten am Ostersonntag noch einen Morgenspaziergang miteinander, nach Vierzehnheiligen, das eine Stunde von Lichtenfels entfernt ist. Nicht wahr, ich habe doch vortreffliche Freunde?

Der verehrungswürdigsten Frau Gemahlin schicke ich heute, mit den besten Grüßen, den Paulus von Renan; die versprochene Schrift von Paul de Lagarde werde ich zusammen mit der Overbeckschen, wenn diese fertig ist, ankommen lassen.

Es tut mir so leid, daß wir den Dekan nicht noch einmal gesehen haben.

Leben Sie wohl! Leben Sie wohl, teuerster Meister, mit Ihrem ganzen Hause.

Ihr getreuer  
Friedrich Nietzsche.

An Erwin Rohde

Basel, den 5. Mai 1873

Teuerster Freund,  
bist Du wieder in der Semestertätigkeit darin? Wir fangen so nachgerade in diesen Tagen an. Was Glänzendes wird es wieder nicht, doch auch nicht so lum-

pig und so durchaus verächtlich, wie im vorigen Winter. Gersdorff schrieb heute morgen aus Sizilien. Overbeck ist mit seiner Schrift (wir nennen sie „Zukunftstheologie“) fertig, auch der Verleger ist gefunden – und wer? Fritzschius! Natürlich in so schönem Gewande wie die Geburt der Tragödie auftretend, wird sie nicht verfehlen, alle theologischen Parteien zur Entrüstung zu bringen, Gersdorff hat recht, wenn er schreibt, Basel sei vulkanisch geworden. Auch ich habe wieder etwas Lava gespien: eine Schrift gegen David Strauß ist ziemlich fertig, wenigstens in der ersten Skizze – aber ich bitte Dich um Grabes-Nacht-Stillschweigen, denn es wird eine große Mystifikation in Szene gesetzt. Ich kam von Bayreuth in einer solchen anhaltenden Melancholie zurück, daß ich mich endlich nirgends anderswohin retten konnte, als in die heilige Wut.

Für die Zusendung Deiner Schrift über Aelius Promotus (bis dahin mir schändlich unbekannter Herr!) danke ich Dir bestens, habe sie mit schuldigstem Respekte gelesen und bekenne nicht ohne Desperation, durchaus verächtlicher Lump zu sein gegen Dich philologum. Dafür kannst Du aber auch keinen Hymnus auf die Freundschaft machen, noch den Papst durch die Monodie herauslocken (herauslitzen vulg.).

Weißt Du, daß unser überaus festlicher Abschiedstrunk in Lichtenfels mich berauscht gemacht hatte? Nämlich es trat das Phänomen ein, daß ich wähnte, ich würde in einem großen Rade mit herumgedreht: dabei wurde mir schwindlicht, ich schlief ein, wachte in Bamberg auf, trank Kaffee: und war Mensch wie zuvor. Verlebte dann den Nachmittag in Nürnberg, sowie den zweiten Ostertag, und befand mich körperlich ebensowohl als höchst, höchst schwermütig! Dabei waren alle Leute geputzt und liefen im Freien

herum, und die Sonne so herbstlich mild. Nachts sauste ich nach Lindau ab, fuhr, im Kampf von Nacht- und Tagesgestirn, früh um fünf Uhr über den Bodensee, kam noch zeitig am Rheinfall bei Schaffhausen an, machte dort Mittag. Neue Schwermut, dann Heimreise; an Lauffenburg vorbeikommend sah ich, daß die Stadt mächtig brannte.

Hier ist, für den ganzen Sommer, ein Freund Romundts eingetroffen, ein sehr nachdenkender und begabter Mensch, Schopenhauerianer, namens Rée. — Ritschl hat Wilamowitzium angezapft und schickte mir die betreffenden Seiten des Rheinischen Museums zu. Geht mich gar nichts an.

Übrigens haben wir uns, wie mir vorkommt, gar nicht recht gesprochen, doch haben wir zusammen viel gelernt und erfahren — und diese Gemeinsamkeit ist doch wichtiger. [...]

Ich dachte, es würden während des Briefschreibens einige Herrn Studenten kommen, um zu meinem Collegio sich anzumelden. Denn es war meine Stunde; aber es ist keiner gekommen.

Wehe! Wehe!

Adieu, mein lieber, guter Freund! Und denke meiner freundlich.

Dein Fr. N.

An die Mutter

Basel, 21. September 1873

Meine liebe gute Mutter, so ist denn unsre gute Tante dahin, und wir sind wieder einsamer. Alt werden und einsam werden scheint dasselbe, und ganz zuletzt ist man wieder nur mit sich zusammen und macht andre durch unsern Tod einsam.

Gerade weil ich wenig von meinem Vater weiß und

ihn mir mehr aus gelegentlichen Erzählungen erraten muß, waren mir seine nächsten Anverwandten mehr, als sonst Tanten zu sein pflegen. Ich freue mich, wenn ich an Tante Riekchen, wie an die Plauenschen usw. denke, daß sie alle eine sonderliche Natur bis in ein hohes Alter festhielten und in sich Halt hatten, um weniger von außen her und von dem so zweifelhaften Wohlwollen der Menschen abzuhängen: ich freue mich dessen, weil ich darin die Rasseeigenschaft derer, die Nietzsche heißen, finde und sie selbst habe.

Deshalb war die gute Tante mir immer auf das Freundlichste gewogen, weil sie es fühlte, wie wir in einer Hauptsache verwandt waren, nämlich eben in der Nietzscheschen Hauptsache. Und so ehre ich denn ihr Angedenken, indem ich von Herzen begehre, wenn ich alt werden sollte, wenigstens nicht von mir selber, das heißt von dem Geiste meiner Väter abzufallen.

Erwarte jetzt, meine liebe vielgeplagte weil vielhel-fende Mutter, nichts mehr von mir und denke gerne

an Deinen Sohn

Friedrich Nietzsche.

An Carl von Gersdorff

Naumburg, 26. Dezember 1873

Herzlich geliebter Freund,

ich war krank, lag zu Bett — hier in der Heimat; die alte Litanei! So komme ich denn zu spät für Deinen Geburtstag, ebenso wie für den der Frau Wagner. Nun, Ihr werdet mir beide nicht so böse sein, wenn Ihr die Ursache meines Säumens kennt.

Deinen Brief aus Bayreuth habe ich noch nicht gelesen: er ist nach Basel von hier abgeschickt worden;

ich hoffe von Herzen, daß gute Nachrichten darin stehen. Rohde hat gestern an mich geschrieben, Overbeck vorgestern. Fritzsch druckt also bereits an der Unzeitgemäßheit 2, wenn ich recht berichtet bin; ich habe einen Kontrakt aufgesetzt, nach dem der Druck bis Ende Januar beschlossen sein muß, während ich versprochen habe, bis zum 7. Januar mein Manuskript fertig abgeliefert zu haben. Fritzsch besitzt Vorrede, Kap. I, II, III, IV, V, VI, VII; heute habe ich hier das Kapitel X angefangen.

Dies meine Tätigkeit: nun gleich eine herrliche Neuigkeit! Schaffe Dir doch gleich aus Görlitz an „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“, Berlin, Verlag von Robert Oppenheim 1874. Du wirst eine unbändige Freude haben, ich überlasse Dir zu erraten, wer der Autor ist. Es gibt immer wieder neue Hoffnungen, und unsre „Gesellschaft der Hoffenden“ wächst heran.

Heute nachmittag spazierte ich mit Wilhelm Pinder und seiner Braut und empfand die ganze gutmütige Ironie, die dieser doppelschlächtige Zustand auf unsereinen (der an der „Idee“ hängt) machen muß: ohne daß wir etwa diesem Zustand dauernd entgehen könnten. [...]

Mein guter Freund, ich denke mit herzlicher Empfindung, ja Rührung an alles das, was ich Dir in diesem Jahre verdanke, wieviel Trost, Hilfe und Tat, und werde am Sylvestertage Dich mit einem besonderen Glase feiern. Nicht wahr, wir gehören zusammen und bleiben uns treu, mögen nun hunderte von Meilensteinen oder auch Weiber dazwischen treten. Es wird Dir wohl manchmal etwas einsam sein und Du wirst unsrer Teeabende in Basel gedenken; dann berühren sich gewiß unsre entgegenkommenden Wün-

sche und Hoffnungen, die Hoffnungen auf das nächste Jahr, 1874! Möge es tapfer überstanden werden

„Freunden zum Trost,  
Feinden jedoch  
zu ewigem Neide!“

Dein Getreuer

F. N.

Deinen verehrten Eltern meine Empfehlungen,  
ebenfalls an Dich die herzlichen Grüße der meinigen.

1874

Um die Jahreswende sah es um das Bayreuther Unternehmen höchst bedrohlich aus, es bestand die Gefahr, daß es aus Mangel an Mitteln scheitern könne. Um diese Zeit schreibt Nietzsche seine ersten kritischen Betrachtungen über Wagner und seine Kunst nieder. Als die Nachricht eintrifft, daß die Aufführungen endgültig gesichert seien, schreibt er (am 15. Februar 1874) an Rohde:

„So wäre denn das Wunder geschehen! Hoffen wir! Es war ein trostloser Zustand, seit Neujahr, vor dem ich mich endlich nur auf die wunderlichste Weise retten konnte: ich begann mit der größten Kälte der Betrachtung zu untersuchen, weshalb das Unternehmen mißlungen sei: dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt Wagner viel besser zu verstehen als früher.“

Am 8. Februar 1874 starb in Ludwigsburg David Friedrich Strauß, den Nietzsche in der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ so scharf angegriffen hatte. Am 11. Februar schreibt er in einem Briefe an Gersdorff:

„Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauß begraben. Ich hoffe sehr, daß ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe und daß er ohne etwas von mir zu wissen gestorben ist. — Es greift mich etwas an.“ —

An Carl von Gersdorff

Basel, 1. April 1874

Lieber getreuer Freund, wenn Du nur nicht eine viel zu gute Meinung von mir hättest! Ich glaube fast, daß Du Dich einmal über mich etwas enttäuschen wirst; und will selbst anfangen dies zu tun, damit daß ich Dir, aus meiner besten Selbsterkenntnis heraus erkläre, daß ich von Deinen Lobsprüchen nichts verdiene. Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich im Grunde von mir selbst, als produzierendem Wesen, denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viele Unfreie, das mir anhaftet. Von einem wirklichen Produzieren kann aber gar nicht geredet werden, solange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: werde ich's je erreichen? Zweifel über Zweifel. Das Ziel ist zu weit, und hat man's leidlich erreicht, so hat man meistens auch seine Kräfte im langen Suchen und Kämpfen verzehrt: man kommt zur Freiheit und ist matt wie eine Eintagsfliege am Abend. Das fürchte ich so sehr. Es ist ein Unglück, sich seines Kampfes so bewußt zu werden, so zeitig! Ich kann ja nichts von Taten entgegenstellen, wie es der Künstler oder der Asket vermag. Wie elend und ekelhaft ist mir oft das rohrdommelhafte Klagen! – Ich hab's augenblicklich etwas sehr satt und über.

Meine Gesundheit ist übrigens ausgezeichnet: sie ganz unbesorgt. Aber ich bin mit der Natur recht unzufrieden, die mir etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen, – es fehlt mir immer am Besten. Das zu wissen ist die größte Menschenquälerei.

Die regelmäßige Arbeit in einem Amte ist so gut, weil sie eine gewisse Dumpfheit mit sich bringt: man leidet so weniger.

Im Herbst also – ach Du verstehst das „Also“ doch? – müssen wir uns sehen, beim concilium subalpinum sive Rhaeticum. Wenn wir alle zusammen sind, kommt ein ganzer Kerl heraus, der keinen Grund hat, sich zu betrüben. Gemeinsam und zusammen sind wir ein Wesen, welches „Freude trinken“ darf – an den Brüsten der Natur. Sage mir doch ganz genau, wann es Dir erlaubt ist, hierher zu kommen! Rohde hat im letzten Briefe definitiv zugesagt. Overbeck auch, Romundt (seit gestern unser Hausgenosse) auch. Ich, der ich die wenigsten Ferien habe, denke doch die erste Hälfte des Oktober zur Disposition zu sein. Kannst Du diese Zeit uns schenken? – Lieber teurer Freund! –

Hast Du zufällig gehört, daß Professor Pluß in Schulpforte, Nachfolger Volkmanns, in der Naumburger Litteraria einen „begeisterten“ Vortrag über die Geburt der Tragödie und die Straußiade gehalten hat? Sehr scherzhaft und unglaublich, nicht wahr? –

Die gute Meysenbug schickte mir schöne frische Blumen, Frühlingsboten vom mittelländischen Meere.

Ich lege einen schönen und auch für Dich lehrreichen Brief Rohdes bei; gelegentlich wieder zurückzugeben!

Herrliche Briefe der Bayreuther.

Dank für die Druckfehler: aber der wichtigste fehlt, Höderlin für Hölderlin. Aber nicht wahr, es sieht wunderschön aus? Aber es verstehts kein Schwein.

Meine Schriften sollen so dunkel und unverständlich sein! Ich dachte, wenn man von der Not redet, daß solche, die in der Not sind, einen verstehen wer-

den. Das ist auch gewiß wahr: aber wo sind die, welche „in der Not“ sind?

Erwarte jetzt nichts Literarisches von mir. Ich habe für mein Sommerkolleg viel vorzubereiten und tue es gern (über Rhetorik).

Übrigens ist viel seit Weihnachten durchdacht und ausgedacht worden.

Sei herzlich begrüßt und grüße Deine verehrten Eltern.

Ja wenn man keinen Freund hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito.

Fridericus.

An Carl Fuchs

Basel, 28. April 1874

Ein längerer Brief, lieb und werter Herr Doktor, soll Ihnen ad oculos demonstrieren, wie es mir mit meinen oculis geht, nach deren Befinden Sie sich so teilnehmend erkundigen; und noch mehr scheint es mir endlich an der Zeit zu sein, Ihnen etwas ausführlicher und ausdrücklicher zu sagen, wie ich, in dem letzten Jahre, Ihrer sehr viel, mit manchem Wechsel der Empfindungen, mit Hoffnung und Bangen bisweilen, gedacht habe, immer aber getreu des guten Glaubens und Vertrauens, daß Sie die seltne Kraft besitzen, sich selbst zu helfen: womit freilich auch gesagt ist, daß solchen Naturen auch gar nicht anders geholfen werden kann. Erwarten Sie also auch von Freunden nichts als ein teilnahmevolles Zuschauen Ihres „Ausringens und Emporringens“ (Straußisch zu reden), erwarten Sie ja nicht Ratschläge, Aufforderungen, Zurufe, mit denen Ihnen nicht genützt werden kann: so sehr man aus der Ferne einmal und öfter sich versucht fühlt, Ihnen die Hand

recht herzlich hilfreich entgegenzustrecken. Neulich zum Beispiel fiel mir ein: warum rät denn niemand dem Dr. Fuchs, seine mannigfaltigen kleineren Abhandlungen, die bis jetzt getrennt und dazu in Fetzen publiziert und, weil in Musikblättern, nicht einmal recht publiziert wurden, schnellstens zusammen zu drucken? Ich dachte mir, es müßte Sie erheitern, den Leuten einmal eine vorläufige Probe Ihrer philosophischen, theologischen, musikalischen, schriftstellerischen Begabungsfülle zu geben: ganz vorläufig, ohne sich mit der Redaktion irgend welche Mühe zu machen, ganz nebenbei, nur um einmal den Bann der Musikblätter zu durchbrechen und sich selbst eine kleine Ermutigung zu machen. Ich dachte an Ihren Aufsatz über Lotze, für und gegen Schopenhauer, über Renan, zu Grillparzer, „Schatzgräbersversuche“ und kenne wahrscheinlich nicht alles, was Sie bei dieser Gelegenheit mit in diese lanx satura aufnehmen können. Aber wie gesagt, was kann ich raten! Wenn Sie sich nicht schon selbst diesen kleinen Aderlaß verordnet haben und ich Sie vielleicht nur an einen eigenen Gedanken erinnere? Fast möchte ich's glauben.

Übrigens wäre ich für eine solche Sammlung Ihrer Arbeiten Ihnen sehr dankbar, denn ich lerne immer von Ihnen: während es mir Überwindung kostet, eine Musikzeitung wirklich zu lesen und ich immer mit Betrübniß Ihren Namen und Ihre Gedanken mitten unter den unbegreiflich ungeschickten und gedankenarmen Schriftgelehrten des „Musikalischen Wochenblatts“ finde. Wir wollen schon später, nach ein paar Jahren, daran denken, wie wir uns für unsere Art „Kulturkampf“ (wie der verfluchte Ausdruck lautet) ein öffentliches Theater gründen – später, wenn wir ein paar Namen mehr haben und nicht mehr so blutwenige sind, wie gegenwärtig. Bis dahin muß jeder

von uns kräftiglich allein kämpfen: ich habe mir durch meine dreizehn Unzeitgemäßen, die ich hintereinander herausgebe, eine gute Waffe geschmiedet, die ich den Leuten um die Köpfe schlage, bis dabei etwas herauskommt. Ich wollte, Sie machten es ebenso und schafften alles, was von Negativem, Polemischem, Hassendem in Ihrer Natur ist, auf diesem Wege aus sich heraus, um dann später Ruhe zu haben und sich durch gar nichts mehr „zum Widerspruch verleiten zu lassen“. So rechne ich und getröste mich einer Zeit, wo alles Kämpfen, Ächzen und Krächzen abgetan sein wird; inzwischen aber „vorwärts mit strengem Fechten“, wie irgendein alter brandenburger Markgraf in der Reformationszeit gesagt hat. Denn zuletzt leiden wir alle so tief und schmerzlich, daß man es eben nur im rüstigsten Kämpfen aushält, das Schwert in der Hand. Und da wir nichts für uns wollen und mit einem freudigen und guten Gewissen uns in den härtesten Strauß begeben können, so wollen wir uns zurufen „der Soldat allein ist der freie Mann“ und wer ein freier Mann sein, bleiben oder werden will, hat gar keine Wahl: „vorwärts mit strengem Fechten“.

Und so leben Sie wohl und mutig, als Waffen-, Kriegs- und Siegesgenosse, und denken Sie gerne

Ihres getreuen  
Friedrich Nietzsche.

An Erwin Rohde

Basel, 10. Mai 1874

Liebster Freund, wir sind wohl beide wieder in Semesteranfangsnöten? Mein Ferienbissen von anderthalb Wochen war schnell verschluckt; doch habe ich die letzten sechs Wochen gut angewendet, indem ich meinen Hymnum an die Freundschaft zu Ende kom-

poniert und schönstens für vier Hände zu Papier gebracht habe. Dieses Lied ist für euch alle gesungen, und es klingt mutig und innig; ich glaube, wir halten's mit dieser Stimmung noch eine tüchtige Weile auf der Welt aus. Sodann ist Nr. 3 meiner Unzeitgemäßen soweit vorbereitet, daß ich nur auf einen warmen fruchtbaren Regen zu warten habe: dann ist's plötzlich da wie ein Spargelgewächse.

In Bayreuth haben sie sich sehr über meine Melancholie betrübt und beunruhigt, die ich wohl durch einen Brief verraten habe; aber wenigstens das weiß ich: es ist keine Verstimmung und Verdrießlichkeit. Sondern man geht eben auch so vorwärts. Gute Gesundheit! und gar keine Nerven!, glaub mir's nur.

Dich umarmend, guter Freund,

Dein

Friedrich N.

An Erwin Rohde

Basel, ca. 14. Mai 1874

Hier, liebster, armer Freund, einige Anti-Melancholica! die zunächst mir verordnet worden sind; Du wirst aus ihnen und aus Dir durch Analogie entnehmen, was mich quält: doch nicht so, daß ich vor Dir darüber klagen würde, weil ich weiß, wie sehr und wieviel mehr Du leidest. Ich denke öfters, es ist Dir tröstlicher, wenn Du von mir nur das Gute und Entschlossne hörst; aber sieh einmal die mitfolgenden Briefe an – ich gerate mitunter in eine schreckliche Klagerei und bin immer mir einer tiefen Melancholie meines Daseins bewußt, bei aller Heiterkeit; da aber gar nichts zu ändern ist, lege ich es auf Fröhlichkeit an, suche das, worin mein Elend ein allgemeines ist, und fliehe vor allem Persönlich-Werden:

Mein Gott, ich rede so dunkel und ungeschickt, Du wirst mich doch verstehen.

Übrigens bin ich wieder stark im Plänemachen, um mich ganz und gar zu verselbständigen und von aller offiziellen Beziehung zu Staat und Universität mich in die unverschämteste Singulärexistenz zurückzuziehen, miserabel-einfach, aber würdig. Einstweilen habe ich Rothenburg ob der Tauber als meine Privatburg und Einsiedelei ausgesucht; im Sommer will ich's besichtigen. Dort geht es wenigstens noch ganz altdeutsch zu; und ich hasse die charakterlos gemischten Städte, die nichts mehr ganz sind. Dann mag's billig sein. Dort kann man noch seine Gedanken ausdenken, hoffe ich, und Pläne für Jahrzehnte planen und zu Ende bringen.

Meine „Historie“ hat mir aus Florenz einen äußerst sympathischen Brief eingetragen: gänzlich fremde Adresse: E. Guerrieri-Gonzaga. Ein Weib, scheint's.

Der junge Vischer-Heußler hat unserer Fakultät (deren Dekan ich bin) 100000 Francs geschenkt zur Gründung eines Lehrstuhls für Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft. — Dem alten Vischer geht es sehr schlecht; greuliche Blasenleiden. — Heinze, mit mir recht gut bekannt, hält morgen seine Antrittsrede „über mechanische und teleologische Weltanschauung“.

Meine nächste Unzeitgemäße heißt „Schopenhauer unter den Deutschen“. — [ . . ]

Heute soll man gen Himmel fahren — bei eiskaltem und nassem Wetter.

Sei nur ja nicht trostlos, als ob Du einsam wärest, — Schmerz und Liebe, alles bindet uns zusammen; und dann wollen wir doch einmal ernstlich darüber nachdenken, was zu einer dauernden Vereinigung alles nottut.

Wären wir nur ein wenig begüterter! –

Doch ist das wenigste in diesem Falle schon außerordentlich viel. Schreib mir doch Deine Gedanken darüber.

Ich wollte den Hymnus schicken; doch habe ich solches Malheur mit Abschreibenlassen, daß ich allen Mut verloren habe.

Nächste Woche ist Wagners Geburtstag.

Leb wohl, herzlich geliebter Freund.

Dein Friedrich N.

Die Gefährten, Overbeck und Romundt, tragen mir die besten Grüße an Dich auf; ebenfalls meine Schwester, die seit zwei Wochen wieder mein Gast ist.

An Erwin Rohde

Basel, 1. Juni 1874

Liebster Freund,

ich erfahre soeben wieder durch Gersdorff und die Bayreuther, daß man sich sehr wieder um mich sorgt, daß man meine Stimmung gefährlich und galgenhumoral findet usw. Nun, ich kann mir nicht helfen, einige Menschen sehen aus der Ferne besser als ich aus der nächsten Nähe – und so mag wohl etwas an der Besorgnis daran sein. Nur daß mein Befinden, leiblich gesprochen, gut ist: Magen, Stuhlgang, Gesichtsfarbe, alles gesund; dazu bin ich wieder in leidlich produktiver Seelenverfassung, also heiter, habe meine Schwester bei mir, kurz ich sehe einem Glücklichen so ähnlich als ich überhaupt weiß, was Glück ist – nämlich daß es etwas dergleichen gibt, ist kein Zweifel.

Nun lies den Gersdorffschen Brief und denke Dir Dein Teil dabei. – Wüßte ich nur, daß es Dir nicht schlimmer ginge als mir! Ich seufze, wenn ich an Dich denke.

Sage einmal, liebster Freund, willst Du nicht auch das Mittelchen gebrauchen, das ich selbst, ebenso Overbeck, gebrauchen? Man ritzt sich die Adern und läßt etwas Blut fließen – unzeitgemäß, wie die andern schreien, die den Aderlaß als ein überwundenes und antiquiertes Heilmittel betrachten. Ich meine: willst Du nicht auch einmal Dein und unser Elend etwas ausschütten und sagen, was Du leidest? Es liegt ganz gewiß etwas Befreiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie unsereiner sich eigentlich unter ihnen befindet. Beseitigen wir den Bandwurm der Melancholie schriftlich – indem wir die andern zwingen, unsre Schriften zu verschlucken.

Habt Ihr auch so herrliche Mondabende? Man mag gar nicht in die Häuser zurück und mitunter glaube ich wirklich, daß die Luft singt. – Ich habe eben die Vorrede zu meiner dritten Unzeitgemäßen geschrieben.

Einen schönen, allerherzlichsten Sonntagsgruß!

Dein Friedrich N.

An Carl von Gersdorff

Basel, 4. Juli 1874

Nun, liebster guter Freund, ich will Dir bei aller Sommersonnenglut doch etwas erzählen. Erstens man sehnt sich nach Kühlung. Zweitens man schreibt tüchtig an der Unzeitgemäßen, hoffte bis zu den Ferien fertig zu werden, kann es aber nicht, weil der Körper hinderlich ist und eine kleine Aufmunterung bedarf. Dagegen ist alles schon im schönen Zusammenhang, es wäre schade, wenn ich's verdürbe oder vergäße. Wahrscheinlich gehe ich mit meiner Schwester etwas ins Engadin. Mit Bayreuth bin ich über den guten Vorsatz nicht hinaus gekommen; es scheint mir nämlich, daß sie dort ihr Haus und ihr Leben

in Unruhe haben und daß gerade jetzt unser Besuch nicht passen würde. Über mein Befinden sind sie übrigens beruhigt, Ihr habt alle euch in Schwarzseherei überboten. Endlich – ich kann jetzt nichts anderes denken als das Fertigwerden und Gutwerden von Nr. 3. – Wie kamst Du übrigens, lieber Freund, auf den drolligen Einfall, meinen Bayreuther Besuch durch eine Drohung erzwingen zu wollen? Es sieht ja fast so aus, als ob ich freiwillig nicht hingehen möchte, – und doch bin ich voriges Jahr zweimal, und vorvoriges Jahr zweimal mit den Bayreuthern zusammengetroffen – von Basel aus, und bei meinen erbärmlichen Ferienverhältnissen! – Wir wissen ja beide, daß Wagners Natur sehr zum Mißtrauen neigt – aber ich dachte nicht, daß es gut sei, dieses Mißtrauen noch zu schüren. Und zu guter Letzt – denke nur daran, daß ich gegen mich selbst Pflichten habe, die sehr schwer zu erfüllen sind, bei einer sehr gebrechlichen Gesundheit. Wirklich, es sollte mich niemand zu etwas zwingen.

Dies alles recht herzlich und menschlich aufzunehmen!

Denke Dir, daß der gute alte Vischer seit ein paar Tagen im Sterben liegt und die Familie um ihn versammelt ist. Du weißt, was ich an ihm verliere. –

Eben meldet man mir den Tod des Appellationsrats Krug, des Vaters meines Freundes. Mein Freund Pinder, ebenso wie Gustav Krug, machen im Herbst Hochzeit – und so blühen die Geschlechter weiter.

Für unsre Zusammenkunft habe ich etwas sehr Schönes – ich bitte Dich aber, auch Deinerseits etwas mitzubringen. Vielleicht die italienischen Übersetzungen!

Doch nur wenn Du Zeit und Muße hast! Adieu,  
lieber getreuer Freund.

An Gustav Krug

Basel, 6. Juli 1874

Höre heute auch von mir, mein geliebter Freund, ein paar Worte herzlicher Betrübniß. Ich weiß freilich aus Erfahrung fast ebensowenig davon, was es heißt, einen Vater zu verlieren, als einen Vater zu besitzen. Dafür ist mir mein Jugendleben innerlich schwerer und bedrückender geworden, als billig ist; und gerade aus meinem oft empfundenen Bedürfnis nach einem wahrhaft vertrauten und liebenden Berater wage ich es, auch heute den Grad und Umfang Deines Verlustes zu verstehen.

Sehe ich nun auf Dich, so treten wieder die rätselhaft verbundenen Worte: Tod und Hochzeit, so schnell hintereinander vor meine Augen, daß des Lebens und Blühens gar kein Ende abzusehen ist. In Dir selber lebt Dein Vater fort, und sein Bestes und Edelstes soll in Dir unverloren sein.

Und so soll auf jene wunderbar ungeheure Frage, die das Wort „Tod“ aufwirft, jenes andere Wort eine Antwort geben. Eine Antwort: denn vielleicht gibt es mehrere. —

In alter getreuer Gesinnung

Dein F. N.

Grüße Deine verehrten Angehörigen von mir und meiner Schwester, mit dem Ausdrucke des herzlichsten Beileides.

Die Schwester berichtet:<sup>1</sup> Im Frühjahr 1874 hatte ich mit meinem Bruder im Basler Münster das „Triumphlied“ von Brahms gehört. Als er im August nach Bayreuth reiste, nahm er den rotgebundenen Klavierauszug des Werkes mit. „Hier lasse ich nun Wagner selbst weitererzählen, der eine köstliche Art besaß, sich selbst zu ironisieren: ‚Ihr Bruder

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Der junge Nietzsche, 1913, Kröner, S. 373f.

legte das rote Buch auf den Flügel, immer, wenn ich in den Saal hinunter kam, starrte mich das rote Dings an — es reizte mich förmlich, gerade wie den Stier das rote Tuch. Ich merkte wohl, Nietzsche wollte mir damit sagen: sieh mal, das ist auch einer, der etwas Gutes machen kann. — Na, und eines Abends bin ich losgebrochen, und wie losgebrochen! Wagner lachte herzlich in der Erinnerung. ‚Was sagte denn mein Bruder?‘ fragte ich ängstlich. ‚Der sagte gar nichts‘, meinte Wagner, ‚er errötete und sah mich erstaunt mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich hunderttausend Mark, wenn ich solch schönes Benehmen wie Nietzsche hätte, immer vornehm, immer würdig, so was nützt einem viel in der Welt.“

An Carl Fuchs

Basel, 2. Dezember 1874

Sie können sich schwerlich vorstellen, wie sehr Sie mich durch Ihre letzten Mitteilungen erfreut haben. Wirklich, ich dachte vordem mit einem trüben Mißmut an Sie und fürchtete Schlimmes und Schlimmstes, ohne mir irgendwelche Kraft beizumessen, um da etwas ändern zu können. Gott weiß wie ich angesichts aller wirklichen Natur immer zum Fatalisten werde und es auch bei Ihnen wurde, heimlich zu mir sprechend: „dem ist nicht zu helfen“. Schlimm! Schlimm! Gerade bei denen, wo man helfen könnte, lohnt sich's nicht. Nun sagen Sie selbst, daß Sie eine gefährliche Krisis hinter sich haben; ich stelle diese mir als ein moralisches Kindbettfieber vor, wie es einzutreten pflegt, wenn man etwas Ordentliches getan, sich rechtschaffen bezwungen hat und hinterdrein um so mehr zusammenknickt und eine Zeitlang etwas bettlägerig ist; in dieser Schwäche greift man dann leicht nach dem Falschen und erweckt Angst und Bangen. In seinen Hauptsachen muß sich nun der Mensch rein halten, ist meine stille Anforderung an jedermann, während ich ziemlich tolerant, ja lax

und nachlässig in den Nebensachen bin, bei mir und anderen. Sie verzeihen es mir gewiß, wenn ich Ihnen es sage: es kam mir in diesem Spätsommer ein Schauer und Zweifel an; aus der Ferne läßt sich so etwas nicht leicht gutmachen und durch offenerzige Briefe wird hier und da manches schlechter gemacht. Kurz, ich nahm mir vor, etwas zu warten, und zwar auf Handlungen und Tatsachen zu warten.

Darüber vernehme ich nun genug aus Ihrem letzten Briefe und nur Dinge von der tröstlichsten und wiedergutmachendsten Art. Nun haben Sie die kleine Stadt entdeckt, wo Sie zum musikalischen Herren und Obersten heranwachsen können, wo es möglich ist, pflanzen und ernten zu können, und wo nicht der „böse Feind“ Ihnen die Saat verdirbt und die Freude der Arbeit nimmt. Wer möchte Ihnen nicht gerne längst dazu verholpen haben! Aber es nützte nichts, wenn Sie sich nicht dazu verhalten und sich zu dieser Auffassung der Dinge hinab- oder hinaufstimmen. (Beiläufig: als Sie mir die Mitteilung über die Mainzer Sache machten und das documentum illustre vorlegten, so habe ich in der nächsten Viertelstunde nach Bayreuth darüber geschrieben und angefragt, ob etwas zu tun sei, schickte auch das documentum mit, hatte aber sofort das Gefühl, bei dieser Sache und bei diesem Verfahren kein Glück zu haben und hatte auch keines.)

Ihre Künstlerreiseabenteuer, Ihre Künstlerrache an den Breslauern und überhaupt alles, was Sie mitteilen und wie Sie es mitteilen, hat etwas von Freiheit und Errettung an sich, worüber ich mich immerfort freue; so konnten Sie sich nur selbst helfen. Mein Freund Gersdorff hat Sie in Bunzlau gehört, schickte das Programm und schrieb erbaut und ergriffen zumal über Ihren Vortrag Bachs.

Wenn Sie die Preisschrift über den „Ring des Nibelungen“ lesen, werden Sie merken, daß mit ihr niemandem etwas weggenommen ist; während Sie wohl schon wissen, daß Ihnen niemand etwas von dem wegnehmen kann, was wirklich das Ihrige ist und was Sie allein können. Kommen Sie im nächsten Sommer (1875) nach Bayreuth, zu den Proben? Ich bin dort von Mitte Juli bis Mitte August. Sehen Sie doch ja zu, daß Sie kommen. Ich meine, man muß dabei sein, sonst gibt's gar kein „Muß“ mehr.

Und nun ein herzliches Lebe- und Reisewohl und alles Gute und Getreuliche dem Getreuen.

Ihr ergebenster

Fr. Nietzsche,

auch im Namen Overbecks, der bereits in die Ferien gereist ist.

An Theodor Opitz

Basel, 21. Dezember 1874

Nun schon zum zweiten Male habe ich von Ihnen, geehrtester Herr, ein Zeichen sympathischen Einverständnisses erhalten. Will ich versuchen, Ihnen dafür zu danken, so müssen Sie mir auch freistellen, es auf meine Weise zu tun, ich meine hier nämlich, auf eine recht bescheiden-hochmütige Art. Ich sehe von dem Persönlichen solcher Begegnungen ab und vergesse, daß Sie mich gelobt und geehrt haben, denke mir aber, daß Sie und ich über irgend etwas sehr Wesentliches einer Meinung sind, und daß wir beide recht haben. Darauf nämlich kommt es an, wirklich glauben zu können, daß man mehr recht hat mit seinen unzeitgemäßen Meinungen, als die ganze Zeit mit ihren zeitgemäßen: da steckt das Hochmütige, von dem ich sprach, da aber auch das Bescheidene. Denn es ist gar kein Verdienst dabei, von einer

grünen Tür zu sagen, sie sei grün, und von der Wahrheit, sie sei wahr. Wir tun damit doch eben nur das Unvermeidliche und nehmen den Steinen die Mühe ab, die ja, wenn wir schwiegen, schreien müßten. Denn, über Schopenhauer etwas zu sagen war fast schon zu spät: mir scheint es, hier haben schon die Steine geschrien.

Mit aufrichtigem Danke

Ihr

ergebenster

Friedrich Nietzsche.

In die Schwierigkeiten und Verstimmungen, die daraus entstanden, daß Nietzsche eine gewisse Zurückhaltung gegenüber Bayreuth übte, läßt der folgende Brief Wagners blicken. „Lieber Freund! Ihr Brief hat uns wieder viel Bekümmernis über Sie gegeben. Meine Frau wird Ihnen dieser Tage ausführlicher schreiben. Ich hab' aber gerade eine Zweite-Feiertags-Frei-Viertelstunde, die ich Ihnen doch — vielleicht zu Ihrem Ärger — zuwenden möchte, um Sie zunächst etwas davon erfahren zu lassen, was wir so über Sie gesprochen haben. Unter anderem fand ich, daß ich einen solchen männlichen Umgang, wie Sie ihn in Basel für die Abendstunden haben, in meinem Leben nicht hatte: seid Ihr alle Hypochonder, dann ist's allerdings nicht viel wert. Nun scheinen aber den jungen Herren Frauen zu fehlen: da heißt es dann allerdings, wie mein alter Freund Sulzer einst meinte, wo hernehmen und nicht stehlen? Indes, man könnte ja auch einmal in der Not stehlen. Ich meinte, Sie müßten heiraten oder eine Oper komponieren; eines würde Ihnen so gut und schlimm wie das andere helfen. Das Heiraten halte ich aber für besser. —

Einstweilen könnte ich Ihnen ein Palliativ empfehlen; aber Sie richten immer Ihre Apotheke im voraus so ein, daß man sein Mittel nicht anbringen kann. Z. B. wir hier richten unser Haus usw. so ein, daß wir gerade auch für Sie ein Unterkommen darin bereiten, wie mir in meinen höchsten Lebensnöten nie es angeboten worden ist; da soll-

ten Sie nun die vollen Sommerferien mit uns verbringen. Aber — höchst vorsichtig melden Sie uns bereits im Anfange des Winters, daß Sie beschlossen haben, die Sommerferien auf einem recht hohen und einsamen Schweizerberge zu verbringen! Klingt das nicht wie sorgfältige Abwehr einer etwaigen Einladung unsererseits? Wir können Ihnen etwas sein: warum verschmähen Sie das angelegentlichst? — Gersdorff und das ganze Basilikum könnten sich die Zeit hier gefallen lassen. Es geht da viel vor: alle meine Nibelungensänger lasse ich die Revue passieren; der Dekorationsmaler malt, der Maschinist richtet die Bühne her: und dann sind wir mit Haut und Haar auch noch dabei. — Aber — man kennt das und anderes Sonderbare an Freund Nietzsche! —

Auch will ich gar nicht mehr von Ihnen reden, denn es hilft doch nichts!

Ach, Gott! heiraten Sie eine reiche Frau! Warum muß nur Gersdorff gerade eine Mannsperson sein! Dann reisen Sie, und bereichern sich an all den herrlichen Erfahrungen, welche Hillebrand so vielseitig und (in Ihren Augen) beneidenswert machen, und — komponieren Ihre Oper, die aber gewiß schändlich schwer aufzuführen werden wird. — Welcher Satan hat Sie nur zum Pädagogen gemacht! —

Sie sehen, wie radikal mich wieder Ihre Mitteilungen gestimmt haben: aber — weiß Gott! — ich kann so etwas nicht mit ansehen. —

Übrigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er zitierte eine Stelle von Overbeck, welche ich so vortrefflich fand, daß ich von neuem seiner Schrift mich wieder zugewendet habe. —

Nun, übrigens: nächstes Jahr im Sommer volle Proben (auch bereits mit Orchester) in Bayreuth: 1876 die Auführungen. Eher geht es nicht. —

Ich bade jetzt täglich, weil ich es nicht mehr mit meinem Unterleibe aushalten konnte. Baden Sie auch! Essen Sie auch Fleisch! — Allerherzlichste Grüße von

Ihrem getreuen

R. W.“

2. Weihnachtstag 1874.

1875

An Erwin Rohde

Basel, 28. Februar 1875

Wie gerne hörte ich, liebster Freund, wenn auch nur durch ein Wörtchen, daß es Dir befriedigend ergehe. Ich bin neulich einmal durch einen Traum – wenn es Traum war – in eine Beunruhigung geraten. Auch von Bayreuth aus hat man mich gebeten, Nachrichten von Dir zu geben: Du weißt und weißt es doch schwerlich deutlich genug, wie herzlich und warm man dort Deiner gedenkt und wie man sich sorgt. Gegenwärtig ist meine Schwester in Bayreuth und bleibt dort einige Wochen. Ich will auch gleich die Aufforderung von Frau Wagner mitteilen, daß Du doch Dich baldigst und etwas stürmisch an den Bürgermeister von Bayreuth wenden möchtest, um in diesem Sommer dort Quartier zu bekommen; es wird viel Mühe machen, für alle Gäste Unterkommen zu schaffen, und es soll dem Bürgermeister recht zugesetzt werden, weil die Wohnungsfrage noch ganz im Argen liegt. Du möchtest doch ja nicht „eine bescheidene Wohnung“ verlangen. Meine Schwester bemüht sich, für sich und mich etwas zu finden, – bis jetzt noch ohne Erfolg.

Das Semester läuft dem Ende zu: noch drei Wochen gibt es an der Universität, noch fünf an dem Pädagogium. Hier ist alles in großer Erregung, denn die neue Verfassung der Stadt Basel wird jetzt im großen Rat durchberaten, alle Parteien sind in Erbitterung; im Frühjahr entscheidet dann das Volk. (Heute wurde eine Stelle von mir über die Staatsomnipotenz, aus der Nr. 3, mit für den politischen Kampf benutzt; hat mir Spaß gemacht.)

Unser Pädagogium verliert mit Ostern den alten Gerlach, der endlich pensioniert wird; was aber wei-



**Friedrich Nietzsche (sitzend, links) und Erwin Rohde (sitzend, rechts)  
im Kreise der Mitglieder des Philologischen Vereins, Winter 1866/67**



ter geschieht, wer möchte es erraten? Man hat bei mir angefragt, ob ich vier Lateinstunden an der obersten Klasse für das nächste Semester übernehmen wolle; ich habe Nein gesagt, meiner Augen wegen.

Im ganzen geht es mir gut und recht: mir ist, als ob ich zu einem Burgherrn würde, so verschanzt und innerlich unabhängig wird allmählich meine Art zu leben.

Ostern soll die Nr. 4 fertig werden. Daß die französische Übersetzung der Nr. 3 zu Ende geführt und mit einer briefartigen Dedikation an mich versehen sei, habe ich Dir schon erzählt? – Gersdorff kommt den 12. des März auf einige Zeit hierher, das weißt Du ebenfalls. –

Nun aber etwas, das Du noch nicht weißt und das Du, als vertrautester und mitfühlendster Freund zu wissen ein Recht hast. Auch wir – Overbeck und ich – haben ein Hausleiden, ein Hausgespenst: falle nicht vom Stuhle, wenn Du davon hörst, daß Romundt einen Übertritt zur katholischen Kirche projiziert und katholischer Priester in Deutschland werden will. Das ist erst neuerlich herausgekommen, ist aber, wie wir nachträglich zu unserem Schrecken hören, schon ein mehrjähriger Gedanke, nur jetzt dem Reifsein so nahe als noch nie. – Ich bin etwas innerlich verwundet dadurch und mitunter empfinde ich es als das Böseste, was man mir antun konnte. Natürlich ist es von Romundt nicht böse gemeint: er hat bis jetzt eben noch keinen Augenblick an etwas anderes als an sich gedacht und der verfluchte Akzent, der dem „Heil der eignen Seele“ gegeben wird, macht ihn ganz stumpf gegen alles andre, Freundschaft einbegriffen. [– –] Endlich kam es zu Geständnissen, und jetzt, fast alle drei Tage, zu [–] Explosionen. – Der Ärmste ist in einer verzweifelten Lage und nicht mehr einem Zu-

spruche zugänglich, das heißt, er wird so von dumpfen Absichten gezogen, daß er uns wie eine wandelnde Velleität vorkommt. — Unsre gute reine protestantische Luft! Ich habe nie bis jetzt stärker meine innigste Abhängigkeit von dem Geiste Luthers gefühlt als jetzt, und allen diesen befreienden Genien will der Unglückliche den Rücken wenden? Ich frage mich, ob er noch bei Verstande ist und ob er nicht mit Kaltwasserbädern zu behandeln ist: so unbegreiflich ist es mir, daß dicht neben mir, nach einem achtjährigen vertrauten Umgange, sich dies Gespenst erhebt. Und zuletzt bin ich es noch, auf dem der Makel dieser Konversion hängen bleibt. Weiß Gott, ich sage das nicht aus egoistischer Fürsorge; aber auch ich glaube etwas Heiliges zu vertreten und ich schäme mich tief, wenn ich dem Verdachte begegne, daß ich irgend was mit diesem mir grundverhaßten katholischen Wesen zu tun hätte.

Lege Dir diese ungeheuerliche Geschichte nach Deiner Freundschaft zu mir zurecht und sage mir ein paar tröstende Worte. Ich bin gerade im Punkte der Freundschaft verwundet und hasse das unaufrichtige schleichende Wesen vieler Freundschaften mehr als je und werde behutsamer sein müssen. Romundt selbst wird sich in irgendeinem Konventikel wohlfühlen, das ist kein Zweifel: aber unter uns leidet er, wie mir jetzt scheint, fortwährend. Ach, liebster Freund! Gersdorff hat recht, wenn er oft sagt „es gibt nirgends Tolleres, als in der Welt“. Mit Trauer

Dein Freund Friedrich N., zugleich  
auch in Overbecks Namen. —

Verbrenne den Brief, falls Dir's gut scheint.

An Carl Fuchs

Steinabad, bad. Schwarzwald,  
Mitte Aug. 1875

Sie haben Leid erfahren, lieber und armer Herr Doktor, und billigerweise sollten die, welche Sie lieben, versuchen, Ihnen eine Freude zu machen. Aber wie schwer ist dies manchmal! Man möchte ja so oft verstummen, um nur nichts mitteilen zu müssen, da die Mitteilung gewöhnlich wieder einen Gran Leides enthält. Wir sind beide nicht in Bayreuth, sehen Sie, da steckt mehr als ein Gran; und jeder Brief, welchen ich von meinen dort weilenden Freunden Gersdorff, Overbeck und Rohde erhalte, bringt bei mir einen schmerzlichen Krampf hervor – bis ich mir endlich sage „ein Glück, daß nur die andern dort sein können“. Da fallen aber Sie mir wieder ein! Es sind eben doch nicht alle „andern“ dort, und mein Trost ist recht unvollständig!

Es ging schlimm zu, ich merke es immer an der Art, wie ich mich zu meinen großen Plänen und zum Zusammenhang meines Lebens verhalte. Diesmal war ich so weit herabgestimmt, daß ich fast ohne Pläne nur noch für heute zu morgen weiterzuleben beschloß. Hier habe ich gelernt, wieder mutiger zu sein, die vorsichtigste Existenz in manchem Betracht kann ja immer noch die mutigste sein in Beziehung auf eine Hauptsache. Und so lebe ich nun einmal und werde leben, sehr vorsichtig und für die Hauptsache sehr mutig; und nicht einmal der Tod ist es, was mich am meisten schrecken könnte, sondern nur das kranke Leben, wo man die causa vitae verliert.

Hier bei meinem Herumschweifen in Bergen und Wäldern – immer allein und immer auf das beste unterhalten – dachte ich viel an Sie, an die eigentümlich schwer zu verstehende Leidensgeschichte Ihres

bisherigen Lebens; ich fragte mich, woran es nur hängen möge, daß auf dem, was Sie gut und mit Aufopferung schaffen und tun, nicht das Wohlwollen und die Freude anderer ruhe, daß also alles recht-Vollbrachte Sie gleichsam rückwärts verwunde. Die Geschichte Ihrer „Logik der Hände“ quält mich, wenn ich an sie denke (ich habe, erinnere ich mich recht, selbst dazu beigetragen, Sie nach der Vollendung jenes Werks zu quälen, statt Sie zu erfreuen). Ebenso gedachte ich wieder Ihrer „Präliminarien“; dadurch, daß Sie dieselben als Dissertation herausgaben, haben Sie einen Ihrer schönsten Pfeile verschossen, ich kann es nicht anders nennen und ärgere mich, weil ich immer noch glaube, daß der Gedankeninhalt dieser Schrift als einer ästhetisch-kritischen kaum seinesgleichen habe. Auch alles, was Sie dem Fritsch für das Wochenblatt übergeben haben, war dort wie verzaubert und konnte Ihnen nicht einmal die verstehende Sympathie der Musiker sichern. Da zerbreche ich mir nun den Kopf, woran diese wunderliche Art von Nichterfolgen abhängt. Seien Sie nicht böse, wenn ich mich dabei an das Wort Liszts von den pressanten Freunden erinnerte, es kam mir so vor, als ob eine gewisse feurige Pressiertheit, ein Nicht-warten-wollen Ihnen manchen Erfolg geraubt hat. Man soll dem Schicksal nicht merken lassen, was man will; fünf Minuten später ist es dann von selber so gutwillig, ein Anerbieten zu machen. „Bereit sein ist alles“, heißt es, denke ich, bei Shakespeare. Vielleicht ist aber das, was ich hier ziemlich altklug sage, nichts als die Theorie aus einem ziemlich mit Glücksfällen besäeten Leben? Aber Sie können mir glauben, daß es ganz meiner innersten Gesinnung entspricht, eine Sache jahrelang zu hegen und mir nicht anmerken zu lassen, dann aber, wenn sie mir in den Griff kommt, sie hinzuneh-

men; ich war „bereit“. Es kommt bei diesem „Hegen“ noch nicht eigentlich zum Wunsche, es fehlt mir eben darin an Ihrem Feuer. Es ist nur wie eine Vorstellung, konditional empfunden „es wäre für Dich beglückend, wenn –“; Sie glauben schwerlich, was für große und herrliche Vorstellungen dieser Art ich mit mir herumtrage, für welche ich plötzlich bereit sein werde.

Nun ein Einfall. Erlösen Sie doch Ihre Präliminarien aus ihrer blutlosen Existenz bei Fritzschen und machen Sie etwas Neues daraus. „Briefe über Musik von Dr. Carl Fuchs“ – so etwas schwebt mir vor der Seele, denn Sie haben das seltene Recht, daran zu denken, inwiefern die Briefform als wahre Kunstform behandelt werden könne. (Aristoteles galt den Alten als Klassiker der Prosa-Kunst, nicht wegen der Schriften, die wir haben, sondern nur seiner Dialoge und Briefe wegen.) Wir andern Sterblichen haben kein Recht, Briefe zu veröffentlichen, wir wären denn affektierte Narren und wollten dies öffentlich zur Schau stellen. [...]

Alles freundlich zu erwägen! Ich bin ferne davon, mit irgendeinem Räte zudringlich fallen zu wollen, aber mitunter trifft man's, etwas zu sagen, was ein anderer eben auf der Zunge hatte – da gibt es immer eine kleine Freude. Ich sagte Ihnen ja, wie es mein herzlicher Wunsch sei, Ihnen eine Freude zu machen.

Die weimarischen Briefe – ach wie gut ich mir alles vorstellen konnte, besonders Liszt – sind an die angegebene Adresse abgeschickt.

Was meinen Sie dazu, daß die Post fast alle Ihre Briefe nach Basel als „unzureichend frankiert“ behandelt? Dabei beklage ich, daß die Marken, welche Sie darauf geklebt haben, immer gar nicht gerechnet

werden, also vergeudet sind. Für den letzten Brief verlangte man z. B. von mir noch zwei Franks. Es verdrießt Sie doch nicht, daß ich dies erwähne? Lieber Himmel, gib, daß wir freien Geistes seien, alles andre kannst du für dich behalten!

Treugesinnt der Ihrige, immer noch patientenmäßige, und patientiam brauchende, sowie empfehlende

F. Nietzsche.

Von morgen an bin ich in Basel bei der guten Schwester.

Erwin Rohde war um diese Zeit in eine unglückliche Herzengeschichte verwickelt, und hat seinem Freunde klägliche Briefe geschrieben, die in die Korrespondenz nicht aufgenommen wurden. Nietzsche äußert sich an Gersdorff am 26. September 1875 darüber:

„Unser Freund Rohde, der immer in den Unglückstopf des Lebens zu greifen pflegt und sich gewöhnlich etwas Herbes herauslost, war hier bei mir und meinte zuletzt, es sei der einzige Ort auf der Erde wo er sich noch zu Hause fühle... Ich habe bei diesem Zusammensein mit Rohde mehr gehabt, als bei allen bisherigen, er war in seltenem Grade vertrauend und liebevoll: so daß es mir herzlich wohlthat, ihm in der absurden Lage noch etwas sein zu können, jetzt, wo sein Leben sich um ein kleines Mädchen dreht, — der Himmel behüte Dich und mich vor gleichem Schicksale!“

An Erwin Rohde

Basel, den 7. Oktober 1875

Gott weiß, mein geliebter Freund, in was für einem Lichte Du diesmal den Morgen Deines Geburtstages erblickest! Kommt Dir der Tag grau, ja greulich vor, so denke doch ein wenig mit daran, was Du mir, was

Du uns bist, und sei aus unserer Seele heraus dem Himmel dafür dankbar, daß Du lebst. Freue Dich einmal mit allen denen, welche Dich lieben, wenn Du aus Dir selber sonst nur Leid und Schwermut zu saugen weißt. Vielleicht aber erwartet Dich der Tag mit einem anderen Gesichte, mit einem freudigeren; ich weiß gar nicht, was sich inzwischen mit Dir begeben hat; und da ich mich ganz außerstande fühlte und noch fühle, Dir irgend nach einer Seite hin zu raten, so habe ich inzwischen auch nicht völlig verlernt zu hoffen, und zwar so wie Deine Liebe hoffte – daß alle Verdunkelungen aufgehellt, alles Zagen beseitigt ist und daß Deinem edlen tapfern Sinne eine gleiche Gesinnung, eine gleiche Tapferkeit entspricht.

Über Deinen philologischen Vortrag hat mir bis jetzt Overbeck aus den Zeitungen noch nichts berichten können (ich lese keine Zeitungen mehr, seit dreiviertel Jahr). Ich denke, Du sendest mir den Vortrag? Wenigstens würde ich mir damit eine große Freude erbitten. Sonderbarerweise vergesse ich es fast immer mehr, daß wir als Philologen miteinander bekannt geworden sind; wir haben inzwischen so vieles Gemeinsame bekommen, daß ich das Ursprünglich-Gemeinsame kaum mehr besitze. Ich wurde neulich in fast erschreckender Weise daran erinnert, was man ist und was man gerade jetzt kann, da man sich in ein verzehrendes Antizipieren der Zukunft viel zu sehr eingelassen hat, um nicht alles gegenwärtige Können zu übersehen; mir wurde nämlich etwas aus einem Urteile J. Burckhardts über mich wieder erzählt (er hatte sich in Lörrach gegen einen ganz vertrauten Arzt ausgesprochen). Unter anderem hat er gesagt: „so einen Lehrer würden die Baseler nicht wieder bekommen.“ Das gilt also meiner Tätigkeit am Pädagogium: also zu einem ordentlichen Schulmeister hat's

man wirklich gebracht, fast so nebenbei, denn bis diesen Augenblick habe ich nur mit Pflichtgefühl und ohne alles Selbstgefühl diesem Amte gedient, auch ohne Freude. Vielleicht gelingt mir's auch so nebenbei und beinahe gesagt im Schlafe noch zum Philologen zu werden; ich stecke so voll von allgemeinen Nöten, daß ich mich fast wie ein Handwerker mit der Philologie befasse, ich meine, wie mit einem Ding, das man zu allen Stunden treiben kann und muß, ohne daß man viel daran denkt.

Meine Betrachtung unter dem Titel „Richard Wagner in Bayreuth“ wird nicht gedruckt; sie ist fast fertig, ich bin aber weit hinter dem zurückgeblieben, was ich von mir fordere; und so hat sie nur für mich den Wert einer neuen Orientierung über den schwersten Punkt unserer bisherigen Erlebnisse. Ich stehe nicht darüber und sehe ein, daß mir selber die Orientierung nicht völlig gelungen ist — geschweige denn, daß ich anderen helfen könnte!

Auf den gleichen Punkt, doch nicht bis zu dem Grade der Ausarbeitung, habe ich im Frühjahr eine Betrachtung gebracht unter dem Titel „Wir Philologen“. Kommt eine Zeit, wo wir einmal länger zusammen und uns ineinanderleben, so will ich Dir manches mitteilen: alles ist selbst erlebt und deshalb windet es sich etwas schwer von mir los. Ich sage das, weil ich oft nach einem Zusammensein mit Dir mir vorwerfe, daß ich Dir nicht genug mitgeteilt habe. Es ist nicht der Mangel an Offenheit, das weißt Du. [...]

Mein geliebter Freund, vergiß mich in Deiner Not nicht, vergiß es nicht, daß es im Wasser der Trübsal doch ein paar Balken gibt. Und wenn es kein Balken ist, so doch immer die Freundeshand, an die Du Dich anklammern darfst, es gehe nun, wie es gehe.

Ich sehe einen blauen ruhigen kalten Herbsttag draußen liegen.

Lebe wohl, liebster Freund, und sei meiner Freundschaft sicher.

Ebenfalls grüßt meine Schwester mit den herzlichsten Wünschen.

Der Deinige  
F. N.

1876

An Carl von Gersdorff

Basel, den 18. Januar 1876

Mein geliebter Freund, habe Dank für Deine guten Nachrichten, ich erwartete sie mit Sehnsucht; jetzt kann ich doch mit Dir hoffen und weiß, daß einem von uns etwas Gutes zuteil werden soll – so wie es dieser eine auch verdient und nötig hat. Es scheint mir, daß alles so gut eingeleitet ist, daß wir mit Fassung nun zu Ende warten dürfen. Das Ende kommt doch wohl Ostern?

Es macht mir Mühe zu schreiben, ich will drum kurz sein. Liebster Freund, ich habe das schlimmste, schmerzhafteste und unheimlichste Weihnachten hinter mir, das ich erlebt habe! Am ersten Weihnachtstage gab es, nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen, einen förmlichen Zusammenbruch: ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch diese Zentralwirkung so zu leiden hatten. Mein Vater starb 36 Jahr alt an Gehirnentzündung: es ist möglich, daß es bei mir noch schneller geht. Nun werden mehrstündige Eiskappen, Übergießungen auf den Kopf frühmorgens, auf Immermanns Rat, angewendet, und es geht, nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und

schmerzhafter Zerquältheit, wiederetwas besser. Doch ist es nicht einmal Rekonvaleszenz, der unheimliche Zustand ist nicht gehoben, alle Augenblicke werde ich an ihn erinnert. Man hat mir bis Ostern das Pädagogium abgenommen, an der Universität unterrichte ich wieder. Ich bin geduldig, aber voller Zweifel, was werden soll. Ich lebe fast ganz von Milch, die mir gut tut, auch schlafe ich ordentlich, Milch und Schlaf sind die besten Dinge, die ich jetzt habe. Wenn nur wenigstens die fürchterlichen tagelangen Anfälle ausbleiben wollten! Ohne sie kann man sich doch wenigstens aus einem Tag in den andern schleppen.

Meine Schwester liest mir viel vor, weil mir Lesen und Schreiben schwer fällt. Walter Scott hätte ich neben Milch und Schlaf nennen sollen. Etwa den 19. März will ich womöglich an den Genfer See gehen, bis dahin ist der Winter noch zu rau, und Spaziergehen in der Kälte ist mir eher schädlich als nützlich. Meine Mutter wird in Kürze hier eintreffen.

Bitte behalte den Inhalt des Briefes für Dich, wir wollen die Bayreuther nicht beunruhigen! Ach Bayreuth! Entweder ich darf nicht hin oder ich kann nicht hin – so schwebt es mir jetzt vor der Seele. Aber es soll noch eine dritte Möglichkeit geben, und wenn ich denke, was ich alles schon durchgemacht habe, so muß ich wohl glauben, auch noch über diesen Winter hinwegzukommen.

Lebe Du wenigstens wohl, ich muß mein Glück immer mehr im Glück meiner Freunde suchen. Alle meine eignen Pläne sind ja wie Rauch; ich sehe sie noch vor mir und möchte sie fassen. Denn es ist traurig, ohne sie zu leben, ja kaum möglich. – Kannst Du Ostern etwas mit mir zusammengehn, also etwa an den Genfer See? Eine ganz vorläufige Anfrage.

Schreibe doch an Fräulein von Meysenbug, sie frägt teilnehmend nach Dir.

In alter Treue der Deinige  
F. N.

Bald sollst Du besseres aus Basel hören, ich verspreche Dir's.

An Erwin Rohde

Basel, den 18. Februar 1876

Geliebter Freund, dem Himmel sei Dank, daß Dir endlich einmal etwas nach Wunsch geht! Vielleicht hat es nun ausgestürmt, und der Sonnenschein kommt wieder über Dich, um zu trösten und gutzumachen, da wo niemand Dir zu helfen wußte. Ach, die Ohnmacht Deiner Freunde! Und daß wir immer zum leidenden Mitleiden verurteilt waren! Und daß ich selber noch dazu zum Verstummen gebracht worden bin, selbst jetzt noch, wo nun endlich einmal die Mitfreude zum Wort kommen könnte! – Mein Kopf ist immer noch schlimm daran, ich kann nicht lesen und schreiben und habe jetzt alle Vorlesungen aufgegeben, seit voriger Woche. Eine hübsche Tierquälerei! Im März will ich mit Gersdorff an den Genfer See. Leb wohl, es gibt's nicht mehr her!

Dein wahrer Freund.

Meiner Schwester Glückwünsche.

Ebenso Overbecks, des Unvermutet-Glücklichen.

Mutter und Schwester sowohl als Fräulein von Meysenbug waren zeitweilig sehr damit beschäftigt, eine passende Frau für Nietzsche zu finden. Einige Male hat er selbst an eine Heirat gedacht – Anwandlungen, die er stets rasch wieder abschüttelte. Nur in zwei Fällen scheint er tiefer berührt gewesen zu sein. Das eine Mal handelte es sich um Fräulein Mathilde Trampedach, die später die zweite Frau

Hugo von Sengers wurde, das andere Mal um die (schon verheiratete) in Paris lebende Elsässerin Louise Ott. (S. unten S. 192 ff.) – Die krampfhaft Entschlossenheit, mit welcher Nietzsche seinen Werbebrief an Fräulein Trampedach nach flüchtigem Zusammensein beginnt, läßt deutlich erkennen, wie in der Luft hängend er selber einen solchen Entschluß empfindet. – Die Vorschläge ihm nahestehender Menschen hörten nicht auf. Noch in einem Briefe vom Januar 1886 an Schwester und Schwager gibt Nietzsche das „Signalement“ seiner Lebensgefährtin so an:

„... lustig, hübsch, noch sehr jung, und im übrigen ein tapferes kleines Wesen à la Irene Seydlitz (mit der ich mich beinahe ‚Du‘ nenne).“

Mathilde Trampedach hatte das Gedicht „Excelsior“ von Longfellow für Nietzsche abschreiben wollen. Darauf bezieht sich der Anfang des folgenden Briefes.

An Mathilde Trampedach

Genf, den 11. April 1876

Mein Fräulein! Sie schreiben heute Abend etwas für mich, ich will auch etwas für Sie schreiben. – Nehmen Sie allen Mut Ihres Herzens zusammen, um vor der Frage nicht zu erschrecken, die ich hiermit an Sie richte: Wollen Sie meine Frau werden? Ich liebe Sie und mir ist es, als ob Sie schon zu mir gehörten. Kein Wort über das Plötzliche meiner Neigung! Wenigstens ist keine Schuld dabei, es braucht also auch nichts entschuldigt zu werden. Aber was ich wissen möchte, ist, ob Sie ebenso empfinden wie ich – daß wir uns überhaupt nicht fremd gewesen sind, keinen Augenblick! Glauben Sie nicht auch daran, daß in einer Verbindung jeder von uns freier und besser werde, als er es vereinzelt werden könnte, also excelsior? Wollen Sie es wagen, mit mir zusammen zu gehen, als mit einem, der recht herzlich nach Be-

freie und Besserwerden strebt? Auf allen Pfaden des Lebens und des Denkens?

Nun seien Sie freimütig und halten Sie nichts zurück. Um diesen Brief und meine Anfrage weiß niemand als unser gemeinsamer Freund Herr v. S. Ich reise morgen um 11 Uhr mit dem Schnellzuge nach Basel zurück, ich muß zurück; meine Adresse für Basel lege ich bei. Können Sie auf meine Frage Ja sagen, so werde ich sofort Ihrer Frau Mutter schreiben, um deren Adresse ich Sie dann bitten würde. Gewinnen Sie es über sich, sich schnell zu entschließen mit Ja: oder Nein – so trifft mich ein briefliches Wort von Ihnen bis morgen um 10 Uhr Hôtel garni de la poste. Alles Gute und Segensvolle für immerdar Ihnen wünschend

Friedrich Nietzsche.

An Mathilde Trampedach

Hochverehrtes Fräulein! Sie sind großmütig genug, mir zu verzeihen, ich fühle es aus der Milde Ihres Briefes heraus, die ich wahrhaftig nicht verdient hatte. Ich habe so viel im Gedanken an meine grausame Handlungsweise gelitten, daß ich für diese Milde Ihnen nicht genug dankbar sein kann. Ich will nichts erklären und weiß mich nicht zu rechtfertigen. Nur hätte ich den letzten Wunsch auszusprechen, daß Sie, wenn Sie einmal meinen Namen lesen oder mich selber wiedersehen sollten, nicht nur an den Schrecken denken möchten, den ich Ihnen eingeflößt habe; ich bitte Sie unter allen Umständen daran zu glauben, daß ich gerne gutmachen möchte, was ich böse gemacht habe.

In Verehrung der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

An Erwin Rohde

Basel, Charfreitag den 14. April 1876

Mein geliebter Freund, ich bin seit vorgestern wieder hier, habe vier Wochen am Genfer See, bei dem Schlosse Chillon, gelebt und die letzte Woche in Genf bei befreundeten Menschen. Ich bin viel gesünder und recht innerlich befreiter, hoffnungsvoller, meinen Plänen und Zielen wiedergegeben – nach einer schweren, fast unausstehlichen Zeit, wo ich an allem verzweifelte. In Genf habe ich einen wahren Freund hinzuerworben, eine Bereicherung für uns alle, Du sollst ihn in Bayreuth kennenlernen – es ist der Generaldirektor des Genfer Orchesters Hugo von Senger. Das ist mein großer Ertrag dieser Reise. Ich muß mir schon selber treu bleiben, um Euch, meinen wahren Freunden, treu bleiben zu können; aber es fraß die Skepsis und das Mißtrauen an mir. Ebenso verpflichtet mich das heimliche Weiterleben meiner Schriften: immer von neuem höre ich, daß hier und dort ein Kreis von Menschen sitzt, die auf mich hören und die erwarten, daß man noch höher steigt, freier wird, um selber dabei freier zu werden. Kennst Du Longfellow's Gedicht „Excelsior“? Und hast Du die jetzt eben erschienenen drei Bände „Memoiren einer Idealistin“ gelesen? Ich bitte Dich sehr darum, es zu tun. Es ist das Leben unsrer herrlichen Freundin Fräulein von Meysenbug, ein Spiegel für jeden tüchtigen Menschen, in den man ebenso beschämt als ermutigt blickt: ich las lange Zeit nichts, was mich so innerlich umdrehte und der Gesundheit näher brachte. Wir haben ja Verschiedenes diesen Winter zu tragen gehabt, aber was mir so wohlthat, wird auch Dir wohlthun, bei aller Verschiedenheit der Naturen und der Leiden. Overbeck hat es seiner Braut vorgelesen: nach jeder Sitzung, erzählte er, seien sie

in neue Begeisterung und Ergriffenheit ausgebrochen. Es ist etwas von der höchsten caritas darin. —

Wie geht es Dir, Geliebter? Ich quälte mich öfters in dem Gedanken, Dich durch nichts erreichen, Dir in nichts jetzt etwas sein zu können. Es war nicht nur die Entfernung. Leben wir ein besseres Leben, darin wollen wir uns ewig nahe fühlen. Ich bin der Deine, glaub es mir heute.

F. N.

An Carl von Gersdorff

Basel, Ostersonnabend, 15. April 1876

Liebster Freund, am Abend vor dem grünen Donnerstag bin ich von Genf wieder zurückgekommen und habe dort sechs Tage zugebracht, sehr reiche Tage mit mancherlei Erfahrungen. Die Woche vorher, welche ich nach Deiner Abreise noch als einziger Gast in der Printanière aushielt, benutzte ich namentlich zu einer innerlichen Sammlung und Säuberung und wurde über vieles Kränkliche und Grillenhafte und Verzagte wieder Herr, namentlich aber hielt ich meine Ziele mit neuer Begierde mir vor Augen und verlor den Hang (mit dem ich auch Dich gequält habe!), gegen mich selbst ungerecht zu sein. Ich fand das „gute Gewissen“ wieder, bis jetzt zu meiner Befreiung soviel getan zu haben, als ich konnte, und damit auch andern Menschen einen wahren Dienst getan zu haben. Auf dieser Bahn gehe ich wieder vorwärts und lasse mich auf desperate Rückblicke und Vorblicke nicht mehr ein. Ich verdanke sehr viel dem Buche unsrer herrlichen Freundin Meysenbug und werde den einen Sonntag, den ich in der höchsten moralischen Nachbarschaft mit ihr verbrachte, von früh bis nachts im Freien, nicht vergessen.

Der Genfer Aufenthalt kam gerade im rechten Au-

genblick, als eine Art Bestätigung und Verstärkung des einsam-Beschlossnen. Vor allem habe ich, zur Bereicherung von uns allen, einen wahren Freund hinzugefunden, in Herrn von Senger. Ich wüßte in wenig Worten gar nicht zu sagen, wieviel ich dabei gewonnen habe. Du wirst ihn kennenlernen, einstweilen sage ich nichts.

Wenn wir uns wiedersehn, will ich Dir von Ferney, dem Sitze Voltaires (dem ich meine ersten Huldigungen brachte), erzählen, von dem glänzenden und doch wunderbar gebirgsnahen und freiheitatmenden Genf, von Villa Diodati, von einzelnen Menschen, von dem besten Schuster in Genf (einem berühmten Kommunnard), von dem Concert populaire, in dem meinetswegen die Benvenuto-Cellini-Ouvertüre von Berlioz gemacht wurde, von der Frau Sengers, einer höchst charaktervollen Engländerin, und seinen merkwürdigen Kindern Leila und Agenor, von Madame de Saussure, Bankier Köckert (ehemaligem Virtuos), von zwei lebenswürdigen Russinnen in einer englischen Pension, von Ausflügen ins Savoyische, von der Entdeckung, daß ich ein großer Klavierspieler sein soll, von zahlreichen moralistischen Gesprächen, von Herrn Jansen und dem Makler usw. usw. In der Hauptsache habe ich aber so viel erkannt: das einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige Tat. Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkommodation! Man kann den großen Erfolg nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte.

Mit einer Nutzenanwendung für Dich, mein gelieb-

ter Freund: ich bitte Dich inständig, mancherlei nicht zu berücksichtigen, was ich Dir in schwächeren Stunden in betreff Deiner Verehelichung sagte. Um keinen Preis eine Konventionsehe! (wie es alle mir bis jetzt von Dir genannten und Dir von andern proponierten Ehen sind). Wir wollen in diesem Punkte der Reinheit des Charakters ja nicht wankend werden! Zehntausendmal lieber immer allein bleiben – das ist jetzt meine Losung in dieser Sache.

Nochmals danke ich Dir von ganzem Herzen für die Aufopferung Deiner Ferien und Deine treuen Freundschaftsdienste, über deren Wert für mich Du Dir auch keinen Augenblick einen quälenden Gedanken darfst beikommen lassen. Ein anderes Mal soll es heiterer und mutiger zugehen: diesmal war ich im ganzen doch krank, und namentlich auch moralisch krank; über die Bosheit der Welt sollte nicht so viel geredet werden, aber über das Durchsetzen und Vollbringen des Guten und Rechten; dabei flieht jede Morosität und jede Muskel spannt sich straffer.

In dankbarer Liebe

der Deinige

F. Nietzsche.

Meine Schwester und der Rektor Overbeck grüßen herzlich.

An Erwin Rohde

Basel, 16. Mai 1876

Wie gerne hörte ich etwas von Dir, lieber Freund! Aber ich kann mir auch denken, daß Du jetzt gar keine Lust zu Briefen hast. Es beunruhigt mich ein wenig, Deinen „Roman“ noch nicht angekündigt zu sehen; hoffentlich ist kein neuer Kobold Dir in den Weg getreten. Von mir selbst wirst Du ein paar Zeilen er-

halten haben, die ich nach meiner Rückkehr vom Genfer See an Dich schrieb (mit der Adresse nach Jena). Es geht mir recht erträglich, nur wollen die Augen ihren Dienst nicht tun. Aber Kopf und Magen sind in Ordnung; ich strengte mich aber auch nicht an und habe ein paar alte, fromme Pferdchen meinen Studenten vorgeführt, die ich halb im Schlafe reiten kann. — Meine Arbeit, für die ich alle Kräfte sammle, ist der Monat in Bayreuth. Um Weihnachten glaubte ich nicht, daß ich ihn erleben würde.

Ein junger Musiker, der meinetwegen auf ein paar Jahr nach Basel gekommen ist und den ich seines Talentes und seiner Seelengüte halben sehr schätze, ist mir in allen Stücken hilfreich. Nun möchte ich ihm gern in einer Sache auch hilfreich sein: ich frage mich, wie ich es ermögliche, ihn nach Bayreuth zu bringen. Durch Wagners ist es leider, wie ich bestimmt weiß, unmöglich. Hast Du vielleicht noch über einen Zyklus von vier Abenden zu verfügen? Ich höre, daß Du stolzer Inhaber von zwei Patronatsscheinen bist. Würdest Du vielleicht auf meine Fürsprache jenem Musiker das Anrecht darauf geben? Er heißt Peter Gast und ist ein Instrumentalkomponist, der als ein Würdiger und wahrhaft Lernender unter dem Chaos der Bayreuther Festgäste sitzen würde.

Bitte nur ein Wort über diese Anfrage, mein treuer, geliebter Freund.

Ich bin der Deinige                      F. N.

An Richard Wagner

Basel, 21. Mai 1876

An einem solchen Tage, wie Ihr Geburtstag ist, höchst verehrter Mann, hat eigentlich nur die allerpersönlichste Äußerung ein Recht; denn jeder hat etwas durch Sie erlebt, das ihn ganz allein, in seinem

tiefsten Innern, angeht. Solche Erlebnisse kann man nicht addieren, und der Glückwunsch im Namen vieler würde heute weniger sein als das bescheidenste Wort des einzelnen.

Es sind ziemlich genau sieben Jahre her, daß ich Ihnen in Tribsehen meinen ersten Besuch machte, und ich weiß Ihnen zu Ihrem Geburtstage nicht mehr zu sagen, als daß ich auch, seit jener Zeit, im Mai jedes Jahres meinen geistigen Geburtstag feiere. Denn seitdem leben Sie in mir und wirken unaufhörlich als ein ganz neuer Tropfen Blutes, den ich früher gewiß nicht in mir hatte. Dieses Element, das aus Ihnen seinen Ursprung hat, treibt, beschämt, ermutigt, stachelt mich und hat mir keine Ruhe mehr gelassen, so daß ich beinahe Lust haben könnte, Ihnen wegen dieser ewigen Beunruhigung zu zürnen, wenn ich nicht ganz bestimmt fühlte, daß diese Unruhe mich gerade zum Freier- und Besserwerden unaufhörlich antreibt. So muß ich dem, welcher Sie erregte, mit dem allertiefsten Gefühle des Dankes dankbar sein; und meine schönsten Hoffnungen, die ich auf die Ereignisse dieses Sommers setze, sind die, daß viele in einer ähnlichen Weise durch Sie und Ihr Werk in jene Unruhe versetzt werden und dadurch an der Größe Ihres Wesens und Lebensganges einen Anteil bekommen.

Daß dies geschehen möge, das ist heute mein einziger Glückwunsch für Sie (wo gebe es sonst das Glück, das man Ihnen wünschen könnte?) nehmen Sie ihn freundlich an aus dem Munde

Ihres wahrhaft getreuen

Friedrich Nietzsche.

An Erwin Rohde

Basel, den 23. Mai 1876

Da wollen wir uns denn herzlich miteinander freuen, daß Dein Werk fertig ist, mein geliebter Freund; ich hatte immer meine Besorgnisse, denn ich ahnte, daß es ein μέγα βιβλίον werde, und wußte, daß es bisher schon in mancher Beziehung ein μέγα κακόν gewesen war. Nun ist es da, überdies in ein schönes Fellchen gehüllt, und prangt und ergötzt mich. Es enttäuschte mich gleich in einer sehr angenehmen Weise, denn ich hatte mich ein wenig davor gefürchtet, als ob meine geringe philologische Weisheit auf diesem entlegenen Gebiete sich als völlige Torheit entpuppen werde. Nun merke ich schon so viel, daß ich sehr viel Nutzen von Deinen Ergebnissen (den allgemeinen wie den gelegentlichen) haben werde und daß ich auch im Zusammenhang über die Griechen genug gedacht habe, um dieses Buch gar nicht mehr entbehren zu können. Ebenso wird es Jacob Burckhardt gehen, dem ich davon erzählte (ich bin jetzt täglich mit ihm zusammen, im vertrautesten Verkehre). — Ich hebe von dem, was ich bis jetzt gelesen, ein paar Sachen hervor, die mir gleich so gut „wie Baumöl“ eingingen, z. B. wie sich Roman und Novelle gegeneinander abheben. Dann S. 56f. über die charakterologischen Studien der Peripatetiker, dann S. 18 (mit der morale di solitari). Ein sehr belehrender Abschnitt 4 auf p. 22ff.; dann p. 67 weibliche Leser, p. 121 über die Art von wirklicher Popularität der alexandrinischen Dichter, dann p. 142 (mit Anmerkung) sehr schön über die elegische Erzählungskunst. Aufgefallen ist mir, daß Du von den päderastischen Verhältnissen so wenig sagst: und doch ist das Idealisieren des Eros und das reinere und sehnstüchtigere Empfinden der Liebespassion bei den Griechen zuerst auf diesem Boden gewachsen und, wie

mir scheint, von da aus auf die geschlechtliche Liebe erst übertragen worden, während es ihre (der geschlechtlichen Liebe) zartere und höhere Entwicklung früher geradezu hinderte. Daß die Griechen der älteren Zeit die Männererziehung auf jene Passion gegründet haben und, so lange sie diese ältere Erziehung hatten, von der Geschlechtsliebe im ganzen mißgünstig gedacht haben, ist toll genug, scheint mir aber wahr zu sein. Auf S. 70 und 71, glaubte ich, Du würdest an diese Dinge erinnern müssen. Der Eros, als πάθος der καλῶς σχολάζοντες in der besten Zeit, ist der päderastische: die Meinung über den Eros, die Du „einigermaßen verstiegen“ nennst, nach der das Aphrodisische am Eros nicht wesentlich, sondern nur gelegentlich und akzidentiell ist, die Hauptsache eben φιλία ist, kommt mir nicht so ungriechisch vor. — Aber es scheint mir, daß Du mit Absicht die ganze Region gemieden hast; auch Jacob Burckhardt redet im Kolleg nie davon. — Vielleicht übrigens finde ich beim Weiterlesen Deines Buches auch hierüber Winke, ich bin noch nicht weit gekommen: meine Augen sind so schlimm. Du hast viel Sorgfalt auf die Darstellung verwendet; aber ich möchte Dich, den eigentlichen Rohde noch mehr durchhören, selbst mit der Einbuße, daß der Stil nicht so gefeilt wäre: wie ich an dem Overbeckschen Stil meine persönliche Freude habe, trotz allem „Obwohl“. Etwas Schweres, beiläufig gesagt, liegt in der von Dir häufig gebrauchten Zusammenstellung längerer Adjektive mit Partizipien, z. B. „sprudelnd fruchtbares Talent“, „künstlich vermittelndes Verfahren“, „leichtfertig gewandte Arbeit“, „mühsam sorgfältiges Verfahren“ (p. 127).

Doch sollte ich über solche Dinge den Mund halten. Aber eine große Verwunderung, mit Maulaufsperrn verknüpft muß ich noch loswerden: was bist Du doch

für ein sonderbarer Mensch! In diesen letzten Jahren, so wie sie für Dich leider waren, gerade dies Buch auszuarbeiten – das geht ganz eigentlich über meine Fassungskraft! (beiläufig, auch über mein Talent, zu jeder Zeit: so etwas könnte ich nicht, wenn ich es auch können wollte). Der philologische Dämon steckt Dir so im Leibe, daß ich mitunter vor seinem Wüten (in Scharfsinn und unbändiger Gelehrsamkeit) ordentlich schaudere. Ich weiß keinen Menschen, dem ich so etwas zutraute: und daß dieser Erzphilolog dabei noch ein Erzmensch und zwar mein Erzfreund ist, das ist wahrlich ein *αἰνίγμα δόσλοτον*, aber davon abgesehen „eine gute Gabe Gottes!“

Lebe wohl, mein getreuer Freund.

Mit dem Musico P. Gast wollen wir's auf eine andre Weise noch durchsetzen. Overbeck schreibt in diesen Tagen.

Am 26. Mai klingt das Erlebnis mit Mathilde Trampedach aus in den an Gersdorff gerichteten Worten:

„Geheiratet wird nicht; zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze ‚zivilisierte‘ Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich irgendein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen. – Immer mehr kommen mir die griechischen Philosophen als Vorbilder der zu erreichenden Lebensweise vor die Augen.“

Das schicksalsreiche Jahr 1876 bringt die innere Peripetie wie in dem Verhältnis zu Bayreuth auch in dem Verhältnis zwischen Nietzsche und Erwin Rohde. Die äußere Trennung erfolgt in beiden Fällen erst Jahre später: von Rohde im Jahre 1887 (siehe unten S. 417 ff.), von Bayreuth erst mit dem „Fall Wagner“ im Jahre 1888. Als Rohde für die „Geburt der Tragödie“ eintrat, folgte er den hochherzigen Impulsen der Freundschaft und der Jugend;

später hätte er es nicht mehr getan. Die Kluft, die zwischen beiden Männern dem Wesen nach bestand, tritt in den Briefen mit aller Deutlichkeit schon zu einer Zeit hervor, wo sie selber nichts davon ahnten. Wie vordeutend ist es, wenn Rohde im Mai 1869 schreibt: „So geht mir's denn hier wie anderswo, daß ich, anfangs innerlich zornig rebellierend, allmählich resigniere und im Sande fortbumble wie die andern“. Rohde nimmt den Kampf nicht auf. Vor der andringenden Wirklichkeit rettet er sich in das „reine, schmerzlos bedürfnisfreie Reich der Anschauung“. (An Nietzsche, 15. Februar 1870.) Die geregelte wissenschaftliche Tätigkeit, der „selbst auferlegte Zwang“ ist ihm ein „ganz heilsames Regulativ unruhiger Wünsche“. (Am 29. Dezember 1870.) Äußerungen von der Art, wie sie Nietzsche später erschreckten, finden sich schon in den Briefen aus der Jugendzeit. „Resignation, sie lernt sich gar nicht so schwer, wie man wohl sagt, wenn man nur das Herzchen vorsichtig einullt... Resignation, Resignation, die Göttin mit den bleiernen Flügeln und dem duseligen Mondstengel, oder auch mit dem Bierseidel bewaffnet, von den Menschen ‚Zufriedenheit‘ genannt, möge sie uns gnädig sein. Amen.“ (22. April 1871.) Wie eine Formel, die alles erklärt, klingt der spätere Satz aus dem Jahre 1878: „Wer, wie unsereins, auf eine rein theoretische Tätigkeit angewiesen ist, durch Beruf und Trägheit des Willens...“. Das heroische Element fehlt dem Stimmungsmenschen Rohde vollständig. Bayreuth ist für ihn, wie für so viele der Besten jener Epoche, der Ort der Erlösung vom Alltag, „der einzige Ort der Welt, wo ich mich und meine Leiden, und zugleich die Philologie und alle Wagnerei, und diese fatale akademische Dunstluft, völlig loswerden und in ein wonnereiches Meer ganz eintauchen kann!“ (An Nietzsche, 2. Juli 1876). Nietzsche erscheint ihm als der Glücklichere, der nicht begreifen kann, wie schwer der Freund an seiner „ganz profan nach Glück verlangenden irdischen Hälfte zu tragen“ hat. (Ebenda.)

Es war Rohde immer etwas unheimlich, Nietzsche so gänzlich ohne Beziehung zur „Erde“ zu sehen. Er wollte

„das Herdfeuer des persönlichen Glückbedürfnisses, um welches die andern Menschen alle ihre Töpfe und Pfannen so eifrig und erfolgreich zu stellen gewohnt sind, wenigstens nicht ganz erlöschen lassen“. (13. Oktober 1874.) Dieses Herdfeuer will er sich nun endlich entzünden: nach Vollendung seines Buches über den griechischen Roman, Anfang Juli 1876, teilt er Nietzsche unerwartet seine Verlobung mit. Der unten folgende Brief ist die Antwort auf diese Anzeige. Es geht aus ihm hervor, daß Nietzsche die Trennung voraussah: die Seele, der der Freund ganz vertraute, konnte er nun nicht mehr sein. Er mag Bitteres empfunden haben, als er in einem späteren Brief die gutgemeinten Zeilen las: „Eines denke immer, lieber Freund, daß in meinem zukünftigen Hause Dir Herz und Herd allezeit zur Verfügung stehen, nicht wie ein Geschenk, sondern wie Dein eigener und rechtmäßiger Besitz.“ (An Nietzsche, 20. Mai 1877.) Nietzsche wußte, daß der Freund nun unaufhaltsam seinen Frieden mit der Zunft und der ganzen bürgerlichen Welt machen werde.

An Erwin R<sup>4</sup>öde

Basel, 18. Juli 1876

Sei es zum Guten, lieber getreuer Freund, was Du mir da meldest, zum wahrhaft Guten: das wünsche ich Dir aus ganzem vollen Herzen. So willst Du denn im Jahre des Heils 1876 Dein Nest bauen, wie unser Overbeck; und ich meine, Ihr werdet mir dadurch, daß Ihr glücklicher werdet, nicht abhanden kommen. Ja, ich werde ruhiger an Dich denken können: wenn ich Dir auch in diesem Schritte nicht folgen sollte. Denn Du hattest die ganz vertrauende Seele so nötig und hast sie und damit Dich selbst auf einer höheren Stufe gefunden. Mir geht es anders, der Himmel weiß es oder weiß es nicht. Mir scheint das alles nicht so nötig – seltne Tage ausgenommen. – Vielleicht habe ich da eine böse Lücke in

mir. Mein Verlangen und meine Not ist anders: ich weiß kaum es zu sagen und zu erklären.

Diese Nacht fiel's mir ein, einen Vers daraus zu machen; ich bin kein Dichter, aber Du wirst mich schon verstehen.

Es geht ein Wanderer durch die Nacht  
mit gutem Schritt;  
und krummes Tal und lange Höh'n –  
er nimmt sie mit.

Die Nacht ist schön –  
er schreitet zu und steht nicht still,  
weiß nicht, wohin sein Weg noch will.

Da singt ein Vogel durch die Nacht. –  
– „Ach Vogel, was hast Du gemacht?  
Was hemmst Du meinen Sinn und Fuß  
und gießest süßen Herz-verdruß  
auf mich, daß ich nun stehen muß  
und lauschen muß  
zu deuten Deinen Ton und Gruß?“

Der gute Vogel schweigt und spricht:  
„Nein, Wanderer, nein! Dich grüß ich nicht  
mit dem Getön!

Ich singe, weil die Nacht so schön:  
Doch du sollst immer weiter gehn  
und nimmermehr mein Lied verstehn!  
Geh nur von dann' –  
Und klingt dein Schritt von fern nur an,  
heb' ich mein Nachtlied wieder an,  
so gut ich kann.

Leb wohl, du armer Wandersmann!“

So geredet zu mir, nachts nach der Ankunft Deines  
Briefes. F. N.

Nebst den allerherzlichsten Glückwünschen mei-  
ner Schwester.

Nach langem Stocken war die längst begonnene Betrachtung über Richard Wagner von Nietzsche im Juni vollendet worden. Seit dem August 1874 hatte er Wagner nicht wieder gesehen. Es war für ihn nicht leicht, zu einem persönlichen Ton zurückzufinden. Wie die Aufzeichnungen vom Januar 1874 zeigen, hatte er sich innerlich schon so weit von Bayreuth entfernt, daß er nicht mehr zu beurteilen vermochte, wie seine Schrift dort wirken konnte. So erklären sich folgende (nicht abgesandte) Entwürfe zu Begleitbriefen der vierten Unzeitgemäßen Betrachtung.

„Es ist, als ob ich wieder einmal mich selber aufs Spiel gesetzt hätte. Ich bitte Sie auf das herzlichste: lassen Sie geschehen sein, was geschehen ist, und gewähren Sie einem, der sich nicht geschont hat, Ihr Mitleid und Ihr Schweigen. Lesen Sie diese Schrift, als ob sie nicht von Ihnen handelte und als ob sie nicht von mir wäre. Eigentlich ist über meine Schrift unter Lebenden nicht gut zu reden, es ist etwas für die Unterwelt.“

„Wenn ich auf ein im ganzen gequältes Jahr zurücksehe, so kommt es mir so vor, als ob ich wirklich alle guten Stunden desselben auf das Ausdenken und Ausarbeiten dieser Schrift gewendet hätte: heute ist es mein Stolz, auch diesem Zeitraum noch eine Frucht abgewonnen zu haben. Vielleicht wäre das trotz allem guten Willen nicht möglich gewesen, wenn ich nicht seit meinem vierzehnten Lebensjahre die Dinge mit mir herumgetragen hätte, von denen ich diesmal zu reden gewagt habe.“

Die wahrscheinlich abgesandten Briefe hatten folgenden Wortlaut:

An Richard Wagner

[Entwurf] Juli 1876

Hier, geliebtester Meister, ist eine Art von Bayreuther Festpredigt! Ich habe den Mund nicht halten können und mehreres heraussagen müssen. Denen,

welche sich jetzt freuen, werde ich die Freude gewiß vermehrt haben – das ist heute mein Stolz und mein Vertrauen. Wie Sie selber diese Bekenntnisse aufnehmen werden, kann ich diesmal gar nicht erraten.

Meine Schriftstellerei bringt für mich die unangenehme Folge mit sich, daß jedesmal, wenn ich eine Schrift veröffentlicht habe, irgend etwas in meinen persönlichen Verhältnissen in Frage gestellt wird, und erst wieder, mit einem Aufwand von Humor, eingerechnet werden muß. Inwiefern ich dies heute ganz besonders empfinde, mag ich gar nicht deutlicher aussprechen. Überlege ich, was ich diesmal gewagt habe, so wird mir hinterdrein schwindlich und befangen zumute, und es will mir wie dem Reiter auf dem Bodensee ergehen.

Aber Sie haben mir einmal, in Ihrem allerersten Briefe an mich, etwas vom Glauben an die deutsche Freiheit gesagt: an diesen Glauben wende ich mich heute: wie ich auch nur aus ihm den Mut finden konnte, das zu tun, was ich getan habe.

Mit ganzem vollen Herzen

Ihnen zugehörig

Fr. N.

An Cosima Wagner

[Entwurf] Juli 1876

Sie wissen es sicherlich, mit welcher Gesinnung alle Bayreuther Freunde jetzt an Sie denken: wer von uns muß nicht wünschen, Ihnen in diesem Sommer auf irgendwelche Weise seine allergrößte Dankbarkeit zu erkennen zu geben? Nehmen Sie deshalb gütig den Versuch auf, den ich heute wage, Ihnen eine kleine Freude zu machen, dadurch daß ich Ihnen und dem Meister die zwei Festexemplare meiner neue-

sten Schrift übersende. (Zum Lesen derselben werden Sie, die unendlich Sorgende und Beschäftigte, aber wohl erst nach dieser Sommerzeit und Lust haben.) Sie werden aus ihr erfahren, daß ich es nicht aushielt, mich so einsam aus der Ferne her, auf das Große, Ungeheure dieses Sommers vorzubereiten, daß ich meine Freude mitteilen mußte. Wenn ich nur hoffen dürfte, hier und da einen Klang Ihrer Freude erraten und mit ausgedrückt zu haben! Ich wüßte nichts Schöneres mir zu wünschen.

Wagners Antwort lautete: „Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! – Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? – Kommen Sie nun bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke! Ihr R. W.“ Cosima Wagner telegraphierte: „Ich verdanke Ihnen jetzt, teurer Freund, die einzige Erquickung und Erhebung, nächst den gewaltigen Kunsteindrücken, möge dies als Dank Ihnen genügen. Cosima.“

Bei den ersten Bayreuther Festspielen im Sommer 1876 trat zum ersten Male das Bismarcksche Deutschland auf dem Gebiete der Kultur in Erscheinung. Der Kaiser des neuen Reiches war anwesend, man glaubte einem Ereignis beizuwohnen, das Beginn einer wundervollen nationalen Zukunft sei. In Wahrheit handelte es sich um die Spiegelung einer Gegenwart, die den Keim des Verfalls in sich trug. Die Wirklichkeit war ein Staat, der langsam von der „Wirtschaft“ ausgehöhlt wurde, ein gesellschaftlicher Zustand, der jeden männlichen Willen zur Führung und Herrschaft erstickte. Bürgerliche Sekurität war das Lösungswort, und eine sich wissenschaftlich nennende Bildung gab dieser Sekurität den Segen. Dumpfes Mißbehagen lag über den Besten. Rohdes Verhältnis zum Bayreuther Kunstwerk war durchaus typisch: bei abgeblendeten Lichtern suchte man Erlösung vom „Alltag“, Vergessen der Existenz. Der gelähmte Wille flüchtete sich in den künstlerischen Rausch und in eine Philosophie erhabener Weltflucht. Welterlösende

„Liebe“ gegen die „Macht“ — das war die Philosophie des Rings der Nibelungen. Daß Nietzsche die Lüge dieses Zustandes und dieser Kunst empfand, daß er seiner Empfindung sogleich existenziell Ausdruck gab, macht ihn zum exemplarischen Menschen der Epoche, ja zu einer politischen Gestalt.

Inmitten des Bayreuther Unternehmens stand Wagner: nicht mehr jung, aber noch immer gewaltig drängend, beraten von der klügsten und willenskräftigsten Frau Europas. Sein Wesen war alles andere als heroisch; die Welt des Mannes, die Bezirke der Freundschaft und des Staates waren ihm verschlossen. Was ihn zu seinem imponierenden Lebenskampfe angetrieben hatte, war das unermessliche Glücksverlangen einer sinnlichen Natur. Seine sinnliche Energie war forttreibend, bezaubernd, schlechthin unterjochend. Niemals hat ein Künstler einen höheren Triumph gefeiert als Wagner in Bayreuth. Das Bild und Beispiel der Macht, das dieser Mann bot, hatten Nietzsche fasziniert. Aber der Tag mußte kommen, wo er, der unbedingt Wahrhaftige, das Trügerische, Unheldische, Entnervende jenes Wagnerischen Orchesterklangs durchschaute, den Overbeck zu seiner Freude einmal mit „flüssigem Golde“ verglichen hatte. Der Tag mußte kommen, wo er sich abwandte von einer Kunst, die den Willen zur Tat lähmte, indem sie die Nerven reizte, die das Gegenteil dessen war, was Nietzsche in seiner „Bayreuther Festpredigt“ verheißen hatte. Denn sie war nicht „die Morgenweihe am Tage des Kampfes“ für eine kühne, aufbrechende Jugend, sondern die Abendunterhaltung für eine erhebungsbedürftige Bourgeoisie.

Den äußeren Verlauf des Ereignisses von 1876 geben die nachfolgenden Briefe an die Schwester zu erkennen. Nietzsche flüchtet von Bayreuth nach Klingenbrunn (im Böhmerwald). Hier schreibt er die ersten Notizen nieder, die später in „Menschliches, Allzumenschliches“ übergingen. („Die Pflugschar“). Nach zehn Tagen kehrt er zum Beginn des ersten Zyklus der Aufführungen zurück: er ist wohl mit Bayreuth fertig, aber noch lange nicht mit Richard Wagner.

An die Schwester

Bayreuth, 1. August 1876

Liebe gute Schwester,

fast habe ich's bereut! Denn bis jetzt war's jämmerlich. Von Sonntag mittag bis Montag nacht Kopfschmerzen, heute Abspannung, ich kann die Feder gar nicht führen.

Montag war ich in der Probe, es gefiel mir gar nicht und ich mußte hinaus. Mit Gießels ist alles geordnet. Ich bin eingezogen, verlebe aber den Tag bei Frl. von Meysenbug, die einen schönen kühlen Garten hat. Da esse ich auch zu Mittag, bis Du kommst und unsre Haushaltung einrichtest. Die Tochter der Katharine ist bereit.

Hier ist es unsinnig schwül. Eben ein Gewitter. —

Nie war ich auf einer Reise schöner besorgt als diesmal, meine gute Schwester, die Lebensmittel musterhaft. Nachts in Heidelberg, es ging nicht weiter.

Herzliche Grüße von Olga und Frl. von Meysenbug. Alle erwarten Dich sehr.

Tumme Dich, tumme Dich, gutes Lama!

Dein F.

An die Schwester

Bayreuth, 5. August 1876

Meine liebe Schwester,

es geht nicht mit mir, das sehe ich ein! Fortwährender Kopfschmerz, obwohl noch nicht von der schlimmsten Art, und Mattigkeit. Gestern habe ich die Walküre nur in einem dunkeln Raum mit anhören können; alles Sehen unmöglich! Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig wenn ich bleibe. Mir graut vor jedem dieser langen Kunstabende; und doch bleibe ich nicht weg.

In dieser Not schlage ich Dir vor: besprich Dich mit guten Freunden zum zweiten Aufführungszyklus. In der Gießelschen Wohnung könnt Ihr zusammen wohnen; sie ist so, wie wir sie haben, die billigste Wohnung in Bayreuth; Du solltest die sonstigen Preise hören.

Du mußt diesmal auch für mich mithören und -sehen! Ich habe es ganz satt.

Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht dasein. Sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist.

Vielleicht schreibst Du auch ein paar Worte an X. und bietest ihm für die erste Vorstellung meinen Platz an. Oder jemandem anders, wem Du willst.

Verzeih mir alle Mühe, die Du wieder mit mir hast. Ich will fort ins Fichtelgebirge oder sonst wohin.

Dein Fritz.

Telegraphiere nur über Deine Ankunft an Frl. v. Meysenbug.

Natürlich hast Du Eintritt zur Generalprobe, das ist abgemacht.

Klingenbrunn, 6. August 1876  
Gasthaus zum Ludwigstein

Liebste Schwester, hoffentlich bist Du in Bayreuth und findest dort gute Menschen, die für Dich sorgen, nachdem ich von dort verschwunden bin.

Ich weiß ganz genau, daß ich es dort nicht aushalten kann, ja eigentlich hätten wir es vorher wissen sollen! Denke nur, wie vorsichtig ich bisher leben mußte, die letzten Jahre. Ich fühle mich von dem kurzen Aufenthalte dort so ermüdet und erschöpft, ich komme gar nicht wieder recht zu mir. Einen schlimmen Tag hier gehabt, zu Bette gelegen; aber immer-

fort Schmerzen im Kopf, wie in gewissen Baseler Zeiten. Der Ort ist sehr gut, tiefe Waldung und Höhenluft, wie im Jura. Hier will ich bleiben, 10 Tage vielleicht, aber nicht wieder über Bayreuth zurückkehren; denn dazu wird es an Geld fehlen.

Ich ängstige mich darum, was Du nun mit der Wohnung anfängst: aber vielleicht ist der Plan mit den guten Freunden gelungen. Diese mögen dann die Wohnung zahlen; und sie sollen dann die Patronatsscheine ganz umsonst haben. Tue dies alles, so wie es Dir gut scheint. Krug hat einen Schein für 100 Taler gekauft, das erzählte mir Heckel aus Mannheim.

Also sehen wir uns in diesem Jahre vielleicht nicht wieder! Wie doch die Dinge laufen! Ich muß alle Fassung zusammennehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen. Auch meine Freunde werde ich nicht sehen; es ist alles jetzt für mich Gift und Schaden.

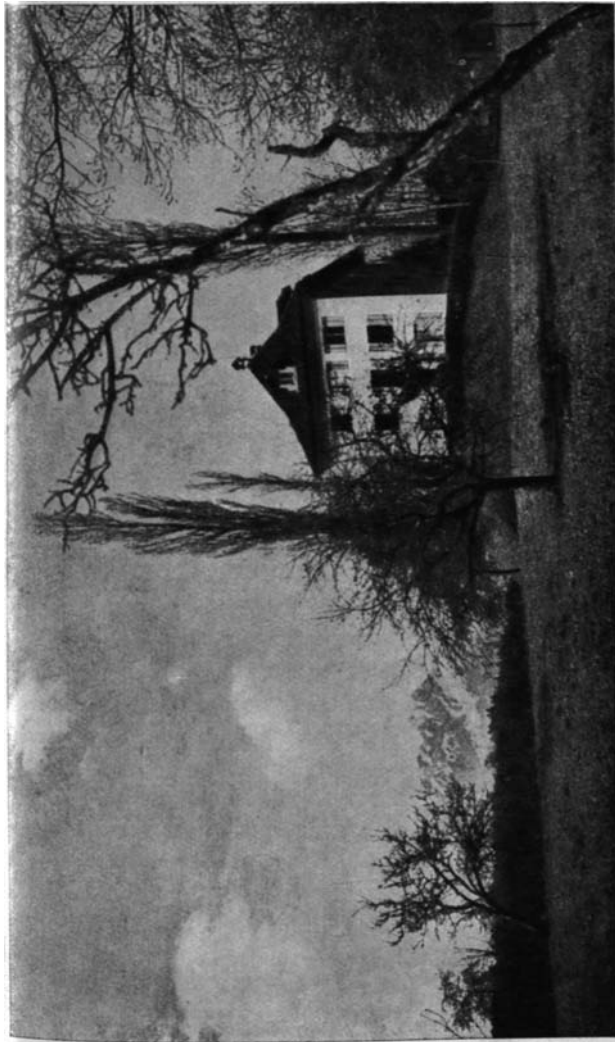
Ich bitte Dich ernstlich, Basel und Arlesheim nicht so leicht in Gedanken aufzugeben. Mir erscheint es als das einzig mögliche.

Ich freue mich, Dich bei Frl. v. Meysenbug und ihrer Familie zu wissen. Es sind zu gute Menschen; danke ihnen in meinem Namen auf das herzlichste. — Ich denke Deiner mit Liebe als Dein Bruder.

Unter den Bayreuther Festgästen befand sich eine junge schöne Frau, in deren Gesellschaft Nietzsche öfter gesehen wurde. Es war Frau Louise Ott, die er inmitten des Zusammenbruchs mit den zartesten Gedanken umgab.

Über Nietzsches Verhältnis zu den Frauen mögen einige zutreffende Feststellungen hier angeführt werden.

„...eine tiefe leibhaft-erotische Leidenschaft scheint er nicht erlebt zu haben, aber nur der Grad, nicht die Art seiner Liebe ist auffällig. Er hat eine Neigung zu durchaus



**Landhaus Tribschen bei Luzern: Wagners Wohnsitz vor der Übersiedlung nach Bayreuth**  
Sammlung Richard Linnemann, Leipzig



weiblichen Frauen, die sich in einigen Fällen zu einer sanften Verliebtheit gesteigert hat.“ (K. Hildebrandt.)

„Er wirkte auf junge Frauen ohne Zweifel blendend und außerordentlich; man hing an seinen Lippen, wenn er sprach, und ließ sich von ihm zu ästhetischer Bewunderung hinreißen. Es fehlt aber an Anzeichen dafür, daß jemals eine Frau auf dem Wege war, sich in ihn rechtschaffen zu verlieben. Jedenfalls die Feinen unter ihnen mußten es instinktiv herausspüren, daß sie es da mit einem Menschen zu tun hatten, der immerwährend in einer Atmosphäre von Geist lebte. Es ging kein sinnliches Fluidum von Nietzsches körperlicher Erscheinung aus. . .“ (C. A. Bernoulli.)

„Diese Freiheit von dem den meisten gefährlichen Zauber verlieh ihm eine gewisse Unbefangenheit dem weiblichen Geschlechte gegenüber und befähigte ihn frühzeitig zu einem kalten und richtigen Urteile über die Weiber.“ (P. J. Möbius.)

An Frau Louise Ott

Basel, 30. August 1876

Meine liebe Frau Ott!

Es wurde dunkel um mich, als Sie Bayreuth verließen, es war mir, als ob jemand das Licht mir weggenommen hätte. Ich mußte mich erst wiederfinden, aber das habe ich getan und Sie können ohne Besorgnis diesen Brief in Ihre Hand nehmen.

Wir wollen an der Reinheit des Geistes festhalten, der uns zusammenführte, wir wollen in allem Guten uns gegenseitig treu bleiben.

Ich denke mit einer solchen brüderlichen Herzlichkeit an Sie, daß ich Ihren Gemahl lieben könnte, weil er Ihr Gemahl ist; und werden Sie es glauben, daß Ihr kleiner Marcel mir zehnmal des Tages in den Sinn gekommen ist.

Wollen Sie meine ersten drei unzeitgemäßen Betrachtungen von mir haben? Sie sollen doch wissen, woran ich glaube, wofür ich lebe.

Bleiben Sie mir gut und helfen Sie mir in dem, was meine Aufgabe ist.

In reiner Gesinnung der Ihrige,  
Friedrich Nietzsche.

An Frau Louise Ott

Basel, 22. September 1876

Liebe gute Freundin!

Erst konnte ich nicht schreiben, denn man machte mit mir eine Augenkur – und jetzt soll ich nicht schreiben, auf lange Zeit hinaus! Trotzdem – ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zu viel gelesen, aber diese neue Freundschaft ist wie neuer Wein: sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht.

Für mich jedenfalls.

Aber auch für Sie, wenn ich denke, an was für einen Freigeist Sie da geraten sind! An einen Menschen, der nichts mehr wünscht als täglich irgendeinen beruhigenden Glauben zu verlieren, der in dieser täglich größeren Befreiung des Geistes sein Glück sucht und findet. Vielleicht daß ich sogar noch mehr Freigeist sein will, als ich es sein kann!

Was sollen wir nun machen? – Eine „Entführung aus dem Serail“ des Glaubens, ohne Mozartische Musik?

Kennen Sie die Lebensgeschichte Fräuleins von Meysenbug, unter dem Titel „Memorien einer Idealistin“?

Was macht der arme kleine Marcel mit seinen Zähnen? Wir müssen alle leiden, bevor wir ordentlich beißen lernen, physisch und moralisch. – Beißen, um uns zu nähren, versteht sich, nicht beißen, um zu beißen!

Gibt es nicht von einem gewissen schönen blonden Weibchen ein gutes Bild?

Ich reise Sonntag über acht Tage fort nach Italien, auf lange Zeit. Von dort bekommen Sie Nachricht. Ein Brief an meine Adresse in Basel (Schützengraben 45) erreicht mich jedenfalls.

Von ganzem Herzen brüderlich der Ihre

Friedr. Nietzsche.

An Richard Wagner

Basel, den 27. September 1876

Hochverehrter Freund!

Sie haben mir durch den kleinen Auftrag, welchen Sie mir erteilten, Freude gemacht: es erinnerte mich an die Tribschener Zeiten. Ich habe jetzt Zeit, an Vergangenes, Fernes wie Nahes, zu denken, denn ich sitze viel im dunkelen Zimmer, einer Atropinkur der Augen wegen, welche man nach meiner Heimkehr für nötig fand. Der Herbst, nach diesem Sommer ist für mich, und wohl nicht für mich allein, mehr Herbst als ein früherer. Hinter dem großen Ereignisse liegt ein Streifen schwärzester Melancholie, aus dem man sich gewiß nicht schnell genug nach Italien oder ins Schaffen oder in beides retten kann. Wenn ich Sie mir in Italien denke, so vergegenwärtige ich mir, daß Ihnen dort die Inspiration zum Anfange der Rheingold-Musik kam. Möge es für Sie immer das Land der Anfänge bleiben! Sodann werden Sie die Deutschen eine Zeitlang los, und es scheint dies hie und da nötig zu sein, um etwas Ordentliches für sie tun zu können.

Sie wissen vielleicht, daß ich auch im nächsten Monat nach Italien gehe, aber nicht, wie ich meine, als in ein Land der Anfänge, sondern des Endes meiner Leiden. Diese sind wieder auf einem Höhepunkte; es ist wirklich die höchste Zeit: meine Behörden wissen, was sie tun, wenn sie mir ein ganzes Jahr Ur-

laub geben, obgleich dieses Opfer für ein so kleines Gemeinwesen unverhältnismäßig groß ist; sie würden mich nämlich auf eine oder die andere Weise verlieren, wenn sie mir nicht diesen Ausweg eröffneten; ich habe in den letzten Jahren, dank der Langmütigkeit meines Temperamentes, Schmerzen über Schmerzen eingeschluckt, wie als ob ich dazu und zu nichts Weiterem geboren wäre. Der Philosophie, welche dies etwa lehrt, habe ich praktisch meinen Tribut in reichem Maße gezahlt. Diese Neuralgie geht so gründlich, so wissenschaftlich zu Werke, sie sondiert förmlich, bis zu welcher Grenze ich den Schmerz aushalten kann, und nimmt sich zu dieser Untersuchung jedesmal dreißig Stunden Zeit. Alle vier bis acht Tage muß ich auf eine Wiederholung dieses Studiums rechnen: Sie sehen, es ist die Krankheit eines Gelehrten; – aber nun habe ich es satt, und ich will gesund leben oder nicht mehr leben. Völlige Ruhe, milde Luft, Spaziergänge, dunkle Zimmer – das erwarte ich von Italien; mir graut davor, dort etwas sehen oder hören zu müssen. Glauben Sie nicht, daß ich morose bin; nicht die Krankheiten, nur die Menschen vermögen mich zu verstimmen, und ich habe immer die hilfbarsten, rücksichtsvollsten Freunde um mich. Zuerst nach meiner Rückkehr den Moralisten Dr. Rée, jetzt den Musiker Köselitz, denselben, der diesen Brief schreibt; auch Frau Baumgartner will ich unter den guten Freunden nennen; vielleicht freut es Sie zu hören, daß die französische Übersetzung meiner letzten Schrift (R. W. i. B.) von der Hand dieser Frau im nächsten Monat gedruckt wird.

Käme der ‚Geist‘ über mich, so würde ich Ihnen einen Reisesegen dichten; aber dieser Storch hat sein Nest neuerdings nicht auf mir gebaut: was ihm zu verzeihen ist. So nehmen Sie denn mit den herzlich-

sten Wünschen fürlieb, die Ihnen als gute Begleiter folgen mögen: Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin, meiner ‚edelsten Freundin‘, um dem Juden Bernays einen seiner unerlaubtesten Germanismen zu entwenden.

Treulich, wie immer  
der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

Am 1. Oktober nimmt Nietzsche Urlaub für ein Jahr. Er fährt nach Sorrent und verbringt den Winter unter der mütterlichen Obhut Malwida von Meysenbugs in Gesellschaft Dr. Paul Rées und eines jungen Studenten (Albert Brenner), der bald darnach an der Schwindsucht starb. Auf der Reise lernt ihn die Freiin Isabelle von der Pahlen (spätere Freifrau von Ungern-Sternberg) kennen.

„In Genf war es, an einem milden Oktoberabend, im Jahre des Heils 1876, das mir den langgehegten Wunsch eines Aufenthaltes in Italien erfüllen sollte: da bestieg ich, unter dem Schutze einer mütterlichen Freundin, frohen Sinnes einen Abteil erster Klasse, der uns erquickliche Nachtruhe verhieß. Denn er war leer, bis auf eine männliche Gestalt, die regungslos in einer Ecke lehnte. Dank ihrem zweckdienlichen Daunenkissen, war meine Begleiterin bald in einen friedlichen Schlummer versunken, indes mir es mit den Vorbereitungen zum Schlafe nicht recht gelingen wollte. Hatte mich doch meines Vaters liebevolle Fürsorge mit einem Luftkissen versehen, das aufzublasen ich mich vergebens bemühte. Ganz in diese verlorene Liebesmühe vertieft, gewahre ich einen Finger der, — dem Forschungsdrang seines Eigners Genüge zu tun, — sich dem widerspenstigen Gummijungetüm nähert.

Des Kampfes mit dem Objekt müde, stehe ich ab von meinem Beginnen mit den lachenden Worten: ‚Bitte, sehen Sie zu und helfen Sie mir, falls Sie mehr Puste haben als ich.‘ Der Große Unbekannte ergreift darauf die schlappe Hülle und bemüht sich sonder Erfolg ihr seinen Geist einzublasen.

So lassen wir es denn gut sein, verzichten beide auf den Schlaf und verbringen die Nacht in lebhaftestem Gespräch: eine Orgie des Gedankens fürwahr, die mir – als eigenartigstes Erlebnis meines Lebens häufig aufs neue vergegenwärtigt, – in frischester, leuchtender Erinnerung geblieben ist.“

„...Seine Rede verbreitete sich nunmehr, vom sozialen Gebiet ausgehend, über religiöse und philosophische Dinge, denen meine Wenigkeit immerhin einiges Verständnis entgegengebracht haben muß. Denn ich entsinne mich, daß er ziemlich unvermittelt an mich die Frage richtete: ‚Nicht wahr, mein Fräulein, Sie sind auch ein Freigeist?‘

Ich verwarhte mich gegen diese Bezeichnung, da sie, als Übersetzung des im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts geprägten ‚Esprit fort‘ der Enzyklopädisten, eine stark polemische Färbung habe und fügte hinzu: ‚Mein Wunsch geht danach ein ‚freier Geist‘ zu sein, was sich allenfalls mit dem ‚libre penseur‘ der Franzosen decken mag.‘

Hier trug er, wie schon häufig im Verlaufe unserer Unterhaltung, eine Anmerkung in sein Taschenbuch ein. Ich ward später noch, 1880 daran erinnert, da auf dem Titelblatte von ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ der Zusatz ‚Ein Buch für freie Geister‘ mich lebhaft an jene Stunde gemahnte.“

An Mutter und Schwester

Sorrent, 28. Oktober 1876

Da sind wir, in Sorrent! Die ganze Reise von Bex bis hierher nahm 8 Tage in Anspruch; in Genua lag ich krank, von dort brauchten wir 3 Tage Meerfahrt ungefähr und siehe, wir entgingen der Seekrankheit, ich ziehe diese Art zu reisen der mir ganz schrecklichen Eisenbahnfahrerei auch vor. Wir fanden Fräulein v. M. in einem Hotel in Neapel und reisten gestern zusammen in die neue Heimat Villa Rubinacci, Sorrente près de Naples. Ich habe ein ganz großes hohes Zimmer, vor ihm eine Terrasse. Ich komme vom er-

sten Meerbad zurück, das Wasser war wärmer, nach Rée, als die Nordsee im Juli. Gestern Abend waren wir bei Wagners, welche 5 Minuten von uns, im Hotel Victoria wohnen und noch den Monat November bleiben.

Sorrent und Neapel sind schön, man übertreibt nicht. Die Luft ist hier eine Mischung von Berg- und Seeluft. Für die Augen ist es sehr wohltätig; vor meiner Terrasse habe ich unter mir zunächst einen großen grünen Baumgarten (der auch im Winter grün bleibt), dahinter das sehr dunkle Meer, dahinter den Vesuv.

Hoffen wir.

In aller Liebe und Treue

Euer F.

Der Eindruck des Südens auf Nietzsche war erschütternd. Seine erste Niederschrift lautet:

„Ich habe nicht Kräfte genug für den Norden: dort herrschen schwerfällige und künstliche Seelen, die so beständig und notwendig an Maßregeln der Vorsicht arbeiten, als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! Das fiel über mich her, als ich zum ersten Male den Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem samtnen Grau und Rot des Himmels. Du hättest sterben können, ohne dies zu sehen – Schauder, Mitleid mit mir, daß ich mein Leben damit anfang, alt zu sein, und Tränen und das Gefühl, noch gerettet zu sein, im letzten Augenblick. Ich habe Geist genug für den Süden.“

Gast schreibt:<sup>1</sup> „Ich entsinne mich eines etwa zwei Quartseiten füllenden hymnischen Stückes, in welchem Nietz-

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Der einsame Nietzsche, 1913, Kröner, S. 21.

sche das Allegretto der Beethovenschen A-Dur-Symphonie auf eine bedeutende Weise in Beziehung zu sich gebracht hatte: — jeden Morgen nämlich ging er, oberhalb Sorrent, an Zypressen und wilden Rosen hin, seinen Gedanken nach: die Schattenseligkeit dieser Gedankengänge nun war es, die für ihn in jenem geheimnisvollen Allegretto ausklang, und der er auf eine visionäre Art in Worten Ausdruck gegeben hatte... Seitdem ich, im Herbst 77, dies Stück kennenlernte — leider aus zu flüchtiger Lektüre —, sehe ich Nietzsche, sobald ich mir ihn nach Sorrent denke, immer im Lichte dieses Stückes: — wie er, vom Geiste getrieben, am Gebirge hinstreift gleich Beethoven selber: wie er mit kälterem, aber schärferem Blick als früher in die Welt schaut und trunken dieses neuen Anblicks, zu ihr eine Komplementärwelt neuer Erkenntnisse und Ausblicke hinzuschafft.“

In der Villa Rubinacci führt man ein stilles Leben. Um  $1\frac{1}{2}$  Uhr früh treibt Nietzsche zum Aufstehen; weite Spaziergänge werden unternommen. Des Abends wird vorgelesen: Jacob Burckhardts Kolleg über Geschichte, Thukydides, Platon, die Geschichte der Päpste von Ranke, das Neue Testament. Später hat Nietzsche an Malwida geschrieben, daß ihm Rée und Brenner in der Sorrentiner Einsamkeit zu viel waren. Er litt wohl auch etwas unter dem allzu versöhnlichen, allzu „idealistischen“ Wesen Malwidas, die in ihm einen „schönheitsdurstigen Griechen“ sah. Als er Sorrent verläßt, schreibt sie an den früher abgereisten Dr. Rée: „Nietzsche geht wirklich morgen. Sie wissen, wenn er einmal so etwas vor hat, dann tut er es, mag auch der Himmel mit allen Warnungszeichen dagegen sprechen. Darin ist er nicht mehr griechisch, daß er auf die Stimme der Orakel nicht mehr hört. Ebenso wie er seine Landpartien macht, auch wenn es das schlechteste Wetter ist, so geht er jetzt, trotzdem er todmatt ist, und ein wütender Wind weht, der das Meer aufwühlt und ihn jedenfalls seekrank macht, da er durchaus von Neapel nach Genua zu Schiff gehen will.“

Dr. Rée hatte Nietzsche im Sommer 1874 in Basel durch Romundt kennengelernt. Anfänglich gehörte er zu den „Er-

gebenen“. Durch die Isolierung, in der sich Nietzsche seit dem Erlebnis von Bayreuth befand, rückte Rée zum Freunde auf. Sein metaphysisch unbeeinflußter kalter Intellekt tat Nietzsche jetzt wohl. Die Schwester sagt treffend: „Er konnte mit ihm eine Sprache sprechen, die seine alten Freunde nicht verstanden.“

In Sorrent haben Wagner und Nietzsche sich zum letzten Male gesehen. Anscheinend auf Grund noch nicht gedruckter Notizen Nietzsches berichtet die Schwester folgendes:<sup>1</sup>

„Am letzten Abend ihres Zusammenseins machten Wagner und mein Bruder einen wundervollen einsamen Spaziergang die Küste entlang und zur Höhe hinauf, wo der Blick sich weit über Meer, Insel und Buchten ausbreiten und das herrlichste Bild in sich aufnehmen kann. Es war ein schöner Herbsttag, mild, mit einer gewissen Melancholie der Beleuchtung, die den Winter vorahnen läßt. „Abschiedsstimmung“ sagte Wagner. Da begann er plötzlich und zum ersten Male ausführlich von dem Parsifal zu reden und zwar ganz merkwürdig, nicht als von einem künstlerischen Plan, sondern von einem christlich-religiösen Erlebnis. Vielleicht fühlte Wagner, daß ein „Bühnenweihspiel“, erdacht und komponiert von einem so schroffen Atheisten, wie er sich meinem Bruder in Tribsehen immer gezeigt hatte (und wie ihn sicher alle seine Freunde in den kecksten Aussprüchen bis zum Anfang der siebziger Jahre gekannt haben) kaum als ein christlich-religiöser Akt empfunden werden könnte, wie er doch sollte. So fing er auf einmal an, meinem Bruder christliche Empfindungen und Erfahrungen wie Reue, und allerlei Hinneigungen zu christlichen Dogmen zu gestehen. Er erzählte ihm z. B. von dem Genuß, den er der Feier des heiligen Abendmahls verdankte. Mein Bruder hatte eine große Vorliebe für aufrichtige, redliche Christen, wie sie ihm z. B. in Basel begegnet sind, aber er hielt es für unmöglich, daß jemand, der sich so wie Wagner bis zu den äußersten Konsequenzen als Atheist

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, 1913, Gg. Müller, S. 263 ff.

ausgesprochen hatte, jemals wieder zu einem frommen, naiven Glauben zurückkehren könnte. Er konnte deshalb Wagners plötzliche Wandlung nur als einen Versuch ansehen, sich mit den fromm gewordenen herrschenden Mächten in Deutschland zu arrangieren zu dem einzigen Zweck: um Erfolg zu haben. Diese Vermutung war von seiten meines Bruders nicht aus der Luft gegriffen, sondern knüpfte direkt an eine Äußerung Wagners an. Als nämlich doch einmal von dem unzureichenden Besuch der Bayreuther Festspiele die Rede war, bemerkte Wagner ärgerlich: „Die Deutschen wollen jetzt nichts von heidnischen Göttern und Helden hören, die wollen 'was Christliches sehen'.“

Das Gespräch fand seine Fortsetzung und sein Ende in der letzten Buchwidmung Wagners an Nietzsche. Während dieser aus seinen Papieren „Menschliches, Allzumenschliches“ zusammenstellte, traf ein Exemplar der Parsifaldichtung bei ihm ein, in das Wagner die Worte geschrieben hatte: „Herzlichen Gruß und Wunsch seinem teuren Freunde Friedrich Nietzsche. — Richard Wagner (Oberkirchenrat: zur freundlichen Mitteilung an Professor Overbeck).“

1877

An Paul Deussen

Rosenlaubad, Anfang August 1877

Lieber Freund, wie spät bekommst Du den Dank für das Geschenk Deines Buches! Aber meine Reisen und indirekt also das, was diese Unbeständigkeit des Aufenthaltes nötig machte, meine Gesundheit — denn ich bin seit Oktober vorigen Jahres nicht mehr in Basel, sondern überall (namentlich in Süditalien und Hochalpen) gewesen: diese angegebenen Umstände ließen Dein Werk erst spät in meine Hände gelangen. Im Herbst will ich das Experiment machen, meine Baseler Stellung wieder wie früher einzunehmen; viel Vertrauen hab ich nicht. Viel Schmerzen (infolge einer chronisch gewordenen Kopfnuralgie) waren in-

zwischen mein Los, ihr Ertragen meine Haupttätigkeit.

Du hast Deine Jahre sehr gut angewendet: strenger Wille des Lernens, erworbene Deutlichkeit und entschiedene Befähigung zur Mitteilung – welche vielleicht im mündlichen Vortrag noch auf einer höhern Stufe stehen mag –: davon redet jede Seite Deines Buches. Allen denen, welchen es nütze ist Schopenhauer kennenzulernen, namentlich aber denen, welche sich selber über ihre Kenntnis desselben kontrollieren wollen, hast Du einen ausgezeichneten Leitfaden in die Hand gegeben; jeder Leser findet außerdem von Dir so manches darin, für das er dankbar sein muß (namentlich aus dem schwer zugänglichen Gebiete der indischen Studien).

Ich, ganz persönlich, beklage eins sehr: daß ich nicht eine Reihe Jahre früher ein solches Buch, wie das Deine, empfangen habe! Um wieviel dankbarer wäre ich Dir da gewesen! So aber, wie nun die menschlichen Gedanken ihren Gang gehen, dient mir seltsamerweise Dein Buch als eine glückliche Ansammlung alles dessen, was ich nicht mehr für wahr halte. Das ist traurig! Und ich will nicht mehr davon sagen, um Dir nicht mit der Differenz unserer Urteile Schmerz zu machen. Schon als ich meine kleine Schrift über Schopenhauer schrieb, hielt ich von allen dogmatischen Punkten fast nichts mehr fest; glaube aber jetzt noch wie damals, daß es einstweilen höchst wesentlich ist, durch Schopenhauer hindurchzugehen und ihn als Erzieher zu benutzen. Nur glaube ich nicht mehr, daß er zur Schopenhauerschen Philosophie erziehen soll. –

Lebe wohl, lieber Freund, und verzeih, meinen Augen, welche mehr zu schreiben verbieten.

Dein F.

Sende ein Exemplar an Dr. Romundt, Gymnasiallehrer in Osnabrück.

An Prof. Dr. Heinze in Leipzig.

Ich bin bis Ende August in Rosenlauibad bei Meiringen, Berner Oberland; von da an: in Basel.

An Erwin Rohde

Rosenlauibad, 28. August 1877

Lieber, lieber Freund,

wie soll ich es nur nennen – immer wenn ich an Dich denke, überkommt mich eine Rührung; und als neulich jemand schrieb „Rohdens junge Frau ein höchst liebliches Wesen, dem die edle Seele aus allen Zügen hervorleuchtet“, da habe ich sogar Tränen vergossen, ich weiß gar keinen haltbaren Grund dafür anzugeben. Wir wollen einmal die Psychologen fragen; die bringen am Ende heraus, es sei der Neid, daß ich Dir Dein Glück nicht gönne, oder der Ärger darüber, daß mir jemand meinen Freund entführt habe und nun Gott weiß wo in der Welt, am Rhein oder in Paris, verborgen halte und ihn gar nicht wieder herausgeben wolle! Als ich neulich meinen „Hymnus an die Einsamkeit“ im Geiste mir vorsang, war es mir plötzlich, als ob Du meine Musik gar nicht möchtest und durchaus ein Lied auf die Zweisamkeit verlangtest: am Abend darauf spielte ich auch eins, so gut ich es verstand, und es gelang mir: so daß alle Englein mit Vergnügen hätten zuhören können, die menschlichen Englein zumal. Aber es war in einer finstern Stube, und niemand hörte es: so muß ich Glück und Tränen und alles in mich verschlucken.

Soll ich Dir von mir erzählen? Wie ich immer, schon zwei Stunden bevor die Sonne in die Berge kommt, unterwegs bin, und dann namentlich in den langen Schatten des Nachmittags und Abends? Wie

ich mir vielerlei ausgedacht habe und mir so reich vorkomme, nachdem dies Jahr mir endlich einmal erlaubt hat, die alte Moosschicht täglichen Lehr- und Denkwanges einmal abzuheben? So wie ich hier lebe, ertrage ich es selbst mit allen Schmerzen, die mir freilich auch auf die Höhe gefolgt sind, – aber dazwischen gibt es so viele glückliche Erhebungen des Gedankens und der Empfindung.

Ganz neuerdings erst erlebte ich durch den „Entfesselten Prometheus“ einen wahren Weihetag. Wenn der Dichter nicht ein veritables „Genie“ ist, so weiß ich nicht mehr, was eins ist: alles ist wunderbar, und mir ist, als ob ich meinem erhöhten und verhimmelichten Selbst darin begegnete. Ich beuge mich tief vor einem, der so etwas in sich erleben und herausstellen kann.

In drei Tagen gehe ich nach Basel zurück. Meine Schwester ist dort bereits mit Einrichten tüchtig beschäftigt.

Der treue Musiker P. Gast zieht in meine Behausung und will die Dienste eines hilfreichen Schreiberfreundes übernehmen.

Mir graut etwas vor diesem Winter; es muß anders werden. Jemand, der täglich nur wenig Zeit für seine Hauptsachen und fast alle Zeit und Kraft für Pflichten auszugeben hat, die andre so gut besorgen können wie er – ein solcher ist nicht harmonisch, mit sich im Zwiespalt, – er wird endlich krank. Wenn ich Wirkung auf die Jugend habe, so verdanke ich sie meinen Schriften, und diese meinen abgestohlenen Stunden, ja den durch Krankheit eroberten Interimszeiten zwischen Beruf und Beruf. – Nun, es wird anders: *si male nunc, non olim sic erit*. Inzwischen möge das Glück meiner Freunde wachsen und blühen: es tut mir immer herzlich wohl, an Dich zu

denken, mein geliebter Freund (ich sehe Dich eben an einem rosenumgrenzten See und einen schönen weißen Schwan auf Dich zuschwimmen).

In brüderlicher Liebe

Dein F.

An Frau Louise Ott

Rosenlaubad, 29. August 1877

Liebe liebe Freundin.

Ich will meine Bergeinsamkeit nicht verlassen, ohne Ihnen wieder einmal brieflich zu sagen, wie gut ich Ihnen bin. Wie unnütz, dies zu sagen, zu schreiben, nicht wahr? Aber meine freundschaftliche Empfindung für jemanden hängt sich ein wie ein Dorn und ist mitunter lästig wie ein Dorn, man wird sie nicht leicht los. So nehmen Sie denn den kleinen, unnützen, lästigen Brief nur immer hin!

Man hat mir erzählt, daß Sie – nun, daß Sie erwarten, hoffen, wünschen; mit inniger Teilnahme hörte ich es und wünsche mit Ihnen. Ein neuer guter und schöner Mensch mehr auf der Welt, das ist etwas, das ist viel! Da Sie es durchaus ablehnen, sich in Romanen zu verewigen, so tun Sie es auf jene Weise; wir alle müssen Ihnen sehr dankbar dafür sein (zumal es, wie man mir sagt, sehr viel mehr Not macht als selbst das Romanschreiben).

Neulich sah ich auf einmal plötzlich im Dunkeln Ihre Augen. Warum sieht mich kein Mensch mit solchen Augen an! rief ich ganz erbittert aus. O, es ist abscheulich!

Wissen Sie, noch niemals hat eine weibliche Stimme auf mich tief gewirkt, obschon ich Berühmtheiten aller Art gehört habe. Aber ich glaube daran, daß es eine Stimme für mich auf der Welt gibt: ich suche nach ihr. Wo ist sie nur?

Leben Sie wohl, alle guten Geister mögen um Sie sein.

Treulich

Ihr

Friedrich Nietzsche.

An Frau Maria Baumgartner

Rosenlauibad, 30. August 1877

Hier, meine liebe und verehrte Frau, ein Briefchen als Vorreiter meiner Ankunft in Basel – nicht als Antwort auf Ihren guten wie immer seelenreichen Brief. Wenn es mir mannichmal graute, an die Dämmerung meiner Baseler Existenz in diesem kommenden Winter zu denken, so fiel mir auch immer Ihre trauliche Stube und Ihr herzliches Empfinden ein. „Entbehren sollst du, mußst entbehren“ heißt es ja überall, in jedem Menschenleben: da müssen die guten Freunde schön aneinander halten, damit es doch ein warmes Plätzchen in der Welt gibt, wohin die Öde des Entbehrens nicht hinein darf.

Mir ist jetzt immer deutlicher geworden, daß es eigentlich der übergroße Zwang war, den ich mir selbst in Basel antun mußte, an dem ich zuletzt krank geworden bin; die Widerstandskraft war endlich gebrochen. Ich weiß es, fühle es, daß es eine höhere Bestimmung für mich gibt, als sie sich in meiner Baseler so achtbaren Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe auch die Philologie selbst gebrauchen kann. „Ich lechze nach mir“ – das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten zehn Jahre. Jetzt, wo durch ein Jahr Zusammensein mit mir selbst alles ganz deutlich und übersichtlich geworden ist (– ich kann nicht aussprechen, wie reich, wie schaffensfreudig, trotz allen Schmerzen, ich mich fühle, sobald

man mich allein läßt —) jetzt sage ich Ihnen auch mit Bewußtsein, daß ich nicht nach Basel zurückkehre, um dort zu bleiben. Wie es sich gestalten wird, ich weiß es nicht; aber meine Freiheit (— ach, die äußeren Bedingungen dazu sollen so bescheiden wie möglich sein —) diese Freiheit werde ich mir erobern.

Nun helfen und sinnen Sie mit, aus gutem freundschaftlichem Herzen, wie ich es zunächst wieder ertrage.

Ihr lieber Sohn geht nach Jena! Das hat mich sehr erfreut, ich wüßte ihm auch nichts Besseres zu raten. Rohde ist der begabteste und tüchtigste der jungen Philologen. — Aber ich sehe ihn noch im September? so schreibt mir meine Schwester, die arme, die jetzt wieder das Haus in Stand zu bringen hat.

Also auf Wiedersehen in Kürze.

Treulich der Ihre

Friedrich Nietzsche.

1878

An Reinhard von Seydlitz

Basel, 4. Januar 1878

Sie sind so gut, lieber, lieber Freund, mit Ihren Wünschen und Verheißungen und ich bin jetzt so arm. Jeder Ihrer Briefe ist ein schönes Stück Lebensfreude für mich, aber ich kann Ihnen nichts, gar nichts dagegen geben. Wieder sind, während der Weihnachtsferien, böse, böse Tage, ja Wochen an mir vorbeigezogen: nun wollen wir sehen, was das neue Jahr kann. Uns zusammenbringen? Ich halte daran fest.

Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt, als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der

ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allge-  
meine gewöhnt bin, ist alles zu christlich zeitlich  
 beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein  
 Fleisch und viel zu viel Blut (namentlich beim Abend-  
 mahl geht es mir zu vollblütig her); dann mag ich  
 hysterische Frauenzimmer nicht; vieles, was für das  
 innere Auge erträglich ist, wird bei der Aufführung  
 kaum auszuhalten sein: denken Sie sich unsere Schau-  
 spieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen.  
 Auch das Innere der Gralsburg kann auf der Bühne  
 nicht wirkungsvoll sein, ebensowenig der verwundete  
 Schwan. Alle diese schönen Erfindungen gehören ins  
 Epos und, wie gesagt, fürs innere Auge. Die Sprache  
 klingt wie eine Übersetzung aus einer fremden Zunge.  
 Aber die Situationen und ihre Aufeinanderfolge –  
 ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist es nicht  
 eine letzte Herausforderung der Musik?

Soviel für heute, nehmen Sie fürlieb. Ihnen und  
 Ihrer lieben Frau Gemahlin

treu ergeben

Ihr Freund Nietzsche.

P. S. Lipiner ist, nach seinem Brief an mich, ein  
 guter Wagnerianer; beiläufig sollte man es fast wün-  
 schen, er möchte den Parsifal noch einmal über-  
 dichten.

An Reinhard von Seydlitz

Basel, 13. Mai 1878

Lieber Freund,

seit drei Wochen bin ich wieder in voller akademischer  
 Sommertätigkeit – sehr zufrieden darüber! Wenig  
 Zeit übrig! – Heute nur einen Wink, den ein Freund  
 verstehen wird.

Können Sie mir jenes Gefühl – das unvergleich-

bare – nachfühlen, zum ersten Male öffentlich sein Ideal und sein Ziel bekannt zu haben, das keiner sonst hat, das fast niemand verstehen kann und dem nun ein armes Menschenleben genügen soll – so werden Sie mir auch nachfühlen, warum ich in diesem Jahre, sobald mein Beruf mich frei gibt, Einsamkeit brauche. Keinen Freund – niemanden will ich dann, es ist so nötig. Nehmen Sie dies, bitte, ohne Erörterung hin. –

Einige Worte Ihres Briefes haben mich fast erschreckt. Sind Sie wirklich je in Ihren Gedanken auch den furchtbaren Weg, mit seinen Via-mala-Konsequenzen, gegangen? – gehen Sie ihn nicht wieder! Ich wußte davon nichts. Soweit ich Sie kennenlernte, würde ich aber mir zu sagen erlauben: Ihr Temperament und Ihre Lebensstellung sind dafür nicht geeignet: Unzufriedenheit und Qual wäre Ihr Los, und niemand hätte den Nutzen davon.

– Gerne hätte ich von Ihnen etwas über \*\*\*s Eindruck auf Sie gehört. Bei mir hat er sich eigentlich durch seine wiederholten Versuche, aus der Ferne her über mein Leben zu disponieren und durch Rat und Tat in dasselbe einzugreifen, unmöglich gemacht. So etwas verabscheue ich: keiner meiner ältesten Freunde würde wagen, mir solche dreiste Dinge zu proponieren. Mangel an Scham – das ist es. Von so einem muß ich ganz ferne sein: dann gelingt es mir ganz gut, selbst sein Freund zu werden, – aber in partibus.

– Meine gute Schwester, welche diesmal mir es überlassen hat, dem trefflichen und edelgesinnten Briefschreiber zu danken, liest jetzt mein neues Buch, ist aber ferne davon, darüber ein böses Gesicht zu machen. Ich glaube, sie hält die Partien, auf welche Sie anspielen (Freigeist und Ehe) für richtig. Mit ihnen haben die abnormen Umstände, unter denen wir Ge-

schwister uns entschlossen, eine Zeitlang zusammen zu leben, und die niemand näher zu kennen braucht, nichts zu tun. — Ich glaubte, daß alle Frauen sich beim Lesen solcher Dinge Glück wünschen würden, keine Freigeister zu Männern zu haben: — und so meinte ich das eheliche Glück im allgemeinen gefördert zu haben.

Nichts liegt mir entfernter, als Proselyten zu machen: Niemand hat so wie ich vor dem Gefährlichen des Freien Geistes gewarnt und zurückgeschreckt.

Bleiben Sie mir gut, mein lieber Freund. Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin

treulich zugetan

Friedrich Nietzsche.

An Peter Gast

Basel, den 31. Mai 1878

Lieber Freund, am Tage Voltaires kam zweierlei zu mir; rührend und ergreifend war beides: Ihr Brief und dann eine anonyme Sendung aus Paris, die Büste Voltaires, mit einer Karte, auf der sich nur die Worte befanden „l'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche“.

Nehme ich zu Ihnen die beiden noch hinzu, welche sich wirklich über mein Buch erfreut gezeigt haben, Rée und Burckhardt (der es wiederholt „das souveräne Buch“ genannt hat), so habe ich einen Wink darüber, wie die Menschen beschaffen sein müßten, wenn mein Buch eine schnelle Wirkung tun sollte. Aber das wird und kann es nicht, so leid es mir des trefflichen Schmeitzner wegen tut. Von Bayreuthaus ist es in eine Art von Bann getan: und zwar scheint die große Exkommunikation über seinen Autor zu-

gleich verhängt. Nur versucht man, meine Freunde doch noch festzuhalten, während man mich verliert – und so höre ich denn von manchem, was hinter meinem Rücken geschieht und geplant wird. – Wagner hat eine große Gelegenheit, Größe des Charakters zu zeigen, unbenutzt gelassen. Mich darf es nicht beirren, weder in meiner Meinung über ihn, noch über mich.

Ja, wenn man soviel eindringenden Ernstes und auch soviel Zeit einem solchen Erzeugnis weihen wollte wie Ihre Güte getan, so käme wohl etwas dabei heraus: nämlich Neues an Gedanken und Gefühlen und eine kräftigere Stimmung, wie als ob man in leichter gewordene Luft der Höhe geraten sei. Rée sagt, er habe eigentlich nur einmal durch ein Buch eine gleiche Stimmung produktiven Genießens erfahren, durch Eckermanns Gespräche; ganze Hefte von Reflexionen seien schon entstanden.

Das aber ist das beste, was ich erhoffte – die Erregung der Produktivität anderer und die „Vermehrung der Unabhängigkeit in der Welt“ (wie J. Burckhardt sagte).

Meine Gesundheit bessert sich, ich bin unermüdlich im Spaziergehen und einsamen Für-mich-hindenken. Ich freue mich des Frühlings und bin ruhig, wie einer, der nicht mehr so leicht aus dem Geleise zu bringen ist. – Könnte ich doch bis ans Ende so weiter leben! –

Dies alles handelt von mir, weil Sie gern etwas von mir hören wollen. Vieles möchte ich verschweigen, den Tod und die letzten gequälten Zeiten Brenners, die seltsame Entfremdung vieler Bekannten und Freunde. –

Bleiben Sie mir gut, in aller Freiheit. – Wie verstehe ich Ihr „unstät und flüchtig“, wie ähnlich sind

Sie mir darin! – Nun wachsen Sie fort und fort! In dieser Hoffnung bin ich immerdar

Ihr Freund F. N.

An Reinhard von Seydlitz

Basel, 11. Juni 1878

Mir ist es sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagnern Gutes und Freundliches erweist; denn ich bin immer weniger imstande, ihm (so wie er nun einmal ist – ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Seine und meine Bestrebungen laufen ganz auseinander. Dies tut mir wehe genug, – aber im Dienste der Wahrheit muß man zu jedem Opfer bereit sein. Wüßte er übrigens, was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde, – was ich bekanntlich nicht bin. – Mein letzter Brief war wohl sehr undeutlich? Mit Via-mala-Konsequenzen bezog ich mich auf meine Ansichten über Moral und Kunst (die das Härteste sind, was mir der Wahrheitssinn bis jetzt abgerungen hat!) –

In 14 Tagen haben wir große Auflösung unsres Haushalts: meine liebe Schwester geht nun für immer wieder zu meiner Mutter zurück. – Ergebensten Dank für das Hamdelied: wer ist die Übersetzerin? – Ihnen beiden von Herzen zugetan

F. N. und  
L. N.

An Carl Fuchs

Basel, Juni 1878

Sie sind einer der allerersten, lieber und werter Herr Doktor, welche mein Buch praktisch nehmen: darüber freue ich mich sehr, denn es beweist mir, daß die Wohltat, welche ich mir selber damit erwies – auch noch übertragbar ist. Fühlen Sie jetzt, hinterdrein, nicht etwas von Höhenluft –? es ist etwas

kälter um uns, aber um wieviel freier und reiner, als im Dunst des Tals! Ich wenigstens fühle mich rüstiger und zu allem Guten entschlossener als je – auch zehnmal milder gegen Menschen, als in der Zeit meines früheren Schrifttums. In summa und im kleinsten Einzelnen: jetzt wage ich es, der Weisheit selber nachzugehen und selber Philosoph zu sein; früher verehrte ich die Philosophen. Manches Schwärmerische und Beglückende schwand: aber viel Besseres habe ich eingetauscht. Mit der metaphysischen Verdrehung ging es mir zuletzt so, daß ich einen Druck um den Hals fühlte, als ob ich ersticken müßte.

Bei Ihnen muß sich vieles innerlich ereignet haben, was mir eine gewisse Wahrscheinlichkeit gab, daß wir, gerade auf der neuen Basis, gutfreund werden müßten. Sie segeln jetzt in ein unbekanntes neues Meer; es tut mir gar zu wohl, zu denken, daß ich Ihnen dabei den Mut nicht verdorben, daß Sie es verstanden haben, meine Freigeisterei, τὸ ἐμὸν πνεῦμα, selbst als Fahrwind zu benutzen.

Und nicht wahr? mein Gesicht bleibt Ihnen doch wieder Nietzschisch und nicht mehr Bülowisch? –

Das Orchester in Ihren Händen und unter Ihrem Geiste – ist mir eine höchst angenehme Vorstellung. Dahin mußte es kommen, im ganzen Plane Ihres Lebens: „am Ende ist der Sinn“, entsprechend Ihrem „im Anfang war der Unsinn“: was ich ganz glorios gesagt finde.

Bleiben Sie mir gut!

Immer Ihnen zugetan, obschon meine Augen mich zwingen, Ihren reichen Briefen das undankbarste Stillschweigen entgegenzusetzen. Aber Sie verstehen auch dies recht, – nachdem wir überhaupt uns verstehen.

F. N.

Das Verhältnis Nietzsches zu Richard Wagner und dessen Frau war noch immer in der Schwebelage, worin es der Brief vom 27. September 1876 (oben S. 195 f.) zeigt. Höchst charakteristisch für diesen Zustand ist ein Brief Nietzsches an Malwida von Meysenbug vom 1. Juli 1877, worin er von der „nervenzerrüttenden Musik und der metaphysischen Philosophie“ spricht, die ihn nichts mehr angehen, ihr zugleich aber seine besten Wünsche und Grüße für die unermüdlichen Bayreuther aufträgt, und hinzufügt:

„Wie gern unterhielte ich mich mit Frau Wagner, es ist immer einer meiner größten Genüsse, und seit Jahren bin ich ganz darum gekommen!“

Das Buch, mit dem der Kampf gegen das Genie, die Metaphysik und die moderne Kunst, insbesondere gegen die Musik eröffnet wurde („Menschliches, Allzumenschliches“), sollte ursprünglich anonym erscheinen. Hierauf bezieht sich folgender Entwurf eines Begleitbriefs an Richard Wagner.

An Richard Wagner

Indem ich Ihnen das beifolgende Buch übersende, lege ich mein Geheimnis vertrauensvoll in Ihre und Ihrer edlen Gemahlin Hände und nehme an, daß es nunmehr auch Ihr Geheimnis sei. Dies Buch ist von mir: ich habe meine innersten Empfindungen über Menschen und Dinge darin ans Licht gebracht und zum ersten Male die Peripherie meines eigenen Denkens umlaufen. In Zeiten, welche voller Paroxysmen und Qualen waren, war dies Buch ein Trostmittel, welches nicht versagt, wo alle andern Trostmittel versagten. Vielleicht lebe ich noch, weil ich seiner fähig war.

Es mußte ein Pseudonym gewählt werden, einmal weil ich die Wirkung meiner früheren Schriften nicht stören wollte, sodann weil die öffentliche und private Beschmutzung der Würde meiner Person damit verhindert werden soll (weil meine Gesundheit derglei-

chen nicht mehr aushält), endlich und namentlich, weil ich eine sachliche Diskussion möglich machen wollte, an der auch meine so intelligenten Freunde aller Art teilnehmen können, ohne daß ein Zartgefühl ihnen wie bisher dabei im Wege stand. Niemand will gegen meinen Namen schreiben und reden. Aber ich weiß keinen von ihnen, der die Ansichten dieses Buches hätte, bin aber sehr begierig in bezug auf die Gegenstände, welche in diesem Falle vorzubringen sind.

Mir ist zumute, wie einem Offizier, der eine Schanze gestürmt hat. Zwar verwundet – aber er ist oben und entrollt nun seine Fahne. Mehr Glück, viel mehr als Leid, so furchtbar das Schauspiel ringsherum ist.

Obschon ich, wie gesagt, niemanden kenne, der jetzt noch mein Gesinnungsgenosse ist, habe ich doch die Einbildung, nicht als Individuum, sondern als Kollektivum gedacht zu haben. Das sonderbarste Gefühl von Einsamkeit und Vielsamkeit. –

Ein vorangeilter Herold, der nicht genau weiß, ob die Ritterschaft ihm nachkommt oder ob sie noch existiert.

Der Einspruch des Verlegers vereitelte den Plan, das Buch anonym erscheinen zu lassen. Es erschien unter Nietzsches Namen im Frühjahr 1878. Alles unmittelbar auf Wagner Bezügliche war getilgt, der Name Wagner überall durch „den Künstler“ oder „das Genie“ ersetzt. Das Buch trug die Widmung: „Dem Andenken Voltaires geweiht zur Gedächtnisfeier seines Todestages, des 30. Mai 1778.“

In das fertige Exemplar trug Nietzsche einige Verse ein, die im Entwurf folgendermaßen lauten.

„Dem Meister und der Meisterin  
entbietet Gruß mit frohem Sinn  
beglückt ob einem neuen Kind  
von Basel Friedrich Freigesinnt.“

Er wünscht, daß sie mit Herzbewegen  
 aufs Kind die Hände prüfend legen  
 und schauen, ob des Vaters Art,  
 wer weiß? Selbst mit 'nem Schnurrenbart.  
 Und ob es wird, auf Zween und Vieren  
 sich tummeln in den Weltrevieren.  
 In Bergen wollt' zum Licht es schlüpfen,  
 gleich neugebornen Zicklein hüpfen.  
 Was ihm auf seinem Erdenwallen  
 beschieden sei, es will gefallen;  
 nicht vielen: fünfzehn an der Zahl,  
 den andern werd' es Spott und Qual.  
 Doch eh' wir in die Welt es schicken  
 mög' Meisters Treuaug' segnend blicken,  
 und daß ihm folge fürderhin  
 die kluge Gunst der Meisterin.“

„Ach, des Meisters Treuauge blickte nichts weniger als  
 segnend, und mit der Meisterin kluger Gunst war es für  
 immer vorbei!“ So kennzeichnet später die Schwester  
 Nietzsches das Ereignis.

Es blieb nicht bei der Ablehnung im engeren Kreise. Der  
 Meister griff zur Feder, und wies den Abtrünnigen in sei-  
 ne Schranken zurück. In dem neuen Buche Nietzsches trägt  
 der erste Aphorismus die Überschrift „Von der Chemie der  
 Begriffe und Empfindungen“. In einem Aufsatz der „Bay-  
 reuther Blätter“ über Publikum und Popularität (August  
 1878) gießt Wagner seinen Spott über die aus, die den Be-  
 griff Genie über Bord werfen und die Chemie auf die Lo-  
 gik anwenden. Jeder deutsche Professor müsse einmal ein  
 Buch geschrieben haben, welches ihn zum berühmten Man-  
 ne mache; da neues aufzufinden nicht jedem beschieden sei,  
 so helfe man sich damit, die Ansichten eines Vorgängers als  
 grundfalsch darzustellen. Usw. Voltaire wird als „Abgott  
 aller freien Geister“ erwähnt. !!

Wagner war sicherlich berechtigt, sein Werk zu vertei-  
 digen. Daß er gegen den fein und überlegen geführten An-

griff aber nur mit Witzen vorging, die Nietzsche gar nicht trafen, setzte ihn ins Unrecht. In dem Schreiben an Overbeck vom 3. September 1878 (unten S. 225) wird der Angriff von Nietzsche in einer Weise erwähnt, daß man merkt: nicht in seine, sondern in des ehemaligen Freundes Seele hinein fühlte er sich getroffen. Gast, der seinen Mann kannte, schrieb am 15. September: „Die Flegelai Wagners hat Ihnen doch manchen Gedanken eingegeben, ich weiß es wohl, — wiewohl der Schlag aufs Herz tief verletzte.“<sup>1</sup>

Im Herbst machte die Schwester (mit Nietzsches Wissen) einen Versuch, zu vermitteln. Sie schrieb an Cosima Wagner, und erhielt als Antwort einen langen Brief, aus dem sie folgendes mitteilt: Cosima warf Nietzsche „Oberflächlichkeit und kindische Sophistik“ vor, bezichtigte ihn, daß er sich in ein „wohl eingerichtetes gegnerisches Lager“ begeben hätte und sprach den ironischen Wunsch aus, daß der Verrat ihm gute Früchte bringen möge. Mit besonderer Geiztheit bezog sie sich auf den Aphorismus 430 des Buches, in welchem von bedeutenden Frauen die Rede ist, die ihren Männern als „freiwillige Blitz-, Sturm- und Regenableiter“ gegenüber der Außenwelt dienen. Auf diese Wendung bezieht sich Nietzsche im Brief an die Schwester vom 21. Mai 1887. (Unten S. 416.) — Nach der Behauptung der Schwester, die sich auf unveröffentlichte Aufzeichnungen stützt, ist jener Brief für Nietzsche wichtig geworden, weil er von nun an Cosima für Wagners Haltung verantwortlich machte.

Wagners wirkliche Meinung ist hier, wie so oft, kaum zu erraten. Als die Schwester im Sommer 1882 zu den Parsifalaufführungen in Bayreuth war, hatte Wagner mit ihr eine Unterredung, an deren Ende er leise zu ihr gesagt haben soll: „Sagen Sie es Ihrem Bruder, seit er von mir gegangen ist, bin ich allein.“ Es mag sein, daß selbst der Erotiker Wagner gegenüber Nietzsche zu Zeiten etwas wie echte Freundschaft empfunden hat. Der Wille, der dem Bayreuther Unternehmen galt, war aber jedenfalls stärker,

<sup>1</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt, 1923, Bd. I S. 82.

und insofern war auch Cosima stärker. Das wichtigste Zeugnis für das Ende der Tragödie bilden zwei Briefe Wagners an Overbeck, deren erster vom 24. Mai 1878 datiert. Sein Hauptteil lautet:

„Aus Ihren kurzen Andeutungen entnehme ich, daß unser alter Freund Nietzsche sich auch von Ihnen zurückgezogen erhält. Gewiß sind sehr auffällige Veränderungen mit ihm vorgegangen: wer ihn jedoch schon vor Jahren in seinen psychischen Krämpfen beobachtete, durfte sich fast nur sagen, daß eine längst befürchtete Katastrophe nicht ganz unerwartet bei ihm eingetreten ist. Ich habe für ihn die Freundschaft bewahrt, sein Buch — nachdem ich es beim Aufschneiden durchblättert — nicht zu lesen, und möchte weiter nichts wünschen und hoffen, als daß er mir dies dereinst noch danke.“

Zwischen diesem Briefe und dem hier folgenden vom 19. Oktober 1879 liegt der Angriff in den Bayreuther Blättern. Diese Tatsache allein genügt, um über die bewegten und bewegenden Worte Wagners ein merkwürdiges Zwielicht zu verbreiten.

„... Wie wäre es möglich, diesen so gewaltsam von mir geschiedenen Freund zu vergessen? Hatte ich auch stets ein Gefühl davon, daß Nietzsche bei seiner Vereinigung mit mir von einem geistigen Lebenskrampfe beherrscht wurde, und mußte es mich nur wunderbar bedünken, daß dieser Krampf in ihm ein so seelenvoll leuchtendes und wärmerdes Feuer erzeugen konnte, wie es sich aus ihm zum Stauen aller kund tat, und habe ich an der letzten Entscheidung seines inneren Lebensprozesses mit wahrhaftem Entsetzen zu ersehen, wie stark und endlich unerträglich jener Krampf ihn bedrücken mußte — so muß ich endlich wohl auch ersehen, daß mit einem so gewaltsamen psychischen Vorgange nach sittlichen Annahmen gar nicht zu rechten ist, und erschüttertes Schweigen einzig übrig bleibt.

Daß ich aber so gänzlich davon ausgeschlossen sein soll, an Nietzsches Leben und Nöten teilzunehmen, betrübt mich. Würde ich unbescheiden sein, wenn ich Sie herzlich ersuchte, mir einige Nachricht über unseren Freund zukommen

zu lassen? Ich wollte Sie nämlich in Wirklichkeit hierum angelegentlichst ersucht haben.“

Die im Hause Wahnfried vorhanden gewesenen Briefe Nietzsches sind verschwunden. Dies ist die einzige, freilich beträchtliche größere Lücke in Nietzsches Korrespondenz. Auf welche Weise sich die hier abgedruckten Briefe erhalten haben, ist nicht bekannt. Einer der Herausgeber des Nietzscheschen Nachlasses, Dr. Kögel, hat nach den Briefen Nietzsches an Wagner geforscht. „Was die Briefe Nietzsches an Wagner anlangt, so sind sie, wie Frau Cosima Wagner seinerzeit Dr. Kögel gegenüber versicherte, verloren gegangen: ,vielleicht (elle cherchait le mot) bei einem Umzuge.' Herr von Wolzogen und Prof. von Hausegger, die als Thronassistenten zu der Audienz zugezogen waren, hörten diese Versicherung mit vollem Ernste an, wie Dr. Kögel nicht verfehlte hinzuzufügen, so oft er die kleine Anekdote erzählte.“

Rohde beginnt seinen Brief über „Menschliches, Allzumenschliches“ am 16. Juni 1878 mit der Feststellung, daß er das Buch erst zur Hälfte gelesen habe, und daß seine Überraschung darüber die allergrößte sei. „So muß es sein, wenn man direkt aus dem caldarium in ein eiskaltes frigidarium gejagt wird! Ich sage nun ganz aufrichtig, mein Freund, daß diese Überraschung nicht ohne schmerzliche Empfindung war. Kann man denn so seine Seele ausziehen und eine andre dafür annehmen? Statt Nietzsche nun plötzlich Réé werden? ich stehe noch immer erstaunt vor diesem Mirakel und kann darüber weder froh sein, noch irgendeine bestimmte Meinung haben: denn ich begreife es noch nicht so recht.“

Wie deutet sich die kommende Entfremdung zwischen Nietzsche und seiner Epoche schon an, wenn Rohde schließlich die Philosophie des Sollens gegen Nietzsches Realismus ausspielt! „Sind wir alle greuliche Egoisten (ich weiß, mein geliebter Freund, wieviel mehr ich das bin als Du!), so soll uns doch niemand den Stachel ausreißen wollen, der uns mahnt, daß wir das nicht sein sollten.“ Man muß zu dieser Sollensphilosophie Äußerungen Rohdes aus Briefen des gleichen Jahres hinzunehmen wie: der Freund

werde aus diesen Redereien ungefähr den „Wasserstand in dem Bassin seines verheirateten Professorendaseins abnehmen können“ (kurz vorher ist von einer „heilsamen Dumpfheit“ die Rede), oder: „Ich werde allmählich ganz zum Hausvater und Philister: d. h. denn doch mit Maßen: denn meine kleine Frau, mit ihrer zärtlich reinen Seele, erhält mich immer in einem höher hinauf gelegenen Gebiet der Liebe und Geliebtheit.“ Wird dann nicht der Gegensatz zwischen dem im akademischen Bürgertum versinkenden Rohde und dem zum Entscheidungskampf gegen die bürgerliche Kultur aufbrechenden Nietzsche erschütternd deutlich? Ein Amt, etwas familiäres Behagen, ein wenig idealistische Philosophie und Wagnersche Musik – aus dieser Enge heraus urteilen die Freunde, und Nietzsche hat die schwere Aufgabe, eine gute Miene dazu zu machen. Wir können nur erraten, was ihn die Beantwortung mancher Freundesbriefe gekostet hat. Er ist trotzdem Freund geblieben! Der folgende Antwortbrief ist eines der ausdrucksvollsten Dokumente seiner Fähigkeit zur Freundschaft.

An Erwin Rohde

Basel, Juni 1878

So ist's recht und schön, liebster Freund: wir zusammen stehen doch noch nicht auf einem tönernen Gestell, das ein Buch gleich umwerfen möchte.

Ich warte diesmal in Ruhe ab, wie die Wellen, in denen meine armen Freunde herumplätschern, sich allmählich legen: habe ich sie in diese Wellen hineingestoßen – lebensgefährlich ist's nicht, das weiß ich aus Erfahrung; und wenn's freundschaftsgefährlich hier und da sein sollte – nun, so wollen wir der Wahrheit dienen und sagen: „wir liebten bisher aneinander eine Wolke“.

Vieles wäre zu sagen, noch mehr Unsägliches dabei zu denken: im Scherz sei nur der Vergleich gewagt, daß ich einem Manne gleiche, der eine große Mahlzeit veranstaltet und dem angesichts aller gu-

ten Speisen die Gäste davonlaufen. Wenn da einer oder der andere wenigstens einige Bissen sich schmecken läßt (wie Du, Lieber, Guter, den Graecis die Ehre antust), so ist besagter Mann darüber schon sehr erbaud.

Grüble nicht über die Entstehung eines solchen Buches nach, sondern fahre fort, dies und jenes Dir herauszulangen. Vielleicht kommt dann auch einmal die Stunde, wo Du mit Deiner schönen konstruktiven Phantasie das Ganze als Ganzes schaut und an dem größten Glücke, das ich bisher genoß, teilnehmen kannst.

Beiläufig: suche nur immer mich in meinem Buche und nicht Freund Rée. Ich bin stolz darauf, dessen herrliche Eigenschaften und Ziele entdeckt zu haben, aber auf die Konzeption meiner „Philosophia in nuce“ hat er nicht den allergeringsten Einfluß gehabt: diese war fertig und zu einem guten Teile dem Papier anvertraut, als ich im Herbst 1876 seine nähere Bekanntschaft machte. Wir fanden einander auf gleicher Stufe vor: der Genuß unserer Gespräche war grenzenlos, der Vorteil gewiß sehr groß, auf beiden Seiten (so daß Rée mit liebevoller Übertreibung mir in sein Buch (Ursprung der moralischen Entdeckungen) schrieb „dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter“).

Dadurch erscheine ich Dir vielleicht noch fremdartiger, unbegreiflicher? Fühltest Du nur, was ich jetzt fühle, seitdem ich mein Lebensideal endlich aufgestellt habe – die frische, reine Höhenluft, die milde Wärme um mich – Du würdest Dich sehr, sehr Deines Freundes freuen können. Und es kommt auch der Tag.

Von ganzem Herzen

Dein F.

Meine liebe Schwester grüßt von Herzen. Weißt Du schon, daß sie in zwei Wochen nach Naumburg zurückkehrt?

An Malwida von Meysenbug

[Postkarte] Basel, 11. Juni 1878

Wer hat denn am 30. Mai an mich gedacht? Es kamen zwei sehr schöne Briefe (von Gast und Rée) – und dann noch etwas Schöneres: ich war ganz ergriffen – – das Schicksal des Mannes, über den es auch nach 100 Jahren nur Parteiurteile gibt, stand mir als furchtbares Symbol vor Augen: gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am unversöhnlichsten im Haß, am ungerechtesten in Liebe. Trotzdem: ich will stille meinen Weg gehen und auf alles verzichten, was mich daran hindern könnte. Die Krisis des Lebens ist da: hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zumute werden. Aber ich bin mit mir einig.

– Mit Sorrent ist nun bei uns das Bild des guten Albert Brenner für immer verknüpft; rührend und melancholisch – das Grab des Jungen-Alten in dieser ewig jugendlichen heiteren Welt. – Von ganzem Herzen Ihnen gut und zugetan

F. N.

An Mathilde Maier

Interlaken, 15. Juli 1878

Verehrtestes Fräulein,

es ist nicht zu ändern: ich muß allen meinen Freunden Not machen – eben dadurch, daß ich endlich ausspreche, wodurch ich mir selber aus der Not geholfen habe. Jene metaphysische Vernebelung alles Wahren und Einfachen, der Kampf mit der Vernunft

gegen die Vernunft, welcher in allem und jedem ein Wunder und Uding sehen will, — dazu eine ganz entsprechende Barockkunst der Überspannung und der verherrlichten Maßlosigkeit — ich meine die Kunst Wagners — dies beides war es, was mich endlich krank und kränker machte und mich fast meinem guten Temperamente und meiner Begabung entfremdet hätte. Könnten Sie mir nachfühlen, in welcher reinen Höhenluft, in welcher milden Stimmung gegen die Menschen, die noch im Dunst der Täler wohnen, ich jetzt hinlebe, mehr als je entschlossen zu allem Guten und Tüchtigen, den Griechen um hundert Schritt näher als vordem: wie ich jetzt selber bis ins kleinste, nach Weisheit strebend lebe, während ich früher nur die Weisen verehrte und anschwärmte — kurz wenn Sie diese Wandelung und Krisis nur nachempfinden können, oh so müßten Sie wünschen, etwas Ähnliches zu erleben!

Im Bayreuther Sommer wurde ich mir dessen völlig bewußt: ich flüchtete nach den ersten Aufführungen, denen ich beiwohnte, fort ins Gebirge, und dort, in einem kleinen Walddorfe, entstand die erste Skizze, ungefähr ein Drittel meines Buches, damals unter dem Titel „Die Pflugschar“. Dann kehrte ich, dem Wunsche meiner Schwester folgend, nach Bayreuth zurück und hatte jetzt die innere Fassung, um das Schwer-Erträgliche doch zu ertragen — und schweigend, vor jedermann! — Jetzt schüttele ich ab, was nicht zu mir gehört, Menschen, als Freunde und Feinde, Gewohnheiten, Bequemlichkeiten, Bücher; ich lebe in Einsamkeit auf Jahre hinaus, bis ich wieder, als Philosoph des Lebens, ausgereift und fertig verkehren darf (und dann wahrscheinlich muß).

Wollen Sie mir, trotz alledem, so gut bleiben, wie Sie mir waren, oder vielmehr, werden Sie es können?

Sie sehen, ich bin auf einem Grad der Ehrlichkeit angelangt, wo ich nur die allerreinlichsten menschlichen Beziehungen ertrage. Halben Freundschaften und gar Parteischaften weiche ich aus, Anhänger will ich nicht. Möge jeder (und jede) nur sein eigener wirklicher Anhänger sein!

Ihnen von Herzen dankbar zugetan

F. N.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Interlaken,  
3. September 78

Es geht vorwärts, aufwärts, nach langem Versuchen und Besinnen: jetzt heißt es nur, mit Geduld und Konsequenz bis Ende September fortfahren. Freilich muß ich dabei auf Zürich, auf Dich verzichten. Vor wem, liebster Freund, möchte ich mich jetzt lieber aussprechen, als vor Dir, vor wem könnte ich es! Es geht vieles in mir um. Das von außen Kommende habe ich fast nur abzuwehren. Abscheuliche Briefe. W.'s bitterböse unglückliche Polemik gegen mich im Augustheft der Bayr. Bl. habe ich nun auch gelesen: es tat mir wehe, aber nicht an der Stelle, wo W. wollte. — Gestern machte ich einen Rechnungsabschluß über die letzten Jahre und war glücklich dabei — ich habe in fünf, sechs wesentlichen Punkten mir Freiheit und Unabhängigkeit erobert, mit großen Opfern freilich. Nun muß die Gesundheit vorwärts, dann kommt auch wieder mehr Freude. Herzlich Dir und den Deinigen ergeben

F.

An Carl Fuchs

Basel, Ende Sommer 1878

Also auch Sie, lieber Herr Doktor, sind in betreff Wagners in die Krisis geraten! Nun, so werden wir wohl die ersten sein; in meinem Buche habe ich in dieser

Hinsicht die größte Schonung geübt, obwohl über zwanzig Punkte zum Entsetzen aller Wagnerianer in mir die Wahrheit feststeht. Irgendwann wird sie auch ans Licht müssen, – aber dringend bitte ich Sie, ja nichts zu übereilen und alle Gärung erst verbrausen zu lassen, daß es auch in diesen Dingen einen edlen hellen Wein gebe! Schreiben Sie jetzt nicht über Wagner! Was werden Sie noch alles entdecken! Sie sind ja in der günstigsten Unabhängigkeit von Bayreuth und den andren „Richtungen“; was Wagner und Frau Wagner von Ihnen denken, muß Ihnen ganz gleichgültig sein. Wagner selbst ist alt und hat keinen Frühling mehr zu erwarten: die Wahrheit aber altert nicht und muß in diesen Dingen ihren Frühling erst noch erleben. – Eine einzige Kombination von Fähigkeiten und Kenntnissen berechtigt Sie dazu, das Charakteristische des Stils bei jedem der großen Meister zu beschreiben – zum ersten Male, wie ich meine. Tun Sie dies doch zuerst einmal thesenhaft, aphoristisch, in der knappsten Form und mit haarscharfem Ausdruck. Ein halbes Tausend musikalischer Einzelsätze und Beobachtungen von Ihnen, die Quintessenzen Ihrer Erfahrungen – das gibt Ihnen Namen und Stellung.

Nur nichts Periodisches und Kleines (seien es „Briefe“ oder Aufsätze für Zeitschriften), bevor Sie sich nicht erst als Ganzes gezeigt haben! – Verzeihung, wenn mein Wunsch, Sie endlich in der Achtung der Achtung-Verleihenden befestigt zu sehen, mich in meinen Ratschlägen zudringlich erscheinen läßt. – (Mein Plan, ein „Jahrbuch der Freunde“ herauszugeben, kann vor zwei und mehr Jahren nicht in Ausführung gebracht werden: Schmeitzners Ungeduld soll mich nicht zum Toren machen. Dies privatissime.) Nichts liegt mir ferner als eine Konkur-

renz mit soerbarmungswürdigem Zeug, wie die „Bayreuther Blätter“ sind, und überhaupt – eine Orientierung nach irgendeinem Bayreuther Schwinkel. Auch Sie sprechen noch von einer „Spaltung in eigenen Lager“. Was geht mich jetzt ein „Lager“ an!!!! Gar noch gegen Wolzogen! schreiben! wie konnte Ihnen das in den Sinn kommen, lieber verehrter Herr Doktor! Ich weiß mitunter nicht, wie Sie sich eigentlich taxieren. – Nochmals Verzeihung!

Meinen Bekannten mißfällt Ihr Stil in den gedruckten Sachen. Die Gründe sind 1. die Sätze sind viermal zu lang. 2. Sie affektieren Gelehrtenhaftigkeit, recht-künstlerhaft, aber eine schreckliche Geschmacksverirrung (fremde wissenschaftliche Worte und Begriffe im Überfluß). 3. Die Hauptsachen kommen nicht stark und stämmig heraus, die Nebeneinfälle überwuchern sie, Sie schneiden nicht genug weg und arbeiten nicht genug um. 4. Ihr Geist liebt es, spitz zu werden; es ist das Geheimnis der guten Schriftsteller, nie für die subtilen und spitzen Leser zu schreiben. – –

Nicht wahr, Sie verargen mir diese epistula didactica nicht! – Womit sollte ich auch eine solche ehrliche Mitteilung, als Ihre letzte war, vergelten, als mit Ehrlichkeit?

Ganz Ihnen ergeben F. N.

An Mutter und Schwester

Basel, 9. November 1878

Meine liebe Mutter und Schwester,

heute ist Sonnabend, wilder Föhnsturm, eiskalt mit Regen, seit gestern abend; die ganze Nacht durch schlaflos. Das Kolleg eben gehalten, die Woche ist überstanden. – Den vorigen Sonntag kam plötzlich ein sehr heftiger Anfall, so wie am Tage der Ab-

reise: es sind jetzt 10 Sonntage hintereinander. (Also trotz dem Freitag vorher!)

Donnerstag war die gute Frau Baumgartner auf  $\frac{1}{4}$  Stunde bei mir. Abends Vortrag Burckhardts über Talleyrand. —

So gehen meine Tage fort, höchst regelmäßig -- höchst vorsichtig! Eurer Liebe von Herzen eingedenk  
F.

An Reinhard von Seydlitz

Basel, 18. November 1878

Seien und bleiben Sie mir, mein geliebter Freund, mit Ihrer herzlichen guten Seele gesegnet! So, wie ich es hier sage, danke ich immer an Sie. Briefe schreiben geht nicht mehr, meine ältesten wie meine letzten Freunde dürfen es nicht mehr von mir erwarten. Ich habe meinem Amte und meiner Aufgabe zu leben — einem Herrn und einer Geliebten und Göttin zugleich: viel zu viel für meine schwache Kraft und tief erschütterte Gesundheit. Äußerlich gesehen, ist es ein Leben wie das eines Greises und Einsiedlers: völlige Enthaltung von Umgang, auch dem der Freunde, gehört dazu. Trotzdem bin ich mutig, vorwärts, excelsior! —

Über Wagner empfinde ich ganz frei. Dieser ganze Vorgang mußte so kommen, er ist wohltätig und ich verwende meine Emanzipation von ihm reichlich zu geistiger Förderung. — Jemand sagte mir „der Karikaturenzeichner von Bayreuth ist ein Undankbarer und ein Narr“ — ich antwortete: „Menschen von so hoher Bestimmung muß man in bezug auf die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit nach dem Maße ihrer Bestimmung messen“. — Übrigens bin ich vielleicht nicht „dankbarer“, als Wagner, — und was die Narrheit betrifft —

Aber vielleicht habe ich schon zu viel gesagt, der „Wagnerianer“ regt sich in Ihnen und sucht nach Steinen....

Nein, lieber Freund, Sie werfen nicht nach mir, das weiß ich. – Aber tun Sie mir auch die Ehre an, mich nie zu verteidigen. Meine Position ist dafür zu stolz, Verzeihung! – Ich denke, meine Freunde sollen mit mir zusammen auch stolz sein.

Der lieben Frau meines Freundes erwidere ich treulich alles Gute und Herzliche, was sie mir durch meine Schwester sagen ließ.

Ich bin und bleibe

der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

1879

An Franz Overbeck

[Zettel] Basel, Anfang 1879

Seit gestern abend ein fortgesetzter wütender Schmerz. Was soll werden! – Kein Kolleg. –

F. N.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Basel,  
17. März 79

Lieber Freund, es geht mir fürchterlich, ich weiß nicht wie ertragen. –

Keine Vorlesung.

F. N.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Genf,  
23. März 79

Geliebter Freund, es geht mir nicht gut. Meine Adresse ist: Genève, Hotel de la gare.

Alles ist trüb und kalt. Die Einsamkeit schwer zu ertragen, der Magen schlecht, der Kopf immer voller Schmerzen.

Das Savoyische Gebirge sah wie ein beschneites Grab aus. Ein Bad genommen.

Euch beiden Guten das Herzlichste von Eurem Freund

F. N.

An Mutter und Schwester

Genf, 30. März 1879

Eure lieben Briefe und Wünsche erfreuten mich gestern Samstag um 4 Uhr. Ich wohne noch im gleichen Hotel (am See, sonnig – schöner und gesünder und heiterer als in Baden-Baden, das mir, wie jeder Ort, wo ich so trübselig gelitten habe, jetzt unzugänglich geworden ist). Ich nehme Duschen; doch bin ich viel schlimmer daran als voriges Jahr zu gleicher Zeit. –

Bis jetzt mehr Tortur als Erholung. – Wäre ich nur erst des Magens wieder Meister! – Nehmt es nur recht wahr, wie gut es Euch geht! Und vergleicht mein Leben am Abgrunde und unter Dreiviertel Schmerz und Einviertel Erschöpfung!

In herzlicher Liebe

Euer F.

Am 2. Mai richtet Nietzsche an den Regierungspräsidenten von Basel die Bitte, aus seiner bisherigen Stellung als Lehrer an der Universität ausscheiden zu dürfen, da er ihr nicht mehr gewachsen sei, und keine Aussicht mehr habe, in kürzerer Zeit auf eine Besserung in dem chronisch gewordenen Zustande seines Kopfleidens rechnen zu dürfen. – Die Entlassungsurkunde ist vom 14. Juni datiert. Darin wird ihm für die „ausgezeichnete Art“ gedankt, womit er seines Amtes gewaltet habe; für die nächsten sechs Jahre wird ihm ein Ruhegehalt von eintausend Franken bewilligt. Die Behörde bezahlte den Ruhegehalt jedoch, ohne den Ablauf der Frist zu beachten, bis ins Jahr 1889

weiter. Die Summe war von der Regierung mit Rücksicht darauf festgesetzt worden, daß Nietzsche außerdem noch aus zwei Fonds der Universität je eintausend Franken jährlich erhielt. Das kleine Vermögen, das Nietzsche besaß, konnte so für andere Zwecke geschont werden, da die Pension ausreichte, um seine bescheidenen Lebensbedürfnisse zu decken.

Nietzsche glaubt sich dem Tode nahe. Die Schwester berichtet aus dieser Zeit:<sup>1</sup>

„Schloß Bremgarten [bei Bern] hatte eine außerordentlich malerische Umgebung, und ich sehe noch den rührenden Blick, mit dem mein Bruder oft auf die herrlichen Landschaftsbilder schaute, als ob er für immer Abschied nähme. Eines Abends ruhten wir auf einem Hochplateau aus, es war ein öder, weiter Raum mit dunklen Tannen umsäumt, die sich scharf gegen den kalten blauen Himmel abhoben. Eine Raubvogelversammlung schien auf den hohen Bäumen stattzufinden; wie sie mit gellen heiseren Schreien kamen und wieder davonflogen, und wie sich dann die seltsame lautlose Stille und Öde rings herum ausbreitete und die kühle Abendluft einen erschauern ließ – da überfiel uns der Eindruck einer grenzenlosen Verlassenheit, man war wie von allem Lebenden abgeschieden, wie auf einer Stätte des Todes, von der selbst die Raubvögel mit höhnischem Geschrei flohen. ‚Lisbeth‘, sagte mein Bruder feierlich, ‚versprich mir, wenn ich sterben sollte, daß nur die Freunde um meinen Sarg stehen, kein neugieriges Volk, laß, wenn ich mich nicht mehr dagegen wehren kann, keinen Priester und niemanden an meinem Sarge Unwahrheiten sagen, laß mich als einen redlichen Heiden ohne Lügen ins Grab legen.‘“

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Der einsame Nietzsche, 1913, Kröner, S. 93f.

III  
ZARATHUSTRA  
1879—1883

---

OVERBECK war ein Jahr später als Nietzsche nach Basel gekommen. Zwischen den Hausgenossen hatte sich bald ein freundschaftlicher Verkehr entwickelt. (Nietzsches erster Brief an Overbeck ist vom März 1871.) Wieviel Gemeinsames zwischen ihnen bestand, geben die Hinweise Nietzsches auf Overbecks erstes Buch in den Briefen des Jahres 1873 zu erkennen. Auch Overbeck kämpfte gegen seine Zeit. Er war, obwohl mit Treitschke befreundet, mit Nietzsche einig in der Ablehnung des neudeutschen Bürgertums und seiner „satisfaits“. Mit Schärfe focht er für eine saubere Trennung von wissenschaftlicher Theologie und Christentum — gegen die Richtung also, die sein berühmter Kollege Harnack in Berlin später mit so großem Erfolge vertrat. Dieser „Radikalismus“ war ganz nach Nietzsches Geschmack. Nimmt man hinzu, daß Overbeck auch an der Begeisterung für Schopenhauer und Wagner auf seine Weise teilnahm, so ergeben sich Berührungspunkte genug. Wahrhaft mitzuerleben vermochte Overbeck freilich ebensowenig wie die andern. Ahnungslos schreibt er am 8. September 1876 an Nietzsche von den „unvergeßlichen Tagen von Bayreuth“.

Vielleicht gibt es keine bessere Charakteristik dieser Freundschaft als das Wort Overbecks, daß sie stets „schattenlos“ geblieben sei. Wo Nietzsche sich in der Freundschaft so rückhaltlos gab als es seine „verborgene Natur“ nur zuließ, ging es nicht ohne Stürme ab. Die Ungetrübtheit des Verhältnisses zu Overbeck beruhte darauf, daß es ein Verhältnis weniger der Herzen, als der gemeinsamen Interessen und Intellekte war. Daher hat der Briefwechsel mit diesem Freunde bei aller zeitweiligen Intimität eine gewisse Blässe und Kühle, wenn man ihn mit den Äuße

rungen Nietzsches an Rohde, Gersdorff und Gast vergleicht. (Daß er mit dem letzteren niemals in Konflikt geriet, war bei dem eigentümlichen Verhältnis Gasts zu seinem ehemaligen Lehrer selbstverständlich.) In dem Verhältnis zu Overbeck erreicht Nietzsches Kunst der Menschenbehandlung ihren Höhepunkt. Niemals hat er sich über eine verständnislose Äußerung dieses Freundes in betreff eines seiner Werke beklagt. Sie waren Antipoden, und er wußte es.

„Er ist ein Phänomen, vor dem ich mich immer wieder gebeugt habe und vor dem so getan zu haben ich auch heute nicht bedauere“ (Overbeck über Nietzsche). Gerade durch diese Distanz wurde eine wandellose Treue möglich. Daß Overbeck trotz aller Bewunderung und aller zahlreichen Beweise von Anhänglichkeit und Hilfsbereitschaft, die er Nietzsche bis zuletzt gegeben hat, dem Freunde im Innersten unbegreifend gegenüberstand, beweisen nicht nur seine Briefe an Nietzsche und an Rohde, sondern auch seine Aufzeichnungen in den von Bernoulli veröffentlichten Blättern („Christentum und Kultur“) sowie seine Erinnerungen. Zuletzt ist es der Maßstab, der Overbeck mangelt. Es wäre falsch, hieraus Vorwürfe gegen ihn abzuleiten. Der kritische Historiker, der er war, vermochte sich niemals ganz mit dem Herzen einzusetzen, er konnte niemals ganz Partei ergreifen. Was Klugheit und gütiger Wille vermögen, hat er getan. Eine Verdeckung des Abgrundes aber, der zwischen ihm und Nietzsche bestand, führt notwendig zu einer Verkleinerung des letzteren — deshalb waren diese Feststellungen notwendig.

Die nachdrücklichste Verteidigung Nietzsches, die Overbeck je vorgenommen hat, findet sich in seinen Briefen an Treitschke in den Jahren 1871—1873. Damals stand er mit Nietzsche in einer Front. Mit Überlegenheit wehrt er den Vorwurf der „Reichsfeindlichkeit“ von Nietzsche und zugleich von sich selber ab. „Man muß ja ein fühlloses Vieh sein, um aus einem Buch wie den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ nicht die tiefste, ernsteste, ursprünglichste Teilnahme an deutschem Wesen und deutscher Größe, und vielmehr Hohn über diese Dinge herauszuhören.“ (An Treitschke

am 23. Oktober 1873.) An einer Stelle jener Briefe rückt er den Konflikt unter die weiteste Perspektive. „Euere Entzweiung“ – gemeint ist die gegenseitige Ablehnung der beiden Freunde, die sich durch Overbecks Vermittlung sogar einmal begegneten – „ist mir manchmal wie ein bängliches Symbol. Das ist ja überhaupt ein Unglück in unserer deutschen Geschichte, daß unsere politischen und unsere Kulturbewegungen so vielfach auseinandergegangen sind und ihre Kräfte sich in unseligem Zwiespalt zerrieben haben.“ (Am 14. November 1873.)<sup>1</sup>

An Franz Overbeck

St. Moritz in Graubünden, 1879

Nur Worte, lieber Freund! Die Gedanken wirst Du supplieren. Vieles Gute kommt und kam von Dir; die Art, wie ich entlassen und ersetzt worden bin, war mir eine rechte Freude. Alles habe ich empfangen. Die Vorschläge betr. das Geld führe aus poste rest. St. M. (Kannst Du die frcs 1000 viell. unter Deinem Namen der Handwerkerbank übergeben? Bitte.) – Rechnungen habe ich alle bezahlt, 2 ganz kleine ausgenommen (Memel und die goldene Apotheke – willst Du es abmachen?) Mit Hamburg (nach 35tem Mißerfolg) alle Beziehungen abgebrochen. – Seit meiner letzten Karte die meiste Zeit zu Bett gelegen: dies ein Kommentar, zu dem ich mir den Text ersparen darf. Aber nun habe ich vom Engadin Besitz ergriffen und bin wie in meinem Element, ganz wundersam! Ich bin mit dieser Natur verwandt.

Jetzt spüre ich die Erleichterung. Ach, wie ersehnt kommt sie!

Verbirg meinen Aufenthaltsort vor jedermann, namentlich vor jeder Frau, Deine ausgenommen.

<sup>1</sup> C. A. Bernoulli: F. Overbeck und F. Nietzsche, 1908, Diederichs, Bd. I S. 94f.

(Dafür ist sie eben eine „Ausnahme“ in hundert Stücken.)

Rohde hat nicht geschrieben. Was für Skrupel quälen ihn? Gibt es für ihn noch „Skrupel“!

Anbei der liebe Köselitz als Lidograph.

Lebwohl, lieber lieber Freund

F. N.

Montag. Von Zürich wirst Du noch einiges hören. Es hängt so viel Gutes mit Dir zusammen.

An Peter Gast

St. Moritz-Dorf, den 11. Sept. 1879

Lieber lieber Freund, wenn Sie diese Zeilen lesen, ist mein Manuskript in Ihren Händen; es mag seine Bitte an Sie selber vortragen, ich habe nicht den Mut dazu. — Aber ein paar Augenblicke des Glücks sollen Sie auch mit mir teilen, die ich jetzt beim Gedanken an mein nunmehr vollendetes Werk habe. Ich bin am Ende des 35sten Lebensjahres; die „Mitte des Lebens“, sagte man anderthalb Jahrtausende lang von dieser Zeit; Dante hatte da seine Vision und spricht in den ersten Worten seines Gedichts davon. Nun bin ich in der Mitte des Lebens so „vom Tod umgeben“, daß er mich stündlich fassen kann; bei der Art meines Leidens muß ich an einen plötzlichen Tod, durch Krämpfe, denken (obwohl ich einen langsamen klarsinnigen, bei dem man noch mit seinen Freunden reden kann, hundertmal vorziehen würde, selbst wenn er schmerzhafter wäre). Insofern fühle ich mich jetzt dem ältesten Manne gleich; aber auch darin, daß ich mein Lebenswerk getan habe. Ein guter Tropfen Öles ist durch mich ausgegossen worden, das weiß ich, und man wird es mir nicht vergessen. Im Grunde habe ich die Probe zu meiner Betrachtung des Lebens schon gemacht: Viele werden sie noch machen. Mein Gemüt ist durch die anhaltenden

und peinlichen Leiden bis diesen Augenblick noch nicht niedergedrückt, mitunter scheint es mir sogar als ob ich heiterer und wohlwollender empfinde als in meinem ganzen früheren Leben: wem habe ich diese stärkende und verbessernde Wirkung zuzumessen? Den Menschen nicht, denn, ganz wenige ausgenommen, haben sich in den letzten Jahren alle „an mir geärgert“ und sich auch nicht gescheut, es mich merken zu lassen. Lesen Sie, lieber Freund, dieses letzte Manuskript durch und fragen Sie sich dabei immer, ob Spuren des Leidens und des Druckes zu finden sind; ich glaube nicht daran, und schon dieser Glaube ist ein Zeichen, daß in diesen Ansichten Kräfte verborgen sein müssen und nicht Ohnmachten und Ermüdungen, nach denen die mir Abgeneigten suchen werden.

Nun werde ich nicht eher ruhig, als bis ich die Blätter, von der Hand des aufopferndsten Freundes geschrieben und durch mich revidiert, nach Chemnitz absenden kann. Ich selber werde nicht zu Ihnen kommen – so eifrig mir auch Overbecks und meine Schwester dazu zureden; es gibt einen Zustand, wo es mir schicklicher zu sein scheint, in die Nähe der Mutter, der Heimat und der Kindes-Erinnerungen sich zu begeben. Doch nehmen Sie alles dies nicht als etwas Letztes und Unwiderrufliches. Je nachdem die Hoffnungen steigen oder fallen, muß ein Kranker seine Pläne machen und ändern dürfen. Mein Sommer-Programm ist ausgeführt: 3 Wochen Mittelhöhe (in Wiesen), 3 Monate Engadin, und der letzte Monat davon die eigentliche St. Moritzer Trink-Kur, deren beste Wirkung man erst im Winter spüren soll. Dieses Durchführen eines Programms tut mir wohl: leicht war es nicht! Die Entsagung in allem (– es fehlten Freunde und jeder Verkehr, ich konnte keine

Bücher lesen; alle Kunst war ferne von mir; ein Kämmerchen mit Bett, die Speise eines Asketen (die übrigens mir gut getan hat: keine Magenbeschwerden den ganzen Sommer!) – diese Entsagung war vollständig, bis auf einen Punkt: ich hing meinen Gedanken nach – was sollte ich auch tun! – Dies ist aber gewiß meinem Kopfe das Allerschädlichste – aber noch weiß ich nicht, wie ich's hätte vermeiden können. Genug, für diesen Winter heißt das Programm: Erholung von mir selber, Ausruhen von meinen Gedanken – dies kenne ich seit Jahren nicht mehr. Vielleicht bringe ich in Naumburg eine Tagesordnung zustande, bei der diese Ruhe mir zuteil wird. – Aber erst der „Nachtrag“! „Der Wanderer und sein Schatten“! –

Ihr letzter Gedanken-Brief war Overbeck und mir eine solche Freude, daß ich ihm erlaubte, denselben mit nach Zürich zu nehmen, um ihn den Frauen dort vorzulesen. Verzeihung dafür! Und Verzeihung für Größeres!

Ihr Freund N.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Naumburg, 28. Dezember 79

Der Zustand war zum Entsetzen, der letzte Anfall von dreitägigem Erbrechen begleitet, gestern eine bedenklich lange Bewußtlosigkeit. Wenn ich nicht in bessere und wärmere Luft fort kann, kommt es zum Äußersten. Alle Deine Briefe und Sendungen sind da, teurer Freund, ich danke Dir für Deine Liebe. Rohde hat einen herrlichen Brief geschickt.

Deinen Lieben im Falkenstein und Dir selber den herzlichsten Neujahrsgruß von Deinem Freunde.

Noch einmal flammt in Nietzsche die Hoffnung auf Rohde empor, als er zu Weihnachten von diesem einen Brief

empfangt, in dem sich die Worte finden: „Ich denke immer an Dich, wenn ich die besten und reinsten und folgereichsten Momente meiner Jugend ... mir ins Gedächtnis heraufsteigen lasse. Ich kann Dich nie verlieren, mögest Du die fernsten Gedankengebirge erklettern; was man im vorigen Jahrhundert die „Sympathie“ nannte, zieht mich mit ein Verständnis, das nicht nur aus dem Kopfe, sondern aus der ganzen Komposition des Wesens stammt und sich fast wie ein Zwang auferlegt. Ich sollte Dich trösten in all Deinen Qualen: aber ich kann nichts andres sagen, als daß ich aus Deinen neuesten Büchern, bei aller Beruhigung des Geistes, die sie mitteilen, eine fortwährende Mitqual gewinne...“ Und ferner: „Du wohnst eben in Deinem eignen Geiste, wir andern aber hören solche Stimmen sonst nie, nicht gesprochen, nicht gedruckt: und so geht es mir, wie von jeher, wenn ich mit Dir zusammen war, auch jetzt: ich werde für eine Zeit lang in einen höheren Rang erhoben, als ob ich geistig geadelt würde.“ Vielleicht überlas Nietzsche in der Freude seines Herzens die Worte des Freundes über den eigenen Beruf im gleichen Briefe, die ihn hätten warnen müssen. Denn unverhohlen treten da Müdigkeit und Verachtung heraus. Die philologische Beschäftigung hat nicht mehr Wert für Rohde als Nüsse knacken. „Aber solange mans treibt, beschäftigt es den Geist angenehm, ähnlich wie Billard oder Schach spielen.“

An Erwin Rohde

Naumburg, 28. Dezember 1879

Habe Dank, teurer Freund! Deine alte Liebe, neu besiegelt – das war das köstlichste Geschenk am Abende der Bescherung. Selten ist mir's so gut gegangen: gewöhnlich war das persönliche Schlußergebnis eines Buches für mich, daß ein Freund mich gekränkt verließ (wie es mein Schatten macht). Ich kenne das Gefühl der freudelosen Vereinsamung recht gut, das herrliche Zeugnis Deiner Treue hat mich ganz erschüttert. – Mein Zustand ist jetzt wieder zum Entsetzen,

die Tierquälerei abscheulich – sustineo, abstineo, und wundere mich selber darüber.

Von Herzen

Dein

F. N.

1880

An Malwida von Meysenbug

Naumburg, 14. Januar 1880

Obwohl Schreiben für mich zu den verbotenen Früchten gehört, so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehere, doch noch einen Brief von mir haben – es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgendeiner Zeit messen; trotzdem habe ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen – und brauche weder Religion noch Kunst mehr dazu. (Sie merken, daß ich darauf stolz bin; in der Tat, die völlige Verlassenheit hat mich erst meine eignen Hilfsquellen entdecken lassen.) Ich glaube mein Lebenswerk getan zu haben, freilich wie einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiß, daß ich einen Tropfen guten Öles für viele ausgegossen habe und daß ich vielen zur Selbsterhebung, Friedfertigkeit und gerechtem Sinne einen Wink gegeben habe. Dies schreibe ich Ihnen nachträglich, es sollte eigentlich bei der Vollendung meiner „Menschlichkeit“ ausgesprochen werden. Kein Schmerz hat vermocht und soll vermögen, mich zu einem falschen Zeugnis über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen.

Zu wem dürfte ich dies alles sagen, wenn nicht zu Ihnen? Ich glaube – aber es ist unbescheiden es zu sagen? – daß unser Charakter viele Ähnlichkeiten hat. Z. B.: wir sind beide mutig, und weder Not noch Geringschätzung kann uns von der Bahn, die wir als die rechte erkennen, abdrängen. Auch haben wir beide in uns und vor uns manches erlebt, dessen Leuchten wenige der Gegenwärtigen gesehen haben – wir hoffen für die Menschheit und bringen uns selber als bescheidenes Opfer, nicht wahr? – –

Hören Sie Gutes von Wagners? Es sind drei Jahre, daß ich nichts von ihnen erfahre: die haben mich auch verlassen, und ich wußte es längst, daß Wagner von dem Augenblicke an, wo er die Kluft unsrer Bestrebungen merken würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Man hat mir erzählt, daß er gegen mich schriebe. Möge er damit fortfahren: es muß die Wahrheit auf jede Art ans Licht kommen! Ich denke in einer dauernden Dankbarkeit an ihn, denn ihm verdanke ich einige der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbständigkeit. Frau Wagner, Sie wissen es, ist die sympathischste Frau, der ich im Leben begegnet bin. – Aber zu allem Verkehren und gar zu einem Wiederanknüpfen bin ich ganz untauglich. Es ist zu spät.

Ihnen, meine liebe, schwesterlich verehrte Freundin, der Gruß eines jungen Alten, der dem Leben nicht gram ist, ob er gleich nach dem Ende verlangen muß.

Friedrich Nietzsche.

An Mutter und Schwester

Venedig, 15. März 1880

Vorgestern Abend kam ich in Venedig an, die letzte Woche in Riva war ich sehr leidend. Hier wohne ich gut, ruhig, habe auch den warmen Ofen; der Mar-

kusplatz ist in der Nähe. Gestern schön, aber kalt, doch konnte ich nachmittags im Freien Kaffee trinken, bei Musik, alles war mit Fahnen geschmückt, und die Tauben von St. Markus flogen friedlich umher. Lauter schattige Sträßchen mit hartem ganz glatten Pflaster. Wohnung nur provisorisch; einsteilen schreibt an Gasts Adresse.

In herzlicher Liebe

Euer Fritz.

Im Juli und im August ist Nietzsche in Marienbad, wo, wie er am 20. August an Gast schreibt, gewiß seit Goethe noch nicht so viel gedacht worden sei, „und auch Goethe wird nicht so prinzipielle Dinge sich haben durch den Kopf gehen lassen ...“

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Stresa, 31. October 80

Meine lieben Freunde, meinen Geburtstag hatte ich diesmal vergessen, zum ersten Male – woran lag dies? Wahrscheinlich habe ich den Kopf zu voll von andern Gedanken, und diese bringen es mit sich, daß ich mir zehnmals jedes Tags zurufe „was liegt an mir!“ (Dies ist die Art, mir Mut zu machen.) Ich weiß nämlich sehr oft nicht, wie ich meine Schwäche (an Geist und Gesundheit und andern Dingen) und Stärke (im Schauen von Aussichten und Aufgaben) miteinander ertragen könne. Meine Einsamkeit, nicht nur in Stresa, sondern in Gedanken ist außerordentlich. Um so erquicklicher ist jedes Wort und jede Tat der wahren Freunde, ach, ein wahres Bedürfnis!

Von Herzen dankbar Euer

F. N.

An Peter Gast

[Postkarte] Genua, 17. November 1880

Ihr Brief kam zur rechten Zeit: eben war der erste lichte und ruhige Moment erschienen, nach einer äußerst qualvollen unbegreiflichen Zeit, wo alle Übel des Leibes und der Seele über mich herfielen. Oh der tiefen Melancholie in Stresa! Ich sang und piff mir Ihre Melodien, um mir Mut zu machen: so werden sie mir im Gedächtnis bleiben! Und wahrlich, alles Gute der Musik muß sich pfeifen lassen; aber die Deutschen haben nie singen gekonnt und schleppen sich mit ihren Klavieren: daher die Brunst für die Harmonie.

Verraten Sie niemandem, daß ich in Genua bin und bleiben werde; sagen Sie, ich bitte, gelegentlich, ich sei in San Remo. Ich will mir die unbekannteste Dachstubenexistenz gründen (ich habe jetzt das vierte Logis schon). Bleiben Sie mutig und so freudig-freundlich wie Ihr letzter Brief!

An Peter Gast

[Postkarte] Genua, 24. November 1880

Lieber Freund, ich lasse ein Kärtchen zu Ihnen fliegen, bloß um Ihnen zu sagen, was ich eben stark empfinde: ich glaube, Sie und ich, wir sind auf dem rechten Wege! Einsamkeit, und Strenge gegen uns vor unserm eignen Richterstuhl, kein Hinhorchen mehr nach anderen, Mustern und Meistern! Ein Leben, das unserm innersten Wunsche gemäß ist und wird, eine Tätigkeit ohne Hast, kein fremdes Gewissen über uns und unserm Tun! So versuche ich's nun wieder einmal mir herzurichten: und Genua scheint mir der rechte Ort, dreimal jedes Tages ist mir hier das Herz übergegangen, bei dieser in die Ferne weisenden Größe und unternehmenden Mächtigkeit. Hier habe ich Ge-

wühl und Ruhe und hohe Bergpfade und das, was  
schöner ist als mein Traum davon, das Campo santo.

In Liebe und Treue der Ihre

F. N.

1881

An Erwin Rohde

Genua, 24. März 1881

So läuft nun das Leben dahin und davon, und die besten Freunde hören und sehen nichts voneinander! Ja das Kunststück ist nicht gering: zu leben und nicht mißmutig zu werden! Wie oft bin ich in dem Zustande, wo ich gerne bei meinem alten, rüstigen, blühenden, tapferen Freunde Rohde eine Anleihe machen möchte, wo ich eine „Transfusion“ von Kraft, nicht von Lammblut, sondern von Löwenblut, recht vonnöten hätte, — aber da steckt er in Tübingen, in Büchern und im Ehestande, für mich in allen Beziehungen unerreichbar. Ach, Freund, so muß ich denn fort und fort vom „eigenen Fette“ leben: oder, wie jeder weiß, der dies einmal recht versucht hat, vom eignen Blute trinken! Da gilt es sowohl den Durst nach sich selber nicht verlieren, als auch sich nicht auszutrinken.

Im ganzen bin ich aber erstaunt, um es Dir zu gestehen, — wieviel Quellen der Mensch in sich fließen lassen kann. Selbst einer, wie ich, der nicht zu den Reichsten gehört. Ich glaube, wenn ich alle die Eigenschaften besäße, die Du vor mir voraus hast, ich würde übermütig und unausstehlich. Schon jetzt gibt es Augenblicke, wo ich auf den Höhen über Genua mit Blicken und Empfindungen herumwandle, wie sie von eben hier aus vielleicht einmal der selige Kolumbus auf das Meer und auf alle Zukunft hinausgesandt hat.

Nun, mit diesen Augenblicken des Mutes und vielleicht sogar der Narrheit muß ich mein Lebensschiff wieder ins Gleichgewicht zu bringen suchen. Denn Du glaubst nicht, wieviel Tage und wieviel Stunden selbst an erträglichen Tagen – überstanden werden müssen, um nicht mehr zu sagen. Soweit man mit „Weisheit“ der Lebenspraxis einen schwierigen Zustand der Gesundheit erleichtern und mildern kann, tue ich wahrscheinlich alles, was man in meinem Falle tun kann – ich bin darin weder gedanken- noch erfindungslos –, aber ich wünsche niemandem das Los, an welches ich anfangs mich zu gewöhnen, weil ich anfangs zu begreifen, daß ich ihm gewachsen bin.

Aber Du, mein teurer, lieber Freund, bist nicht in einer solchen Klemme, wo man sich dünn machen muß, um gerade sich durchzuwinden; Overbeck ist es auch nicht, Ihr tut Eure schöne Arbeit, und ohne viel davon zu sprechen, vielleicht ohne viel daran zu denken, habt Ihr alles Gute vom Mittage des Lebens – und ein wenig Schweiß dazu, wie ich vermute. Wie gerne hörte ich ein Wort von Deinen Plänen, von großen Plänen – denn mit einem solchen Kopfe und Herzen, wie Du hast, trägt man hinter all der täglichen und vielleicht kleinen Arbeit, irgend etwas Umfängliches und Sehr-Großes mit sich herum – wie sehr würdest Du mich erquicken, wenn Du mich solcher Mitteilungen nicht für unwürdig hieltest! Solche Freunde, wie Du, müssen mir helfen, den Glauben an mich in mir selber aufrechtzuerhalten; und das tust Du, wenn Du mich für Deine besten Ziele und Hoffnungen zum Vertrauten behältst. – Wenn sich unter diesen Worten die Bitte um einen Brief verbergen sollte, nun ja! liebster Freund, ich hätte gerne etwas recht, recht Persönliches von Dir wieder einmal in Händen – damit ich nicht immer nur den vergangenen

Freund Rohde im Herzen empfinde, sondern auch den gegenwärtigen und – was mehr ist – den werdenden und wollenden: ja den Werdenden! den Wol-lenden!

Von Herzen

der Deine.

Sage Deiner lieben Frau ein Wort zu meinen Gunsten: sie soll nicht böse sein, daß ich sie immer noch nicht kenne: irgendwann einmal mache ich alles gut.

Adr.: Genova (Italia),  
poste restante.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Genua, 28. April 81

Lieber teurer Freund, Sonntag verlasse ich Genua auf einige Monate und gehe nach Recoaro (presso di Vicenza) einer ital. Sommerfrische, wohin auch Hr. Köselitz kommt. Willst Du mir dorthin den neuen „grünen Heinrich“ senden? Alle Jahre ein gutes Buch zu lesen, ist gewiß keine Ausschweifung (voriges Jahr lasen wir den „Nachsommer“). – Fr. Rohde hat einen langen Brief über sich geschrieben, an dem mir aber zweierlei fast wehe tat 1. die Art Gedankenlosigkeit in betreff der Richtung des Lebens bei einem solchen Menschen! und 2. die Masse schlechten Geschmacks in Wort und Wendung (viell. nennt man's auf deutsch. Universitäten „Witz“ – der Himmel behüte uns davor!) Dir und Deiner lieben verehrten Frau einen guten Sommer und heiteren Himmel! (am Himmel hängt bei mir fast alles, es ging mir also nicht gut!)

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Recoaro, 18. Mai 81

Nur ein Wort des Dankes, mein lieber Freund, für die Besorgung des „grünen Heinrich“, er soll mir eine rechte Sommerfreude werden. Wenn Du mein nächstes Gehaltsquartal an Schmeitzner sendest, bringe dies Buch, bitte, in Verrechnung. – Mein Befinden ist schlecht. Der Druck wird sich viell. noch über 2 Monate hinschleppen. – Nun aber noch eine frohe, sehr frohe Botschaft: unser Freund K. ist ein Musiker ersten Ranges, sein Werk von einem neuen und eigenen Zauber der Schönheit, in dem keiner der Lebenden ihm gleichkommt. Heiterkeit, Anmut, Innigkeit, ein großer Bogen der Empfindung, von der harmlosen Lustigkeit hinauf bis zur unschuldigen Erhabenheit: dabei eine technische Vollkommenheit und Feinheit der Ansprüche an sich selbst, die mir, in diesem groben Jahrhundert, unsäglich erquickend vorkommt. Zu alledem: es gibt eine Verwandtschaft zwischen dieser Musik und meiner Philosophie: letztere hat die wohlthönendste Fürsprecherin gefunden! –

An die Schwester

Recoaro, 19. Juni 1881

Ach, meine gute liebe Schwester, Du meinst, es handle sich um ein Buch? Hältst auch Du mich immer noch für einen Schriftsteller! Meine Stunde ist da. – Ich möchte Dir so viel ersparen, Du kannst ja meine Bürde nicht tragen (es ist schon Verhängnis genug, so nah mit mir verwandt zu sein). Ich möchte, daß Du jedem mit reinem Gewissen sagen könntest „ich kenne die neueren Ansichten meines Bruders nicht“. (Man wird es Dir schon zu verstehen geben, daß diese „unmoralisch“ und „schamlos“ sind.) – In-

zwischen: guten Mut und Tapferkeit, jeder für seinen Teil, und gute alte Liebe! –

Meine Adresse: St. Moritz in Graubünden (Schweiz) poste restante. Es ist dies wieder einmal ein letzter Versuch. Seit Februar habe ich außerordentlich zu leiden gehabt, und nur sehr wenig Orte sind mir günstig. – Schönsten Dank für den Dienst in betreff des Herrn Malers R.

Dein F.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Sils Egd., 23. Juni 81

Es freut mich sehr, mein lieber Freund, daß auch in dieser Angelegenheit unsre Freundschaft Stand hält, ja sich neu besiegelt hat – ich denke mitunter mit Bangnis an alle die Feuer- und Kälteproben, denen die mir liebsten Menschen durch meine „Unwundenheit“ ausgesetzt werden. Was das Christentum betrifft, so wirst Du mir wohl das eine glauben: ich bin in meinem Herzen nie gegen dasselbe gemein gewesen und habe mir von Kindesbeinen an manche innerliche Mühe um seine Ideale gegeben, zuletzt freilich immer mit dem Ergebnis der puren Unmöglichkeit. – Auch hier habe ich viel zu leiden, der Sommer ist diesmal heißer und elektrizitätsreicher als gewöhnlich, zu meinem Nachteil. Trotzdem weiß ich mir nichts meiner Natur Angemesseneres als dies Stück Obererde. – Frau Baumgartner hat mir sehr gut und herzlich geschrieben. – Ich selber bin noch nicht im Besitz meines Buches. – Hellwald mit Dank empfangen; es ist ein Kompendium einer Gattung von Meinungen.

Dir und Deiner lieben Frau von Herzen zugetan  
F. N.

An Erwin Rohde

[Postkarte] Sils-Maria, 4. Juli 1881

Nun, alter, lieber Getreuer, hier kommt alter ego, und Du kannst Dich nach Herzenslust mit mir unterhalten, mit mir zanken, grollen, glücklich sein und über alle Wolken hinausblicken. Es wäre schlimm, wenn es nicht gerade ein Buch für Dich wäre, — ich wüßte sonst gar nicht mehr, wie ich es auf Erden noch dazu bringe, jemandem eine Freude zu machen. Du hast darin alle meine Ingredienzien; laß beiseite, was Dir wehe tut, und nimm alles zusammen, was Dir, gerade Dir Mut macht. Anders weiß ich auch nicht für Deinen reichen und edelherzigen Brief dankbar zu sein, — ich muß alle Viertelstunden, welche mir Kopf und Augen freigeben, im Dienste einer großen Aufgabe verwenden, und ich träume in meiner Seele immer davon, eben so auch am besten meinen Freunden zu dienen. Behalte mich lieb!

Dein F. N.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Sils Egd., 30. Juli 81

Ich bin ganz erstaunt, ganz entzückt! Ich habe einen Vorgänger und was für einen! Ich kannte Spinoza fast nicht: daß mich jetzt nach ihm verlangte, war eine „Instinkthandlung“. Nicht nur, daß seine Gesamttendenz gleich der meinen ist — die Erkenntnis zum mächtigsten Affekt zu machen — in fünf Hauptpunkten seiner Lehre finde ich mich wieder, dieser abnormste und einsamste Denker ist mir gerade in diesen Dingen am nächsten: er leugnet die Willensfreiheit —; die Zwecke —; die sittliche Weltordnung —; das Unegoistische —; das Böse —; wenn freilich auch die Verschiedenheiten ungeheuer sind, so liegen diese mehr in dem Unterschiede der Zeit,

der Kultur, der Wissenschaft. In summa: meine Einsamkeit, die mir, wie auf ganz hohen Bergen, oft, oft Atemnot machte und das Blut hervorströmen ließ, ist wenigstens jetzt eine Zweisamkeit. – Wunderlich!

Übrigens ist mein Befinden gar nicht meinen Hoffnungen entsprechend. Ausnahmewetter auch hier! Ewiges Wechseln der atmosphärischen Bedingungen! – das treibt mich noch aus Europa! Ich muß reinen Himmel monatelang haben, sonst komme ich nicht von der Stelle. Schon 6 schwere, zwei- bis dreitägige Anfälle!! – In herzlicher Liebe Euer Freund.

An Peter Gast

Sils-Maria, 14. August 1881

Nun, mein lieber guter Freund! Die Augustsonne ist über uns, das Jahr läuft davon, es wird stiller und friedlicher auf Bergen und in den Wäldern. An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehen habe, – davon will ich nichts verlauten lassen, und mich selber in einer unerschütterlichen Ruherhalten. Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen! Ach, Freund, mitunter läuft mir die Ahnung durch den Kopf, daß ich eigentlich ein höchst gefährliches Leben lebe, denn ich gehöre zu den Maschinen, welche zerspringen können! Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen – schon ein paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren – wodurch? Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Tränen, sondern Tränen des Jauchzens; wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe.

Zuletzt – wenn ich nicht meine Kraft aus mir sel-

ber nehmen könnte, wenn ich auf Zurufe, Ermütigungen, Tröstungen von außen warten müßte, wo wäre ich! was wäre ich! Es gab wahrhaftig Augenblicke und ganze Zeiten meines Lebens (z. B. das Jahr 1878), wo ich einen kräftigenden Zuspruch, einen zustimmenden Händedruck wie das Labsal aller Lab-sale empfunden hätte – und gerade da ließen mich alle im Stich, auf welche ich glaubte mich verlassen zu können und die mir jene Wohltat hätten erzeugen können. Jetzt erwarte ich's nicht mehr und empfinde nur ein gewisses trübes Erstaunen, wenn ich z. B. an die Briefe denke, die ich jetzt bekomme, – alles ist so unbedeutend, keiner hat etwas durch mich erlebt, keiner sich einen Gedanken über mich gemacht, – es ist achtbar und wohlwollend, was man mir sagt, aber ferne, ferne, ferne. Auch unser lieber Jacob Burckhardt schrieb so ein kleinlautes verzagtes Brieflein.

Dagegen nehme ich es als Belohnung auf, daß dies Jahr mir zweierlei zeigte, das zu mir gehört und mir innig nahe ist: das ist Ihre Musik und diese Landschaft. Das ist keine Schweiz, kein Recoaro, etwas ganz anderes, jedenfalls etwas viel Südlicheres, – ich müßte schon nach den Hochebenen von Mexiko am Stillen Ozeane gehen, um etwas Ähnliches zu finden (z. B. Oaxaca) und da allerdings mit tropischer Vegetation. Nun, dies Sils-Maria will ich mir zu erhalten suchen. Und ebenso empfinde ich für Ihre Musik, aber weiß gar nicht, wie ihrer habhaft werden! Notenlesen und Klavierspielen habe ich aus meinen Beschäftigungen ein- für allemal streichen müssen. Die Anschaffung einer Schreibmaschine geht mir im Kopf herum, ich bin in Verbindung mit ihrem Erfinder, einem Dänen aus Kopenhagen.

Was machen Sie im nächsten Winter? Ich nehme an, daß Sie in Wien sein werden. Aber für den dar-

auffolgenden Winter wollen wir uns eine Zusammenkunft ausdenken, wenn auch nur eine kurze, — denn ich weiß jetzt wohl, daß ich nicht zu Ihrem Umgang taue und daß es Ihnen freier und fruchtbarer zumute ist, wenn ich wieder fortgeflogen bin. Mir liegt andererseits an der immer größeren Befreiung Ihres Gefühls und an dem Erwerbe eines innigen und stolzen zu-Hause-seins, in summa an Ihrem glücklichen allerglücklichsten Schaffen und Reifwerden so unbeschreiblich viel, daß ich mich in jede Lage leicht finden werde, welche aus den Bedingungen Ihrer Natur erwächst. Ich habe nie gegen Sie irgendwelche häßlichen Gefühle, vertrauen Sie darauf, lieber Freund! [...]

In herzlicher Freundschaft und Dankbarkeit

Ihr F. N.

(Ich bin viel krank gewesen.)

An Peter Gast

Sils-Maria, Ende August 1881

Aber das sind ja herrliche Neuigkeiten, mein lieber lieber Freund! Vor allem, daß Sie fertig sind! Mir wird bei dem Gedanken dieses ersten großen Fertigwerdens Ihres Lebens unsäglich wohl und feierlich zumute, ich werde den 24. August 1881 im Gedächtnis behalten! Wie es nur zugeht! Aber mich überkommt, sobald ich nur Ihres Werkes gedenke, ein Gefühl von Befriedigung und eine Art von Rührung, dergleichen ich in bezug auf meine eignen „Werke“ nicht kenne. An diesen ist etwas, das immer und immer meine Scham beleidigt: sie sind Abbilder eines leidenden, unvollständigen, der nötigsten Organe kaum mächtigen Geschöpfes — ich selber als Ganzes komme mir so oft wie der Krikelkrakel vor, den eine unbekannte Macht übers Papier zieht, um eine neue Feder zu

probieren. (Unser Schmeitzner hat ganz gut verstanden, mich an diesem Punkt empfindlich zu berühren, indem er in jedem seiner letzten Briefe betont, daß „meine Leser keine Aphorismen mehr von mir lesen wollten“.) Nun, Sie, lieber Freund, sollen kein solcher Aphorismusmensch sein, Ihr Ziel geht ins Höhere, Sie haben nicht nur, wie ich, den Zusammenhang und das Bedürfnis des Zusammenhanges ahnen zu lassen. – Ihre Aufgabe ist es, in Ihrer Kunst die höheren Stilgesetze wieder offenbar zu machen, deren Beseitigung die Schwäche der neueren Künstler fast zum Prinzip erhoben hat: Ihre Aufgabe ist es, Ihre Kunst wieder einmal fertig zu zeigen! Das fühle ich, wenn ich an Sie denke, und ich genieße in dieser Aussicht ein Vollendetwerden meiner eignen Natur wie im Bilde. Diesen Genuß haben Sie mir bisher allein gegeben, und erst seitdem ich Ihre Musik kenne, steht es so zwischen uns.

Und dann die zweite Neuigkeit: daß Wien nach Venedig und der Berg zu Muhammed kommt! Welche Unruhe nimmt dies von mir! Ich sehe jetzt den Gang der Dinge, Ihre erste festliche Einführung – ich vermute, Sie werden, unmittelbar in dem Erfolge, den Mut haben, Ihren ästhetischen neuen Willen durch ein paar beredte Schriftstücke der Welt kundzutun und damit über die einzig zulässige Interpretation Ihres Werkes die Verwirrung beseitigen. Bekennen Sie sich ungescheut zu den höchsten Absichten! Menschen wie Sie müssen ihre Worte voranwerfen und sie durch ihre Taten einzuholen wissen (selbst ich habe mir bisher erlaubt, nach dieser Praxis zu leben). Benutzen Sie alle Freiheiten, die man dem Künstler allein noch zugesteht, und bedenken Sie wohl: unsre Aufgabe ist unter allen Umständen anzutreiben, „dorthin“ zu treiben – gleichgültig beinahe,

ob wir selber dorthin gelangen! (Die exhortatio indirecta finde ich zum Erstaunen oft in meinem letzten Buche, z. B. in dem Abschnitte § 542 „Der Philosoph und das Alter“, – die direkte Ermahnung und Anreizung hat dagegen etwas so Altkluges.)

So viel für heute – es ist gar nicht nötig, hierauf zu antworten, lieber Freund. Wenn wir uns einmal wiedersehen, spielen Sie mir Ihre Musik als Antwort (sie ist mir in diesen Monaten recht ins Herz gesickert, und, aufrichtig! – ich weiß jetzt nichts, was ich lieber hören möchte –).

Es war mir eine rechte Freude, die Handschrift meines alten braven Gersdorff wiederzuerkennen (leider in etwas zu blasser Tinte) und zwar von einem Interesse Zeugnis ablegend, welches annoch selten ist und das ihn mir recht in der Nähe meiner Bedürfnisse und Freuden zeigt.

Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner als eines durch Ihren letzten Brief Hochbeglückten.

Ihr Freund Nietzsche.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Sils Egd., 18. September 81

Danke Deiner lieben Frau für ihre ebenso gütige als exakte Auskunft. Nein, ein solcher Topf paßt nicht für meinen Haushalt: welcher flüchtig und transportabel sein muß, wie ich selber (ebensowenig als die erwähnte Schreibmaschine). Die Zeitschriften laß! Die gesuchten Aufsätze stehen in Liebmann's „Analysis“ auch. Ceterum, missis his jocis, dicam quod tacere velim, sed non jam tacere possum. Sum in puncto desperationis. Dolor vincit vitam voluntatemque. O quos menses, qualem aetatem habui! Tot expertus sum corporis cruciatus, quot in caelo vidi mutationes. In omni nube est aliquid fulminis instar, quod

manibus me tangat subitis infelicemque penitus pessumdet. Quinques mortem invocavi medicum, atque hesternum diem ultimum speravi fore — frustra speravi. Ubi est terrarum illud sempiternae serenitatis caelum, illud meum caelum? Vale amice.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Poststempel Sils Egd., 20. September 81

Lieber Freund, das Geld ist auch eingetroffen, insgleichen die delikaten Backwerke, für welche ich der verehrten Senderin den herzlichsten Dank auszudrücken bitte. In einer Woche reise ich ab. Die Abhandl. von Fick ist mir jetzt nicht mehr nötig. Bitte, habe die Güte, meine mannigfaltigen Ausgaben, zu denen meine leiblichen u. geistigen Bedürfnisse in diesem Sommer Anlaß gegeben haben, bei Dir und den Deinen im Hause Falkenstein in Ordnung zu bringen! Es ist ja bald wieder Geld für mich in Deinen Händen, das dazu dienlich ist. — Hast Du viell. an Köselitz den 2ten Band des „grünen Heinrich“ geschickt? — Denke Dir, daß Freund Rohde Buch und Brief, vor 3 Monaten ihm zugesandt, unbeantwortet gelassen hat! Was mag den wieder quälen! — Man muß sich die Geduld zum Aushalten in Pfennigen zusammenbetteln. Vertraue mir, ich habe noch Gründe auszuhalten. —

Dein Freund.

An Erwin Rohde

Genua, 21. Oktober 1881

Lieber, alter Freund, da Du mir inzwischen nicht geschrieben hast, so nehme ich an, daß es irgendwelche Schwierigkeiten dabei für Dich gibt. Deshalb spreche ich heute die herzlich gemeinte Bitte und

dies ohne alle für Dich peinlichen Hintergedanken aus: schreibe mir jetzt nicht! Es verändert sich damit gar nichts zwischen uns; aber unerträglich ist mir die Empfindung, anscheinend durch die Zusendung eines Buches auf einen Freund eine Art Zwang ausgeübt zu haben. Was liegt an einem Buche! – Ich habe noch Wichtigeres zu tun – und ohne dies wüßte ich nicht, wozu leben. Denn es geht mir hart, ich leide viel.

In Liebe

Dein

F. N.

An Peter Gast

[Postkarte] Genua, 28. November 1881

Hurra! Freund! Wieder etwas Gutes kennengelernt, eine Oper von Georges Bizet (wer ist das?!): Carmen. Hörte sich an wie eine Novelle Mérimées, geistreich, stark, hier und da erschütternd. Ein echt französisches Talent der komischen Oper, gar nicht desorientiert durch Wagner, dagegen ein wahrer Schüler von Hector Berlioz. So etwas habe ich für möglich gehalten! Es scheint, die Franzosen sind auf einem besseren Wege in der dramatischen Musik; und sie haben einen großen Vorsprung vor den Deutschen in einem Hauptpunkte: die Leidenschaft ist bei ihnen keine so weithergeholte (wie z. B. alle Leidenschaften bei Wagner).

Heute etwas krank, durch schlechtes Wetter, nicht durch die Musik: vielleicht sogar wäre ich viel kränker, wenn ich sie nicht gehört hätte. Das Gute ist mir Medizin! Darum meine Liebe zu Ihnen!!

An die Schwester

Genua, 29. November 1881

Meine liebe liebe Schwester,

... Du weißt es, daß meine Leiden mich nicht der Schmerzen wegen ungeduldig machen, sondern nur weil ich immer befürchte, daß ich mit der ungeheuren Aufgabe, die sich von Jahr zu Jahr mir immer deutlicher zeigt, nicht fertig werde. Ich kann nur denken und schreiben bei vollster Freudigkeit des Geistes und Leibes! – ich traue keinem Gedanken, der bei bedrückter Seele und betrübten Eingeweiden entstanden ist, und was nun gar bei Kopfschmerzen geschrieben sein sollte, wird sicherlich vernichtet. Daß mir nun diese verwünschten Schmerzen so viel Zeit wegnehmen, bringt mich hie und da zur Verzweiflung! Andererseits weiß ich wohl, daß ich diesem wechselvollen Zustand meiner Gesundheit Ungeheures verdanke: schon dieses häufige Gesundwerden und dieses bezaubernde Gefühl der Genesung! – ein wundervoller Zustand und die Ursache der erhabensten und mutigsten Empfindungen. Du kennst ja auch Migräne (das einzige Leiden, was das gesunde Lama kennt!) und sagtest einmal, als sie gerade vor einem Spaziergang verschwand: „heute erscheint mir die Welt verklärt“. Ach wie oft habe ich nun schon diese Verklärung empfunden – vielleicht zu oft! –

Hier in Genua bin ich stolz und glücklich, ganz principe Doria! – oder Columbus? Ich wandre wie im Engadin mit einem Jauchzen des Glücks über die Höhen und mit einem Blick in die Zukunft, wie ihn vor mir noch niemand gewagt hat. Es hängt von Zuständen ab, die nicht bei mir stehen, sondern beim „Wesen der Dinge“, ob es mir gelingt meine große Aufgabe zu lösen. Glaube mir: bei mir ist jetzt die

Spitze alles moralischen Nachdenkens und Arbeitens in Europa und noch von manchem anderen. Es wird vielleicht einmal noch die Zeit kommen, wo auch die Adler scheu zu mir aufblicken müssen, wie auf jenem Bilde des heiligen Johannes, das wir als Kinder so sehr liebten. —

Und manchmal kommt auch etwas Gutes von außen zu mir: vorgestern hörte ich eine Oper „Carmen“ von einem Franzosen Bizet und war erschüttert. So stark, so leidenschaftlich, so anmutig und so südlisch. Hast Du zufällig davon gehört? — Seit dem 23. November Umschlag des Wetters: Regen, Tag und Nacht und strömend wie deutsche Gewitterregen. Dafür war der ganze November bis zum genannten Tage wunderschön — ganz wolkenrein. — Dr. Rée war so gütig, mir ein paar Chemikalien zu schicken; schickt nie etwas! Diese zwei Fläschchen kosteten 5 Fr. Porto und Zoll,  $\frac{1}{2}$  Tag Herumlaufen und Unannehmlichkeiten aller Art. Sage Dr. Rée nichts davon, bitte!

In Liebe Deiner gedenkend

F. N.

1882

An die Schwester

Genua, 22. Januar 1882

Mein liebes Lama,

also ich soll Dir genau sagen, wie es mit mir und meiner Gesundheit steht — Du bist mit meinen kurzen Notizen nicht zufrieden. Ich machte mit Deinem Brief in der Tasche einen langen Spaziergang und dachte nach. Wir werden uns des eigentlichen Sinnes einer Lebensperiode selten bewußt, solange wir in ihr stehen, — als ich aber heute hoch über Genua dahin schritt und bei dem himmlischsten Wetter weit über Stadt und Meer hinauschaute, da sah ich die letzten zwei

Jahre mit ihren Leiden und langsamem Vorwärtsschreiten zum Besseren so deutlich vor mir – und ein seltsames Gefühl von Seligkeit quoll in mir empor, die Seligkeit des Genesenden! Wie melancholisch wanderte ich sonst durch diese Gassen und Gäßchen, wie fremd sah ich auf diese lärmende Menschheit mit ihrer Ungeduld des Begehrens und Genießens – als wäre ich nur ein Schatten unter Lebenden. Aber jetzt höre ich aus all dem Geschrei und Jauchzen dieser Lebensdurstigen einen Klang, einen Ton heraus, bei welchem auch meine Seele miterklingt.

Ja, meine Schwester, ich habe Kraft, Mut und Gesundheit wieder gewonnen! Es ist nicht jene Bären-  
gesundheit von damals, als ich, ohne die geringste Beschwerde, in drei Tagen und zwei Nächten meine lateinische Preisarbeit niederschrieb, sondern eine feinere Gesundheit, die sich täglich neu erobern lassen will. Es fehlt ihr noch manches, jedenfalls die Zuverlässigkeit; ich werde wohl immer, wie Tante Riechen von sich sagte „anfällig“ bleiben, d. h. mein Anfall wird mich jeden Monat mindestens einmal anfallen, – aber in der Zwischenzeit bin ich voller Lebenskraft und Lebensmut, zuweilen sogar voller Übermut wie einer, der dem Tode glücklich entronnen ist.

Was ich Dir heute schreibe, bleibt unter uns – daß ich es tue, ist der Dank für Deine nimmermüde Güte. Ich bitte Dich aber, mit einiger Vorsicht an Overbeck zu schreiben. Sonderbar! er scheint anzunehmen, daß mir die Basler die Pension zum Kranksein und nicht zum Gesundwerden geben; es fehlt nicht an Andeutungen, als ob ich im letzten Falle sogleich wieder ein Amt zu suchen hätte. Damit wäre aber alles verloren, was jetzt erreicht ist. Also Vorsicht bitte! Ich schreibe an Overbeck nur an meinen schlechten Tagen – übrigens wie auch sonst und an

andre; – deshalb kommt viel Geseufze in meine Briefe. An guten Tagen verliere ich meine Zeit nicht mit Briefeschreiben. Heute mache ich eine Ausnahme! Bist Du zufrieden, meine liebe liebe Schwester?

Dein getreuer und gesunder Bruder.

Könntest Du mich nicht hier besuchen? Was hat denn unsre liebe Mutter gegen die „Umherreiserei“? Ich würde Dir so gern mein neues Manuskript vorlesen oder mir von Dir vorlesen lassen.

An die Schwester

Genua, 30. Januar 82

Ja, wie soll ich Dir nur gleich antworten, meine geliebte Schwester? Ich bin nämlich mit Deiner Schreibmaschinenschenkung noch nicht bei mir im reinen; wenn ich Dich wiedersehe, werde ich einiges zu sagen haben, was ich nicht zu schreiben wüßte. –

In Betreff des Bayreuther Platzes, der Dir natürlich ganz zu Gebote steht, habe ich sofort an Overbeck geschrieben. Hoffentlich ist es nicht zu spät. Es ist mir sehr lieb, daß Du dort sein willst. Du wirst alle meine Freunde dort finden. Ich aber – Verzeihung! – komme gewiß nicht hin, es sei denn, daß Wagner mich persönlich einladet und als den geehrtesten seiner Festgäste behandelt. (Ich muß nachgerade die „Etikette“ für mich etwas feststellen.) – Gestern sandte ich das neue Manuskript an Herrn Gast (Fortsetzung der „Morgenröte“). Aber gedruckt wird dies Jahr nicht! –

Von Herzen dankbar

F.

An die Schwester

Genua, 3. Februar 1882

Nur wenige Zeilen, meine geliebte Schwester, um Dir für Deine guten Worte über Wagner und Bay-

reuth zu danken. Gewiß, es sind die schönsten Tage meines Lebens gewesen, die ich mit ihm in Tribschen und durch ihn in Bayreuth (1872, nicht 1876) verlebt habe. Aber die allmächtige Gewalt unsrer Aufgaben trieb uns auseinander und jetzt können wir nicht mehr zueinander, wir sind uns zu fremd geworden.

Ich bin damals, als ich Wagner fand, unbeschreiblich glücklich gewesen! Ich hatte solange nach dem Menschen gesucht, der höher war als ich und der mich wirklich übersah. In Wagner glaubte ich, ihn gefunden zu haben. Es war ein Irrtum. Jetzt darf ich mich nicht einmal mehr mit ihm vergleichen – ich gehöre einem andern Rang an.

Im übrigen habe ich meine Wagner-Schwärmerei teuer bezahlen müssen. Hat mir diese nervenzerrütende Musik nicht meine Gesundheit verdorben? Und die Enttäuschung und der Abschied von Wagner – war das nicht lebensgefährlich? Habe ich nicht fast sechs Jahre gebraucht, um mich von diesem Schmerz zu erholen? Nein, Bayreuth ist für mich unmöglich! Es war nur ein Scherz, was ich neulich schrieb. Aber Du mußt jedenfalls nach Bayreuth gehn. Es ist mir von großem Wert.

Treulich Dein Bruder.

An Malwida von Meysenbug

Genua, Februar 1882

Mein hochverehrtes Fräulein, eigentlich haben wir voneinander schon einen letzten Abschied genommen – und es war meine Ehrfurcht vor solchen letzten Worten, welche mich für solange Zeit vor Ihnen stumm gemacht hat. Inzwischen ist Lebenskraft und jede Art von Kraft in mir tätig gewesen: und so lebe ich denn ein zweites Dasein und höre mit Entzücken,

daß Sie den Glauben an ein solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verloren haben. Ich bitte Sie heute, recht lange, lange noch zu leben: so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen – der Bogen, in dem meine Bahn läuft, ist groß und ich muß an jeder Stelle desselben gleich gründlich und energisch gelebt und gedacht haben: ich muß noch lange, lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigern nähere. – Daß jetzt alle Welt mich allein läßt, darüber beklage ich mich nicht, – ich finde es vielmehr erstens nützlich und zweitens natürlich. So ist es und war es immer die Regel. Auch Wagners Verhalten zu mir gehört unter diese Trivialität der Regel. Überdies ist er der Mann seiner Partei; und der Zufall seines Lebens hat ihm eine so zufällige und unvollständige Bildung gegeben, daß er weder die Schwere noch die Notwendigkeit meiner Art von Leidenschaft begreifen kann. Die Vorstellung, daß Wagner einmal geglaubt haben kann, ich teilte seine Meinungen, macht mich jetzt erröten. Zuletzt, wenn ich mich über meine Zukunft nicht ganz täusche, wird in meiner Wirkung der beste Teil der Wagnerschen Wirkung fortleben – und das ist beinahe das Lustige an der Sache. – – –

Senden Sie mir, ich bitte Sie, Ihren Aufsatz über Pieve di Cadore: ich wandle gern Ihren Spuren nach. Vor zwei Jahren habe ich gerade diesen Ort sehnsüchtig ins Auge gefaßt. – Glauben Sie dem nicht, was Freund Rée von mir sagt – er hat eine zu gute Meinung von mir – oder vielmehr: ich bin das Opfer seines idealistischen Triebes. –

Von Herzen Ihnen ergeben und immer der Alte noch, wenn auch der Neue

Friedrich Nietzsche.

An Erwin Rohde

Tautenburg, 15. Juli 1882

Mein lieber alter Freund, es hilft nichts, ich muß Dich heute auf ein neues Buch von mir vorbereiten; höchstens noch vier Wochen hast Du davor Ruhe! Ein mildernder Umstand ist, daß es das letzte für eine lange Reihe von Jahren sein soll: — denn im Herbst gehe ich an die Universität Wien und fange neue Studentenjahre an, nachdem die alten mir, durch eine zu einseitige Beschäftigung mit Philologie, etwas mißraten sind. Jetzt gibt es einen eigenen Studienplan und hinter ihm ein eigenes geheimes Ziel, dem mein weiteres Leben geweiht ist, — es ist mir zu schwer, zu leben, wenn ich es nicht im größten Stile tue, im Vertrauen gesagt, mein alter Kamerad! Ohne ein Ziel, welches ich nicht für unaussprechlich wichtig hielte, würde ich mich nicht oben im Lichte und über den schwarzen Fluten gehalten haben! Dies ist eigentlich meine einzige Entschuldigung für diese Art von Literatur, wie ich sie seit 1876 mache: es ist mein Rezept und meine selbstgebraute Arznei gegen den Lebensüberdruß. Welche Jahre! Welche langwierigen Schmerzen! Welche innerlichen Störungen, Umwälzungen, Vereinsamungen! Wer hat denn so viel ausgestanden als ich? Leopardi gewiß nicht! Und wenn ich nun heute über dem allen stehe, mit dem Frohmute eines Siegers und beladen mit schweren neuen Plänen — und, wie ich mich kenne, mit der Aussicht auf neue, schwerere und noch innerlichere Leiden und Tragödien und mit dem Mute dazu! so soll mir niemand darüber böse sein dürfen, wenn ich gut von meiner Arznei denke. Mihi ipsi scripsi — dabei bleibt es; und so soll jeder nach seiner Art für sich sein Bestes tun — das ist meine Moral: — die einzige, die mir noch übriggeblieben ist. Wenn selbst

meine leibliche Gesundheit zum Vorschein kommt, wem verdanke ich denn das? Ich war in allen Punkten mein eigener Arzt; und als einer, der nichts Getrenntes hat, habe ich Seele, Geist und Leib auf einmal und mit denselben Mitteln behandeln müssen. Zugegeben daß andere an meinen Mitteln zugrunde gehen könnten: dafür tue ich auch nichts eifriger, als vor mir zu warnen. Namentlich dieses letzte Buch, welches den Titel führt „Die fröhliche Wissenschaft“, wird viele vor mir zurückschrecken, auch Dich vielleicht, lieber alter Freund Rohde! Es ist ein Bild von mir darin, und ich weiß bestimmt, daß es nicht das Bild ist, welches Du von mir im Herzen trägst.

Also: habe Geduld, und sei es auch nur darum, weil Du einsehen muß, daß es bei mir heißt „aut mori aut ita vivere.“

Von ganzem Herzen Dein Nietzsche.

An Malwida von Meysenbug

[Briefentwurf] Tautenburg, ca. 22. Juli 82

Mein Leben gehört jetzt einem höheren Ziele, und ich tue nichts mehr, was dem nicht frommt. Erraten kann es keiner und verraten darf ich es jetzt selber noch nicht: aber daß es eine heroische Denkweise verlangt (und durchaus keine religiös-resignierte) will ich Ihnen, und Ihnen gerade am liebsten, eingestehn. Wenn Sie Menschen mit dieser Denkweise entdecken, so geben Sie mir einen Wink, wie Sie es mit der jungen Russin getan haben. Dieses Mädchen ist mir jetzt durch eine feste Freundschaft verbunden (so fest man dergleichen eben auf Erden einrichten kann); ich habe seit langem keine bessere Errungenschaft gemacht. Wirklich, ich bin Ihnen und Rée außerordentlich dankbar gestimmt, mir hierzu behilflich ge-

wesen zu sein. Dieses Jahr, welches in mehreren Hauptstücken meines Lebens eine neue Krisis bedeutet („Epoche“ ist das richtige Wort, ein Mittelzustand zwischen zwei Krisen, einer hinter und einer vor mir), ist mir durch den Glanz und durch die Anmut dieser jungen, wahrhaft heroischen Seele sehr verschönt worden. Ich wünsche in ihr eine Schülerin zu bekommen, und wenn es mit meinem Leben auf die Länge nicht halten sollte, eine Erbin und Fortdenkerin.

Beiläufig: Rée hätte sie heiraten sollen, um die mancherlei Schwierigkeiten ihrer Lage zu beseitigen, und ich meinerseits habe es wahrlich nicht an Zuspriechung fehlen lassen. Aber es scheint mir jetzt eine verlorne Bemühung. Er ist in einem letzten Punkte unerschütterlicher Pessimist, und wie er sich hierin treu geblieben ist, gegen alle Einwände seines Herzens und meiner Vernunft, hat mir zuletzt doch großen Respekt eingeflößt. Der Gedanke der Fortpflanzung der Menschheit ist ihm unerträglich: er bringt es nicht über sein Gefühl, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren. Für meinen Geschmack hat er in diesem Punkte zu viel Mitleid und zu wenig Hoffnung. Privatissime!

Die hier erwähnte Schülerin ist die junge Finnländerin Lou Salomé (wie Dr. Rée aus einem jüdischen Hause), die Nietzsche durch Malvidas Beflissenheit im April in Rom kennengelernt hatte. Er hatte dann die kleine, aus Lou, ihrer Mutter und Dr. Rée bestehende Gesellschaft über Orta nach Luzern begleitet, von wo aus er mit Lou und Rée Tribsehen besuchte. Der Bericht Lous darüber lautet:<sup>1</sup> „Lange, lange saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann, mit dem Stock im feuch-

<sup>1</sup> Lou Andreas-Salomé: F. Nietzsche in seinen Werken, 1894, S. 87.

ten Sande zeichnend, sprach er mit leiser Stimme von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte er.“

Die Lou-Episode des Jahres 1882 ist scharf zu trennen von der Rée-Lou-Affäre des Jahres 1883. Die Vorgänge werden hier auf Grund der reichlich erhaltenen Briefbemerkungen unter Absehung von allen mündlich weitergetragenen Einzelheiten dargestellt.

Nietzsche steht unmittelbar vor dem Zarathustra, er fühlt sich „in media vita“. Aus den Briefen an Peter Gast und Overbeck ergibt sich, daß er an das Jahr 82 als an sein Schicksalsjahr glaubte. Von „amor fati“ spricht er zu Overbeck. Am 19. Juni schreibt er an Gast, er sehe mit Staunen dem sonderbaren Würfelspiele zu und warte und warte. „Denn es muß mir alles zum besten gereichen: ich lebe ganz in einer fatalistischen ‚Gott-Ergebenheit‘. – Genaueres läßt sich nicht schreiben.“

Am 25. Juli schreibt er:

„... Auf diesen Sommer strömen die guten Dinge herab, wie als ob ich einen Sieg zu feiern hätte.“

Und noch am 23. September:

„Das Entgegenkommen von Erlebnissen, die zur Entwicklung meiner letzten Gedankenentscheidung führen, ist mir oftmals märchenhaft-sonderbar.“

Voraussetzung der Episode ist also eine Bereitschaft ohne gleichen. Nietzsche ist der Lehrer der ewigen Wiederkunft, jenes weltverändernden Geheimnisses, das er Overbeck und Lou Salomé mit leiser Stimme und mit allen Zeichen des Entsetzens mitgeteilt hat. Dem Verkünder fehlt nur noch eins: der philosophische Schüler seiner Lehre. Peter Gast konnte dieser Schüler nicht sein – da spielt ihm das Schicksal dieses junge Mädchen zu, das „scharfsinnig ist wie ein Adler und mutig wie ein Löwe“, und auf die erstaunlichste Weise (so meint er) gerade für seine Denk- und Gedankenweise vorbereitet. (An Gast 13. Juli 1882.) Er selber ist „abergläubisch wie alle einsamen Menschen, die an einer Wende ihrer Straße

stehen“. (An Gast 4. August 1882). — Wie sollte er in diesem Zusammentreffen nicht eine Veranstaltung des Schicksals erblicken? Lou ist die heroische Seele, die er gerade jetzt für seine Aufgabe braucht. Mit der ganzen Inbrunst seines Herzens wirbt er um diese Seele; die ganze bezaubernde Kraft seines Geistes leuchtet aus den Briefen, welche Frau Andreas-Salomé ohne Angabe des Datums — sie sucht den Eindruck zu erwecken, daß die Episode unbestimmt lange gedauert habe; in Wirklichkeit dauerte sie fünf Monate — veröffentlicht hat.

An Lou Salomé

Tautenburg b. Dornburg

Meine liebe Freundin,

nun ist der Himmel über mir hell! Gestern mittags ging es bei mir zu wie als ob Geburtstag wäre: Sie sandten Ihre Zusage, das schönste Geschenk, das mir just jemand hätte machen können — meine Schwester sandte Kirschen, Teubner sandte die drei ersten Druckbogen der „Fröhlichen Wissenschaft“; und zu alledem war gerade der allerletzte Teil des Manuskriptes fertig geworden und damit das Werk von 6 Jahren (1876—1882), meine ganze „Freigeisterei“! Oh welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinsamungen und Lebensüberdrüsse! Und gegen alles das, gleichsam gegen Tod und Leben, habe ich mir diese meine Arznei gebräut, diese meine Gedanken mit ihren kleinen kleinen Streifen unbewölkten Himmels über sich: — oh liebe Freundin, sooft ich an das alles denke, bin ich erschüttert und gerührt und weiß nicht, wie das doch hat gelingen können: Selbstmitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es ist ein Sieg, und ein vollständiger — denn sogar meine Gesundheit des Leibes ist wieder, ich weiß nicht woher, zum Vorschein gekommen, und jedermann sagt mir, ich sähe jünger

aus als je. Der Himmel behüte mich vor Torheiten!—  
Aber von jetzt ab, wo Sie mich beraten werden, werde ich gut beraten sein und brauche mich nicht zu fürchten.—

Was den Winter betrifft, so habe ich ernstlich und ausschließlich an Wien gedacht: die Winterpläne meiner Schwester sind ganz unabhängig von den meinigen, es gibt dabei keine Nebengedanken. Der Süden Europas ist mir jetzt aus dem Sinn gerückt. Ich will nicht mehr einsam sein und wieder lernen, Mensch zu werden. Ach, an diesem Pensum habe ich fast alles noch zu lernen!—

Nehmen Sie meinen Dank, liebe Freundin! Es wird alles gut, wie Sie es gesagt haben.

Unserem Rée das Herzlichste!

Ganz Ihr

F. N.

An Lou Salomé

Tautenburg b. Dornburg

Nun, meine liebe Freundin, bis jetzt steht alles gut, und Sonnabend über 8 Tage sehen wir uns wieder. Vielleicht ist mein letzter Brief an Sie nicht in Ihre Hände gelangt? Ich schrieb ihn Sonntag vor 14 Tagen. Es sollte mir leid tun; ich schilderte Ihnen darin einen sehr glücklichen Moment: mehrere gute Dinge kamen auf einmal zu mir, und das „gute“ dieser Dinge war Ihr Zusagebrief! . . . . .

Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiste so mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen geteilt, daß ich wie mit meinen verehrten Freunden verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüßten, wie neu und fremdartig mir alten Einsiedler das vorkommt!— Wie oft habe ich über mich lachen müssen!

Was Bayreuth betrifft, so bin ich zufrieden damit,

nicht dort sein zu müssen; und doch, wenn ich ganz geisterhaft in Ihrer Nähe sein könnte, dies und jenes in Ihr Ohr raunend, so sollte mir sogar die Musik zum Parsifal erträglich sein (sonst ist sie mir nicht erträglich). Ich möchte, daß Sie vorher noch meine kleine Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ lesen; Freund Rée besitzt sie wohl. Ich habe soviel in bezug auf diesen Mann und seine Kunst erlebt – es war eine ganze lange Passion: ich finde kein anderes Wort dafür. Die hier geforderte Entscheidung, das hier endlich nötig werdende Michselber-Wiederfinden gehört zu dem Härtesten und Melancholischsten in meinem Schicksale. Die letzten geschriebenen Worte Wagners an mich stehen in einem schönen Widmungsexemplare des Parsifal „Meinem teuren Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner, Oberkirchenrat“. Genau zu gleicher Zeit traf, von mir gesendet, bei ihm mein Buch „Menschliches Allzumenschliches“ ein – und damit war alles klar, aber auch alles zu Ende.

Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt: „Alles klar, aber auch alles zu Ende!“

Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in bezug auf uns beide denken zu dürfen „Alles im Anfang und doch alles klar!“ Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Reise

Ihr Freund

Nietzsche.

Geist? Was ist mir Geist! Was ist mir Erkenntnis! Ich schätze nichts als Antriebe, – und ich möchte schwören, daß wir darin unser Gemeinsames haben. Sehen Sie doch durch diese Phase hindurch, in der ich seit einigen Jahren gelebt habe, – sehen

Sie dahinter! Lassen Sie sich nicht über mich täuschen – Sie glauben doch nicht, daß „der Freigeist“ mein Ideal ist! Ich bin ...

Verzeihung! Liebste Lou!

F. N.

Die Bayreuther Festspiele des Jahres 1882 waren die letzten, die Wagner erlebte. Sie brachten ihm den höchsten Triumph seines Lebens: die erste Aufführung des Parsifal. Selbst der „Sieg“ des Jahres 1876 war übertroffen. Bis zuletzt hatte Nietzsche geschwankt, ob er nicht doch noch nach Bayreuth gehen sollte, ein Beweis dafür, daß er Wagner persönlich nicht aufgegeben hatte. Auch Wagner scheint den Verlust noch gefühlt zu haben. (Vgl. oben S. 218.) Der Bruch mit Wagners Sache, den Nietzsche durch den „Fall Wagner“ im Jahre 1888 vollzog, kam selbst den Eingeweihten überraschend.

Das Jahr 1882 ist also wirklich ein Schicksalsjahr für Nietzsche, und nicht ohne Grund blickt er nach günstigen Zeichen aus. Die Welt liegt Richard Wagner zu Füßen; Nietzsche ist besiegt. Die glänzende Gesellschaft, die sich zum Parsifal versammelt hat, zählt so manchen unter sich, auf den Nietzsche gerne eingewirkt hätte – aber sie hält den Verfasser der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ für einen Abtrünnigen. So steht er allein – nur die phantastische, rasch zerstiebende Hoffnung auf die junge Russin belebt ihn noch. Aus diesem tiefsten Wellental seines Schicksals erhebt sich seine höchste Hoffnung. Als Zarathustra wird er das werden, was er als „Freigeist“ nicht werden konnte: Besieger und Erbe Wagners.

An Jacob Burckhardt

Naumburg a./S., August 1882

Nun, mein hochverehrter Freund – oder wie soll ich Sie nennen? – empfangen Sie mit Wohlwollen das, was ich Ihnen heute sende, mit einem vorgefaßten Wohlwollen: denn, wenn Sie das nicht tun, so werden Sie bei diesem Buche „Die fröhliche Wis-

senschaft“ nur zu spotten haben (es ist gar zu persönlich, und alles Persönliche ist eigentlich komisch).

Im übrigen habe ich den Punkt erreicht, wo ich lebe wie ich denke, und vielleicht lernte ich auch inzwischen wirklich ausdrücken, was ich denke. In Hinsicht hierauf höre ich Ihr Urteil als einen Richterspruch: ich wünschte namentlich, daß Sie den Sanctus Januarius (Buch IV) im Zusammenhang lesen möchten, um zu wissen, ob er als Ganzes sich mitteilt. —

Und meine Verse? — — —

In herzlichem Vertrauen

Ihr

Friedrich Nietzsche.

NB. Und was ist doch die Adresse jenes Herrn Curti, von dem Sie bei unserem letzten, sehr schönen Zusammensein sprachen?

An Lou Salomé

Leipzig

Meine liebe Lou,

Ihr Gedanke einer Reduktion der philosophischen Systeme auf Personal-Akten ihrer Urheber ist recht ein Gedanke aus dem „Geschwistergehirn“: ich selber habe in Basel in diesem Sinne Geschichte der alten Philosophie erzählt und sagte gern meinen Zuhörern: „dies System ist widerlegt und tot — aber die Person dahinter ist unwiderlegbar, die Person ist gar nicht tot zu machen“ — zum Beispiel Plato.

Inzwischen hat der Prof. Riedel hier, der Präsident des deutschen Musikvereins, für meine „heroische Musik“ (ich meine Ihr „Lebens-Gebet“) Feuer gefangen — er will es durchaus haben, und es ist nicht unmöglich, daß er es für seinen herrlichen Chor (einen der ersten Deutschlands „der Riedelsche Ver-

ein“ genannt) zurechtmacht. Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir beide zusammen zur Nachwelt gelangten – andere Wege vorbehalten. –

Was Ihre „Charakteristik meiner selber“ betrifft, welche wahr ist, wie Sie schrieben: so fielen mir meine Verschen aus der Fröhlichen Wissenschaft ein p. 10, mit der Überschrift „Bitte“. Erraten Sie, meine liebe Lou, um was ich bitte? . . . . .

Gestern nachmittag war ich glücklich; der Himmel war blau, die Luft mild und rein, ich war im Rosental, wohin mich Carmen-Musik lockte. Da saß ich 3 Stunden, trank den zweiten Kognak dieses Jahres, zur Erinnerung an den ersten (ha! wie häßlich er schmeckte!) und dachte in aller Unschuld und Bosheit darüber nach, ob ich nicht irgendwelche Anlage zur Verrücktheit hätte. Ich sagte mir schließlich Nein. Dann begann die Carmen-Musik, und ich ging für eine halbe Stunde unter in Tränen und Klopfen des Herzens. – Wenn Sie aber dies lesen, werden Sie schließlich sagen: Ja! und eine Note zur „Charakteristik meiner selber“ machen. –

Kommen Sie doch recht, recht bald nach Leipzig!  
Warum denn erst am 2. Oktober?

Adieu, meine liebe Lou!

Ihr

F. N.

Nietzsche war der Sympathie, dem Mitleid, dem Gefühl des Augenblicks rettungslos ausgeliefert; man müßte dieser Veranlagung entsprechend ein Leben im Zickzack von ihm erwarten. Statt dessen: ein Pfad, der zwar immer nur ein Stück weit zu sehen erlaubt, immer am Abgrund entlang, um Felsen schroff herumbiegend, aber doch auf dem kürzesten Wege zum Gipfel führend. Liest man die Briefe und Zettel aus den Jahren 1882 und 1883, so könnte man

sagen: welche Heftigkeit, welche Widersprüche! Aber über dem Ganzen steht ein Begriff: „Meine Aufgabe“. Der Aufgabe entsprechend wird der wirre Knoten gelöst.

In einem Briefentwurf an Lou aus dem Trennungsmonat (November) ist die Rede von einem „Katzenegoismus“, der nichts mehr lieben kann, von einer Haltung, für die Erkenntnis ein plaisir neben andern plaisirs ist. Freund Rée wird in bezug auf die Tugenden der Verehrung, der Dankbarkeit, der Pietät usf. weit über sie gestellt. Übereinstimmend damit sagt ein Briefentwurf an Rée, daß, um ihm (Nietzsche) zu helfen, nicht ein guter Intellekt, sondern eine Moralität ersten Ranges nottue. Unter einer Moralität ersten Ranges versteht Nietzsche die heroische, die den Menschen sich für ein großes Ziel opfern läßt. Lou aber will sich nur amüsieren — die Episode schließt also mit einer grenzenlosen Enttäuschung. Nietzsche ist bei dem Entschluß des Novembers stehen geblieben, er hat Lou nicht wieder gesehen.

Der Stoß war ungeheuer: weniger weil ihm Lou persönlich viel bedeutet hätte, als weil damit das Symbol des Jahres 1882 zerstört war.

Charakteristisch ist die Art, wie Nietzsche sich weiter verhält: der Schrecken ist überwunden, die Enttäuschung schmerzt ihn nicht, unbefangen kann er sich nun an dem ungewöhnlichen Intellekt der ihm wieder ferngerückten Lou freuen, und vor allem kann er sich darüber freuen, was er als Lehrer trotzdem erreicht hat. Der Satz des unten folgenden Briefes: „Tautenburg hat Lou ein Ziel gegeben“ eröffnet das Verständnis für alles Wesentliche. Zu seiner Höhe konnte er sie nicht führen, aber vergeblich hat er sie nicht in seine Philosophie eingeweiht. Am 7. April 1884 teilt er Overbeck mit Beziehung auf den Roman von Lou Salomé: „Im Kampf um Gott“ mit, wie sehr er sich freue, daß seine „Tautenburger Bemühungen“ doch noch Früchte trügen. Als der Roman erschienen ist, schreibt er:

„Zuletzt hat sie genau das ausgeführt, was ich von ihr in Tautenburg gewünscht habe. Im übrigen hole sie der Teufel!“

Als Epilog zu den Enttäuschungen mit Lou (und vornehmend mit Rée) kann man eine Briefstelle an Overbeck ansehen (17. Okt. 1885):

„Gestern fand ich, vom Buchhändler geschickt, Rées „Entstehung des Gewissens“ vor und dankte nach raschem Überblicke meinem Schicksale, welches es mit sich brachte, daß ich mir vor zwei oder drei Jahren die Widmung dieses mir zgedachten Werkes verbitten mußte. Armselig, unbegreiflich „alterschwach“ –. Zugleich, durch eine artige Ironie des Zufalls, traf auch das Buch des Frl. Salomé ein, das mich ganz umgekehrt berührt hat. Welcher Kontrast zwischen der mädchenhaften und sentimental Form und dem willens- und wissenskräftigen Inhalte! Es ist Höhe darin; und wenn es wohl nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Pseudomädchen hinanzieht, so vielleicht – das Ewig-Männliche. – Übrigens hundert Anklänge an unsre Tautenburger Gespräche. –“

Als letztes Dokument sei diesem Abschnitt die Schilderung beigelegt, die Frau Andreas-Salomé von Nietzsches Außenem während der Zeit, da sie ihn kannte, entworfen hat.<sup>1</sup>

„Ich möchte sagen: dieses Verborgene, die Ahnung einer verschwiegenen Einsamkeit – das war der erste, starke Eindruck, durch den Nietzsches Erscheinung fesselte. Dem flüchtigen Beschauer bot sich nichts Auffallendes; der mittelgroße Mann in seiner überaus einfachen, aber auch überaus sorgfältigen Kleidung, mit den ruhigen Zügen und dem schlicht zurückgestrichenen braunen Haar konnte leicht übersehen werden. Die feinen, höchst ausdrucksvollen Mundlinien wurden durch einen vornübergekämmten großen Schnurrbart fast völlig verdeckt; er hatte ein leises Lachen, eine geräuschlose Art zu sprechen und einen vorsichtigen, nachdenklichen Gang, wobei er sich ein wenig in den

<sup>1</sup> Lou Andreas-Salomé: F. Nietzsche in seinen Werken, 1894, S. 11.

Schultern beugte; man konnte sich schwer diese Gestalt inmitten einer Menschenmenge vorstellen, — sie trug das Gepräge des Abseitsstehens, des Alleinstehens. Unvergleichlich schön und edel geformt, so daß sie den Blick unwillkürlich auf sich zogen, waren an Nietzsche die Hände, von denen er selbst glaubte, daß sie seinen Geist verrieten . . .“

An Franz Overbeck

Leipzig, September 1882

Mein lieber Freund, so sitze ich denn einmal wieder in Leipzig, der alten Bücherstadt, um einige Bücher kennenzulernen, bevor es wieder in die Ferne geht. Mit dem deutschen Winterfeldzug wird es wohl nichts werden: ich bedarf in jedem Sinne des hellen Wetters. Ja, Charakter hat er, dieser Wolkenhimmel Deutschlands, ungefähr, wie mich dünkt, wie die Parsifalmusik Charakter hat — aber einen schlechten. Vor mir liegt der erste Akt des *matrimonio segreto* — goldene, glitzernde, gute, sehr gute Musik!

Die Tautenburger Wochen haben mir wohlgetan, namentlich die letzten; und im ganzen großen habe ich ein Recht, von Genesung zu reden, wenn ich auch häufig genug an das labile Gleichgewicht meiner Gesundheit erinnert werde. Aber reinen Himmel über mir! Sonst verliere ich allzuviel Zeit und Kraft!

Wenn Du den *Sanctus Januarius* gelesen hast, so wirst Du gemerkt haben, daß ich einen Wendekreis überschritten habe. Alles liegt neu vor mir, und es wird nicht lange dauern, daß ich auch das furchtbare Angesicht meiner ferneren Lebensaufgabe zu sehen bekomme. Dieser lange reiche Sommer war für mich eine Probezeit; ich nahm äußerst mutig und stolz von ihm Abschied, denn ich empfand für diese Zeitspanne wenigstens die sonst so häßliche Kluft zwischen Wollen und Vollbringen als überbrückt.

Es gab harte Ansprüche an meine Menschlichkeit, und ich bin mir im Schwersten genug geworden. Diesen ganzen Zwischenzustand zwischen sonst und einstmals nenne ich „in media vita“; und der Dämon der Musik, der mich nach langen Jahren wieder einmal heimsuchte, hat mich gezwungen, auch in Tönen davon zu reden.

Das Nützlichste aber, was ich diesen Sommer getan habe, waren meine Gespräche mit Lou. Unsre Intelligenzen und Geschmäcker sind im Tiefsten verwandt – und es gibt andererseits der Gegensätze so viele, daß wir füreinander die lehrreichsten Beobachtungsobjekte und -subjekte sind. Ich habe noch niemanden kennengelernt, der seinen Erfahrungen eine solche Menge objektiver Einsichten zu entnehmen wüßte, niemanden, der aus allem Gelernten soviel zu ziehn verstünde. Gestern schrieb mir Rée „Lou ist entschieden um einige Zoll gewachsen in Tautenburg“ – nun, ich bin es vielleicht auch. Ich möchte wissen, ob eine solche philosophische Offenheit, wie sie zwischen uns besteht, schon einmal bestanden hat. L. ist jetzt ganz in Büchern und Arbeiten versteckt; ihr größter Dienst, den sie mir bisher erwiesen, ist der, Rée zu einer Reform seines Buches auf Grund eines meiner Hauptgedanken bestimmt zu haben. – Ihre Gesundheit reicht nur für 6–7 Jahre aus, wie ich fürchte.

Tautenburg hat Lou ein Ziel gegeben. – Sie hinterließ mir ein ergreifendes Gedicht „Gebet an das Leben“.

Leider hat sich meine Schwester zu einer Todfeindin L's. entwickelt, sie war voller moralischer Entrüstung von Anfang bis Ende und behauptet nun zu wissen, was an meiner Philosophie ist. Sie hat an meine Mutter geschrieben, „sie habe in Tautenb. meine

Philosophie ins Leben treten sehen und sei erschrocken: ich liebe das Böse, sie aber liebe das Gute. Wenn sie eine gute Katholikin wäre, so würde sie ins Kloster gehen und für all das Unheil büßen, was daraus entstehen werde.“ Kurz, ich habe die Naumburger „Tugend“ gegen mich, es gibt einen wirklichen Bruch zwischen uns – und auch meine Mutter vergaß sich einmal so weit mit einem Worte, daß ich meine Koffer packen ließ u. morgens früh nach Leipzig fuhr. Meine Schwester (die nicht nach Naumburg kommen wollte, solange ich dort war u. noch in Taubenburg ist) zitiert dazu ironisch „Also begann Zarathustras Untergang“. – In der Tat, es ist der Beginn vom Anfang. – Dieser Brief ist für Dich und Deine liebe Frau, haltet mich nicht für menschenfeindlich. Ganz von Herzen  
Dein F. N.

Das Herzlichste an Frau Rothpletz und die Ihrigen! Ich danke Dir noch nicht für Deinen herzlichen Brief.

An Hans von Bülow

Santa Margherita bei Genua, Dez. 1882

Hochverehrter Herr,

durch irgendeinen guten Zufall erfahre ich, daß Sie mir – trotz meiner entfremdenden Einsamkeit, zu der ich seit 1876 genötigt bin – nicht fremd geworden sind: ich empfinde eine Freude dabei, die ich schwer beschreiben kann. Es kommt zu mir wie ein Geschenk und wiederum wie etwas, auf das ich gewartet, an das ich geglaubt habe. Es schien mir immer, sobald Ihr Name mir einfiel, daß es mir wohler und zuversichtlicher ums Herz werde; und wenn ich zufällig etwas von Ihnen hörte, meinte ich gleich, es zu verstehen und gutheißen zu müssen. Ich glaube, ich habe wenige Menschen so gleichmäßig in meinem Leben ge-

lobt wie Sie – Verzeihung! Was habe ich für ein Recht, Sie zu „loben“! – –

Inzwischen lebte ich Jahre lang dem Tode etwas zu nahe und, was schlimmer ist, dem Schmerze. Meine Natur ist gemacht, sich lange quälen zu lassen und wie mit langsamem Feuer verbrannt zu werden; ich verstehe mich nicht einmal auf die Klugheit, „den Verstand dabei zu verlieren“. Ich sage nichts von der Gefährlichkeit meiner Affekte, aber das muß ich sagen: die veränderte Art zu denken und zu empfinden, welche ich seit sechs Jahren auch schriftlich zum Ausdruck brachte, hat mich im Dasein erhalten und mich beinahe gesund gemacht. Was geht es mich an, wenn meine Freunde behaupten, diese meine jetzige „Freigeisterei“ sei ein exzentrischer, mit den Zähnen festgehaltner Entschluß und meiner eigenen Neigung abgerungen und angezwungen? Gut, es mag eine „zweite Natur“ sein: aber ich will schon noch beweisen, daß ich mit dieser zweiten Natur erst in den eigentlichen Besitz meiner ersten Natur getreten bin. –

So denke ich von mir: im übrigen denkt fast alle Weltrecht schlecht von mir. Meine Reise nach Deutschland in diesem Sommer – eine Unterbrechung der tiefsten Einsamkeit – hat mich belehrt und erschreckt. Ich fand die ganze liebe deutsche Bestie gegen mich anspringend, – ich bin ihr nämlich durchaus nicht mehr „moralisch genug“.

Genug, ich bin wieder Einsiedler und mehr als je; und denke mir – folglich – etwas Neues aus. Es scheint mir, daß allein der Zustand der Schwangerschaft uns immer wieder ans Leben anbindet. –

Also: ich bin, der ich war, jemand der Sie von Herzen verehrt,

Ihr ergebener Dr. Friedrich Nietzsche.

An Heinrich von Stein

S. Margherita, Anfang Dezember 1882

Aber, lieber Herr Doktor, Sie hätten mir gar nicht schöner antworten können, als Sie es getan haben – durch Übersendung Ihrer Bogen. Das traf glücklich zusammen! Und bei allen ersten Begegnungen sollte es ein so gutes „Vogelzeichen“ geben!

Ja, Sie sind ein Dichter! Das empfinde ich: die Affekte, ihre Wechsel, nicht am wenigsten der szenische Apparat – das ist wirksam und glaubwürdig (worauf alles ankommt!).

Was die „Sprache“ betrifft, – nun wir sprechen zusammen über die Sprache, wenn wir uns einmal sehen: das ist nichts für den Brief. Gewiß, lieber Herr Doktor, sie lesen noch zu viel Bücher, namentlich deutsche Bücher! Wie kann man nur ein deutsches Buch lesen!

Ah, Verzeihung! Ich tat es selber eben und habe Tränen dabei vergossen.

Wagner sagte einmal von mir, ich schriebe lateinisch und nicht deutsch: was einmal wahr ist und sodann – auch meinem Ohre wohlklingt. Ich kann nun einmal an allem deutschen Wesen nur einen Anteil haben, und nicht mehr. Betrachten Sie meinen Namen: meine Vorfahren waren polnische Edelleute, noch die Mutter meines Großvaters war Polin. Nun, ich mache mir aus meinem Halbdeutschtum eine Tugend zurecht und nehme in Anspruch, mehr von der Kunst der Sprache zu verstehen als es Deutschen möglich ist. –

Also hierin auf Wiedersehn!

Was „den Helden“ betrifft: so denke ich nicht so gut von ihm wie Sie. Immerhin: er ist die annehmbarste Form des menschlichen Daseins, namentlich wenn man keine andere Wahl hat.

Man gewinnt etwas lieb: und kaum ist es einem von Grund aus lieb geworden, so sagt der Tyrann in uns (den wir gar zu gerne „unser höheres Selbst“ nennen möchten): „Gerade das gib mir zum Opfer.“ Und wir geben's auch – aber es ist Tierquälerei dabei und Verbranntwerden mit langsamem Feuer. Es sind fast lauter Probleme der Grausamkeit, die Sie behandeln: tut dies Ihnen wohl? Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich selber zuviel von dieser „tragischen“ Komplexion im Leibe habe, um sie nicht oft zu verwünschen; meine Erlebnisse im kleinen und großen nehmen immer den gleichen Verlauf. Da verlangt es mich am meisten nach einer Höhe, von wo aus gesehen das tragische Problem unter mir ist. – Ich möchte dem menschlichen Dasein etwas von seinem herzbrecherischen und grausamen Charakter nehmen. Doch, um hier fortfahren zu können, müßte ich Ihnen verraten, was ich niemandem noch verraten habe – die Aufgabe, vor der ich stehe, die Aufgabe meines Lebens. Nein, davon dürfen wir nicht miteinander sprechen. Oder vielmehr: so wie wir beide sind, zwei sehr getrennte Wesen, dürfen wir davon nicht einmal miteinander schweigen.

Von Herzen Ihnen dankbar

und zugetan

F. Nietzsche.

Ich bin wieder, in meiner Residenz Genua oder in deren Nähe, mehr Einsiedler als je: Santa Margherita Ligure (Italia) (Poste restante).

An Erwin Rohde

Santa Margherita, Winter 1882/1883

Mein lieber Freund,

so bin ich doch wieder im „Süden“; ich kann immer noch nicht nordischen Himmel, Deutschland und „die Menschen“ vertragen. Es gab sehr viel Krankheit und Melancholie inzwischen.

Bei Deinem mir äußerst willkommenen Briefe, der mich in Santa Margherita erwischte, hatte ich namentlich eine Freude: Dich von einer konzentrierenden Hauptarbeit reden zu hören. Im Grunde zürne ich allen meinen Freunden im stillen, bevor ich nicht dies Wort von ihnen höre. Wir müssen uns in etwas Ganzes hineinlegen, sonst macht das Viele aus uns ein Vieles.

Ich schreibe heute auch so schlecht wie gewisse Freunde – und nicht einmal aus Rache. –

Was mich betrifft – liebster Freund, sieh zu, daß Du gerade jetzt nicht über mich in den Irrtum gerätst. Gut, ich habe eine „zweite Natur“, aber nicht um die erste zu vernichten, sondern um sie zu ertragen. An meiner „ersten Natur“ wäre ich längst zugrunde gegangen, – war ich beinahe zugrunde gegangen.

Was Du von dem „exzentrischen Entschluß“ sagst, ist übrigens vollkommen wahr. Ich könnte Ort und Tag dazu nennen. Aber – wer war es doch, der sich da entschloß? – Gewiß, liebster Freund, es war die erste Natur: sie wollte „leben“. –

Lies mir doch einmal zu Gefallen meine Schrift über Schopenhauer: es sind ein paar Seiten drin, aus denen der Schlüssel zu nehmen ist. Was diese Schrift und das Ideal darin betrifft, – so habe ich bisher mein Wort gehalten. Die hochmoralischen Attitüden mag

ich schlechterdings nicht mehr. Die Worte in jener Schrift mußst Du ein wenig umfärben.

Nun stehe ich vor der Hauptsache. —

Was den Titel „Fröhliche Wissenschaft“ betrifft, so habe ich nur an die *gaya scienza* der Troubadours gedacht, — daher auch die Verschen.

Von Herzen

Dein alter Freund

Nietzsche.

Santa Margherita, Ligure,  
poste restante.

Himmel! Was bin ich einsam!

An Franz Overbeck

Silvester 1882, wahrscheinlich aus Santa Margherita Ligure

Lieber Freund

Dank von ganzem Herzen für Deine zwei Briefe. Und heute wirst Du Dich nicht wundern zu hören, daß ich inzwischen auch noch nicht weise geworden bin. Die ungeheure Spannung, mit der ich die letzten 10 Jahre Schmerz und Entsagung überwunden habe, rächt sich in solchen Zuständen; ich bin zu sehr Maschine dadurch geworden, und die Gefahr ist nicht gering, bei so heftigen Bewegungen, daß die Feder springt.

Ich war dreimal in Genua, aber fand kein Zimmer, wie ich es diesmal brauche, nämlich mit Ofen. Es ist kalt, ich habe in Leipzig schon mich an Feuer gewöhnt — und zuletzt: ich habe nicht viel Wärme zuzusetzen. In Genua gibt es keine Öfen. Der kälteste Monat ist gerade vor der Tür.

Zuletzt hilft es nichts, ich muß hier bleiben. Für meinen Kopf bietet die Nähe des Meeres eine Erleichterung — das ist nicht zu unterschätzen, da ich,

wie begreiflich, jetzt wieder sehr viel auch physisch zu leiden habe.

Ich bin nun einmal nicht Geist und nicht Körper, sondern etwas Drittes. Ich leide immer am Ganzen und im Ganzen. – Nun, was soll werden? Meine Selbstüberwindung ist im Grunde meine stärkste Kraft: ich dachte neulich einmal über mein Leben nach und fand, daß ich gar nichts weiter bisher getan habe. Selbst meine „Leistungen“ (und namentlich die seit 1876) gehören unter den Gesichtspunkt der Askese. Askese sieht natürlich bei diesem Menschen etwas anders aus als bei dem andern. (Auch der Sanctus Januarius ist das Buch eines Asketen – meine liebe Frau Professor Overbeck!)

Mit herzlichem GruÙe

Dein F. N.

Und Heil dem neuen Jahre – um nichts über das alte zu sagen! Silvester 1882 (mich schaudert bei dieser Jahreszahl.)

1883

An Peter Gast

Rapallo, 1. Februar 1883

Lieber Freund, ich schrieb Ihnen lange nicht, und es war gut so. Meine Gesundheit hatte sich wieder an Zustände gewöhnt, welche ich hinter mir glaubte: es war eine große Leib- und Seelenquälerei – wobei das jetzige Europa wetter keinen geringen Anteil hatte.

Inzwischen gab es aber wieder reine klare Tage, und sofort bin ich auch wieder meiner selber Herr geworden. Ein Glück bleibt es bei alledem, wenn man in der Einsamkeit mit sich selber fertig werden kann: aber wie viele sind gebunden und müssen ihr Elend im Verkehr mit Menschen verdoppelt tragen!

Gefroren habe ich übrigens wie noch niemals, und ebenfalls niemals schlechter gegessen. Eine Veränderung meines Aufenthaltsortes ist jetzt nötig: ich hatte bereits das Zimmer wieder gemietet, welches ich im letzten Winter in Genua bewohnte – aber die neueste Nachricht ist, daß der Herr, welcher jetzt darin wohnt, sich anders entschlossen hat und bleiben will.

Nun hat mich die alte gute Freundin Meysenbug nach Rom eingeladen: und mir mit Bestimmtheit jemanden in Aussicht gestellt, der täglich 2 Stunden mit mir schreiben will. Da ich gerade auf das dringendste jemanden zum Schreiben und Diktieren nötig habe, so will ich nach Rom übersiedeln – so wenig es, wie Sie wissen, der Ort meiner Wahl ist.

Dieser bereitwillige „Schreiber“ ist Fräulein Cécile Horner, die Verwandte Brenners (ich habe sie nie gesehen).

Aber vielleicht haben Sie Vergnügen daran zu hören, was es zu schreiben und druckfertig zu machen gibt. Es handelt sich um ein ganz kleines Buch – hundert Druckseiten etwa. Aber es ist mein Bestes, und ich habe einen schweren Stein mir damit von der Seele gewälzt. Es gibt nichts Ernsteres von mir und auch nichts Heitres; ich wünsche von Herzen, daß diese Farbe – welche nicht einmal eine Mischfarbe zu sein braucht – immer mehr zu meiner „Natur“-farbe werde. Das Buch soll heißen

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen

Von

F. N.

Mit diesem Buche bin ich in einen neuen „Ring“ eingetreten – von jetzt ab werde ich wohl in Deutsch-

land unter die Verrückten gerechnet werden. Es ist eine wunderliche Art von „Moralpredigten“.

Mein Aufenthalt in Deutschland hat mich vollkommen zu dem gleichen Gesichtspunkte gebracht wie Sie, liebster Freund, der Ihrige – nämlich daß ich nicht mehr hineingehöre. Und jetzt wenigstens, nach meinem „Zarathustra“, geht es mir auch wie Ihnen: diese Einsicht und „Stellungnahme“ hat mich ermutigt.

Wohin wir jetzt gehören? – Seien wir glücklich, daß wir eine solche Frage überhaupt stellen dürfen!

Unsere Erlebnisse waren ziemlich gleich: nur haben Sie ein besseres Temperament, eine bessere, stillere, einsamere Vergangenheit – und eine bessere Gesundheit vor mir voraus. Ich bin beinahe erstickt. –

Also bis zum 10. werde ich noch hier sein. Später Roma poste restante.

Ihnen immer sehr in Gedanken und Wünschen nahe.

F. N.

An Franz Overbeck

Erhalten am 11. Febr. 1883 aus Rapallo

Lieber Freund,

das Geld ist in meinen Händen: und wieder dachte ich darüber nach, welche unangenehme Mühsal ich Dir nun seit Jahren mache. Vielleicht hat es nun bald sein Ende.

Ich will es Dir nicht verhehlen, es steht schlecht mit mir. Es ist wieder Nacht um mich; mir ist zumute, als hätte es geblitzt – ich war eine kurze Spanne Zeit ganz in meinem Elemente und in meinem Lichte. Und nun ist es vorbei. Ich glaube, ich gehe unfehlbar zugrunde, es sei denn, daß irgend etwas passiert, ich weiß durchaus nicht was. Viel-

leicht, daß mich jemand aus Europa wegschleppte – ich, mit meiner physikalischen Denkungsweise, sehe in mir jetzt das Opfer einer terrestrisch-klimatischen Störung, der Europa ausgesetzt ist. Was kann ich dafür, daß ich einen Sinn mehr habe und eine neue furchtbare Leidensquelle! Selbst so zu denken ist schon eine Erleichterung – so brauche ich doch nicht die Menschen als Ursachen meines Elends anzuklagen. Obwohl ich dies könnte! Und nur zu viel auch tue! Alles, worauf ich in meinen Briefen an Dich hingedeutet habe, ist nur das Nebenbei – ich habe eine solche vielfache Last qualvoller und gräßlicher Erinnerungen zu tragen!

[---]

Ein Pistolenlauf ist mir jetzt eine Quelle relativ angenehmer Gedanken. –

Mein ganzes Leben hat sich vor meinen Blicken zersetzt: dieses ganze unheimliche verborgen gehaltene Leben, das alle sechs Jahre einen Schritt tut und gar nichts eigentlich weiter will als diesen Schritt: während alles übrige, alle meine menschlichen Beziehungen, mit einer Maske von mir zu tun haben, und ich fortwährend das Opfer davon sein muß, ein ganz verborgenes Leben zu führen. Ich bin den grausamsten Zufällen immer ausgesetzt gewesen – oder vielmehr: ich bin es, der aus allen Zufällen sich Grausamkeiten gemacht hat.

Dies Buch, von dem ich Dir schrieb, eine Sache von 10 Tagen, kommt mir jetzt wie mein Testament vor. Es enthält in der größten Schärfe ein Bild meines Wesens, wie es ist, sobald ich einmal meine ganze Last abgeworfen habe. Es ist eine Dichtung und keine Aphorismensammlung.

Ich fürchte mich vor Rom und kann mich nicht entschließen. Wer weiß, welche Tortur dort auf mich

wartet! So habe ich mich daran gemacht, mein eigener Abschreiber zu sein.

Was soll ich tun unter diesem Himmel und Wetterwechsel! Ah diese Beängstigung! Und dabei weiß ich, daß, relativ, am Meere es noch „am besten geht“!

Mit herzlichem Danke und Dir und Deiner lieben Frau das Beste wünschend

F. N.

Gast berichtet am 16. Februar aus Venedig an Nietzsche:<sup>1</sup> „Am Dienstag den 13. Februar ging ich, wie jeden Abend, ziemlich rasch durch die Stadt, als mich ein Herr fragt, ob ich nach dem Palast Vendramin gehe; ich sei ihm als deutscher Musiker gezeigt worden und er vermute deshalb, daß ich zu Wagners gehe; es heiße, er sei tot . . . Ich meinte darauf, er solle sich nichts weiß machen lassen, Wagner werde in zwanzig Jahren noch leben; ich ging aber doch mit . . . Ich bin wohl eine halbe Stunde unter strömendem Regen im Palasthof gestanden, oben die Lichter, in meiner Phantasie die Bestürzung der Familie, die Wunderlichkeit des Schicksals, das mich in dieser Nacht an diesen Ort stellt, die plötzlich veränderte Physiognomie unserer Musikzustände, ich hier als einer, dem in mancher Stunde das Herz nach Wagners Takt gepocht hat, und mehr noch, — kurz, es ging viel vor in mir, und ich bin immer noch sehr bewegt.“

Wagners Tod bedeutete für Nietzsche eine „Erleichterung“. Dieses Wort ist nicht subjektiv-psychologisch zu verstehen, sondern objektiv, in bezug auf seine Aufgabe. Das Reich von Bayreuth, so meint Nietzsche, ist jetzt zu Ende, nun beginnt das Reich Zarathustras.

Über einen seiner Verehrer, Paul Lanzky, schreibt Nietzsche im Dezember 1883 an Overbeck:

„Es ist der erste, der mich brieflich anredet, Verehrtester Meister!“ (was mich mit den verschiedensten Empfindungen und Erinnerungen getroffen hat.)“

<sup>1</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt, 1923, Bd. I S. 284f.

Und deutlicher noch am 7. April 1884 an denselben:

„Himmell Ich bekomme jetzt nachgerade eine hübsche Gattung von Briefen – diese Art von Verehrungsstil hat R. Wagner in die deutsche Jugend hineingetragen: und es beginnt schon, was ich lange prophezeit habe, daß ich in manchen Stücken der Erbe R. W.s sein werde.“

Dieselbe Wendung vom „Erben Wagners“ gebraucht Nietzsche am 25. September 1883 in einem Briefe an seine Angehörigen.

An Peter Gast

Genua, 14. Februar 83; 5 Uhr Nachm.

Woran starb Wagner? Soeben kommt die Nachricht seines Todes nach Genua. Ich bin heute ohne allen Grund hierher gereist und kaufte eben, wider meine Gewohnheit, die eben erschienene Abendnummer des „Caffaro“. Mein erster Blick fällt auf das Telegramm aus Venedig. F. N.

An Cosima Wagner

[Entwurf] Rapallo, 14. Febr. 1883

Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ersten Lagen auch meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das Ernste erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten, als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte.

Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig Menschen geben, die mit einem so tiefen Gefühl sagen können: „So war es alles meine Pflicht, was ich um diesen einen tat, und nichts mehr, – es war auch mein ganzer Lohn.“

Sie haben Einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht; und über die Liebe jenes Menschen hinaus

erfaßten Sie das Höchste, was seine Liebe und sein Hoffen erdachte: dem dienten Sie, dem gehören Sie und Ihr Name für immerdar, – dem, was nicht mit einem Menschen stirbt, ob es schon in ihm geboren wurde.

Wenige wollen so etwas: und von den Wenigen – wer kann es so wie Sie!

So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenn gleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen gibt.

An Peter Gast

Rapallo, 19. Februar 1883

Lieber Freund, jeder Ihrer letzten Briefe war eine Wohltat für mich: ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür.

Dieser Winter war der schlechteste meines Lebens; und ich betrachte mich als das Opfer einer Naturstörung. Das alte Sündflut-Europa bringt mich noch um; aber vielleicht kommt mir noch ein Mensch zu Hilfe und schleppt mich auf die Hochlande von Mexiko. Allein kann ich solche Reisen nicht unternehmen: das verbieten die Augen und einiges andre.

Die ungeheure Last, die infolge des Wetters auf mir liegt (sogar der alte Ätna beginnt zu speien!) hat sich bei mir in Gedanken und Gefühle verwandelt, deren Druck furchtbar war: und aus dem plötzlichen Loswerden von dieser Last, infolge von 10 absolut heitern und frischen Januartagen, die es gab, ist mein „Zarathustra“ entstanden, das losgebundenste meiner Erzeugnisse. Teubner druckt bereits daran; ich selber habe die Abschrift gemacht. Übrigens meldet Schmeitzner, daß im vergangenen Jahre alle meine Schriften besser gekauft worden sind, und ich erfahre sonst allerlei über eine wachsende Teilnahme. Sogar ein Mitglied des Reichstages und An-



**Cosima Wagner und Richard Wagner**

**Aufgenommen im Jahre 1872  
Sammlung Richard Linnemann, Leipzig**



hänger Bismarcks (Delbrück) soll seinen äußersten Unwillen darüber ausgedrückt haben, daß ich nicht — in Berlin lebe, sondern in Santa Margherita!!

Verzeihen Sie dies Geschwätz, Sie wissen, was mir sonst jetzt gerade im Kopf und am Herzen liegt. Ich war einige Tage heftig krank und machte meinen Wirten Besorgnisse. Es geht nun wieder, und ich glaube sogar, daß der Tod Wagners die wesentlichste Erleichterung war, die mir jetzt geschafft werden konnte. Es war hart, sechs Jahre lang Gegner dessen sein zu müssen, den man am meisten verehrt hat, und ich bin nicht grob genug dazu gebaut. Zuletzt war es der altgewordne Wagner, gegen den ich mich wehren mußte; was den eigentlichen Wagner betrifft, so will ich schon noch zu einem guten Teile sein Erbe werden (wie ich es oft gegen Malwida gesagt habe). Im letzten Sommer empfand ich, daß er mir alle die Menschen weggenommen hatte, auf welche in Deutschland zu wirken überhaupt Sinn haben kann, und sie in die verworrne wüste Feindseligkeit seines Alters hineinzuziehn begann.

Es versteht sich, daß ich an Cosima geschrieben habe.

Was Ihre Worte über Lou betrifft, so habe ich sehr lachen müssen. Glauben Sie denn, daß ich darin einen andern „Geschmack“ habe als Sie? Nein, durchaus nicht! Aber im gegebenen Falle handelte es sich verdammt wenig um „mit oder ohne Liebreiz“, sondern darum, ob ein groß angelegter Mensch zugrunde geht oder nicht. —

Also die Korrekturen dürfen wieder zu Ihnen laufen, mein alter hilfreicher Freund? — Schönsten Dank für alles.

F. N.

Der folgende Brief antwortet gleich mit seinem ersten Satz auf die Anregung Overbecks, Nietzsche möge über die Jugend

eine Rückkehr zu den Menschen suchen. Overbeck hatte geschrieben: „Ich sehe keine Möglichkeit für die Beruhigung, deren Du zur Zeit so sehr bedarfst, solange Du nicht festere Ziele für Dein künftiges Leben ins Auge fassst. Und da will ich Dir denn einen Gedanken mitteilen, den ich kürzlich in Hinsicht auf Dich mit meiner Frau schon besprach und der uns beiden der Überlegung nicht unwert erschien. Wie wäre es, wenn Du daran dächtest, wieder Lehrer zu werden, ich meine nicht akademischer, sondern Lehrer (etwa des Deutschen) an einer höheren Schule?“<sup>1</sup>

An Franz Overbeck

Genua, Anfang April 1883

Mein lieber Freund Overbeck, ich weiß Deinem guten Briefe nichts zu erwidern als: es geht vorwärts. Mit dem Leben bin ich diesmal noch davon gekommen: nun will ich auch noch mit der Gesundheit davonkommen. – So stand es immer mit meinen Erleb- und Erleidnissen: gesetzt ich halte sie aus, so werden sie mir noch zum Gewinn. Ich bin jetzt sehr viel klarer und entschlossener als im vorigen Jahre, und als sehr gebranntes Kind habe ich eine sehr klare und entschlossene Scheu vor dem Feuer: das will in meinem Falle sagen: Menschenscheu. Selbst in diesem letzten Monate (in Genua), der mich mit 4, 5 Menschen bekannt gemacht hat, haben sich meine Erfahrungen wiederholt und bestätigt. Hundertmal habe ich mir gesagt, daß das wesentliche Genesungsmittel in den letzten drei Jahren die Enthaltung von allem Verkehre war. Jetzt ist Genua für mich „verspielt und vertan“. Ich bin stolz genug für ein unbedingtes inkognito, selbst in ärmlichen Verhältnissen: aber halb geehrt, halb geduldet, halb verwechselt fühle ich mich wie in der Hölle – dazu

<sup>1</sup> F. Nietzsches Briefwechsel mit F. Overbeck, hgg. v. Oehler u. Bernoulli, 1916, S. 209.

bin ich nicht „stolz genug“. – Dein Vorschlag im letzten Briefe ist bei weitem das Akzeptabelste von Vorschlägen, die mir neuerdings gemacht sind (Jacob Burekhardt hat mich sehr eindringlich aufgefordert, „Weltgeschichte ex professo zu dozieren“ – mit Hindeutungen auf seinen Lebensabend.) Aber warten wir erst noch Zarathustra ab: ich fürchte, keine Behörde der Welt wird mich danach noch zum Lehrer der Jugend haben wollen. Übrigens – was stand diesem meinem Zarathustra im Wege? Eine halbe Million christlicher Gesangbücher! Aber jetzt komme ich bei Teubner an die Reihe (weshalb ich bis zum 25ten des Monats noch hier bleiben werde). – Verhältnismäßig passe ich sehr gut nach Basel und zu den Baslern (besser als Du, liebster Freund!) Auch hier ist der Basler Dr. Breiting mir bei weitem der zuträglichste Verkehr (Ich aß gestern mit ihm in seinem Hospital, das er kommandiert und besuchte mit ihm die Kranken.) Aber das Klima Basels ist mir ganz unmöglich, nach einem halben Jahre bin ich wieder halbtot. Ich brauche reinen Himmel – sonst gehe ich an meinem gräßlichen Temperament zugrunde (In allen Lebensaltern war der Überschuß des Leidens ungeheuer bei mir.)

Zuletzt: es ist möglich, daß ich mit diesem Winter in eine neue Entwicklung eingetreten bin. Zarathustra ist etwas, das kein lebendiger Mensch außer mir machen kann. Vielleicht habe ich jetzt erst meine beste Kraft entdeckt. Selbst als „Philosoph“ habe ich meine wesentlichsten Gedanken (oder „Tollheiten“) noch nicht ausgesprochen – ach, ich bin so schweigsam, so versteckt! Aber gar als „Dichter“! Meine Philologie habe ich vergessen; ich hätte was Besseres in meinen zwanziger Jahren lernen können! Ach, was ich unwissend bin! –

Im Sommer Wald und Hochgebirge, im Herbst Barcelona – das ist das Neueste. Geheim zu halten!

In treuer Freundschaft

F. N.

Nach dem Empfang des ersten Bogens vom „Zarathustra“ schreibt Gast am 2. April aus Venedig:<sup>1</sup>

Verehrter Herr Professor!

Sie machen es mir mit jedem neuen Buch schwerer, nur auf die Ordnung der Buchstaben zu sehen!

Die prachtvolle Wendung Ihres Geistes, die Kraft Ihrer Sprache, die Fülle von Erfindung bis ins kleinste hinein, die Glut und Majestät Ihrer Empfindung – machen mich staunen, regen mich auf, zittern in mir noch, soweit es mein Vermögen hergibt.

Wieviel Wachstum um sich verbreiten Sie mit Ihrem eigenen! Es gibt nichts dergleichen, – weil die Ziele, welche Sie angeben, der Menschheit von niemandem noch angegeben wurden, angegeben werden konnten!

Diesem Buch ist die Verbreitung der Bibel zu wünschen, ihr kanonisches Ansehen, ihr Kommentarenfolge, auf dem dieses Ansehen zum Teil mit beruht. Aber ach – die langen Zeitstrecken! Es macht mich schon traurig zu wissen, daß der nächste Venusdurchgang am 2. Juni 2004 stattfindet; wie traurig würde ich, wenn ich erführe, wann Ihr Buch in der Verbreitung und dem Ansehen der Bibel stehn würde!

In dem voraussichtlich sehr langen „Einstweilen“ werden aber viele aus Ihnen Geist, Kraft und Mut schöpfen: – Mut, der in Gefahren führt, ruhigen Geist, der aus ihnen führt.

Unter diesen möchte auch ich sein. Und nur in dieser Gesinnung nenne ich mich Ihren dankbaren Schüler, und vor allem als solcher wünsche ich mehreres auch von mir, um Ihnen einst nicht ganz unwürdig Heil und Glückwunsch über alles Vergangene und Künftige zuzurufen.

Voll Freude und Verehrung Ihr ergebener K.

<sup>1</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt. 1923, Bd. I S. 302 f.

An Peter Gast

Genua, 6. April 1883

Lieber Freund,

beim Lesen Ihres letzten Briefes überließ mich ein Schauer. Gesetzt, Sie haben Recht – so wäre also mein Leben doch nicht mißraten? Und gerade jetzt am wenigsten, wo ich es am meisten geglaubt habe?

Andererseits gab mir Ihr Brief das Gefühl, daß ich nun nicht mehr lange zu leben habe – und es soll so gut sein! Sie glauben, lieber Freund, es nicht, was für einen Überschuß von Leiden mir das Leben abgeworfen hat, in allen Zeiten, von früher Kindheit an. Aber ich bin ein Soldat: und dieser Soldat ist zu guter Letzt noch der Vater Zarathustras geworden! Diese Vaterschaft war seine Hoffnung; ich denke, Sie empfinden jetzt den Sinn des Verses an den Sanctus Januarius „der du mit dem Flammenspeere meiner Seele Eis zerteilt, daß sie brausend nun zum Meere ihrer höchsten Hoffnung eilt“ – –

Und auch den Sinn der Überschrift „incipit traegodia“.

Genug davon. Ich habe vielleicht keine größere Freude in meinem Leben gehabt als Ihren Brief. –

Nun geben Sie mir einen Rat. Overbeck besorgt sich um mich (geben Sie ihm doch etwas Vertrauen auch in bezug auf Zarathustra) und hat mir jüngst den Vorschlag gemacht, ich möchte wieder nach Basel zurückkehren und zwar nicht an die Universität; aber etwa als Lehrer am Pädagogium weiterwirken (er schlägt mir vor, „als Lehrer des Deutschen“). Dies ist sehr gut und fein empfunden, ja es hat mich beinahe schon verführt: meine Gegengründe sind Gründe von Wetter und Wind usw. Overbeck meint, daß es schon „Anknüpfungspunkte“ geben würde, falls ich dieses Willens sei; man hat mich gut im Gedächtnis,

und, die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht der schlechteste Lehrer gewesen. Meine Augen und die geringe Arbeitskraft meines Kopfes in Hinsicht auf Dauer wollen in Rechnung gebracht sein: ebenso die Nähe Jacob Burckhardts, eines der wenigen Menschen, mit dem zusammen ich mich wirklich wohl fühle. In diesem Sommer will ich einige Vorreden zu neuen Auflagen meiner früheren Schriften machen: nicht als ob neue Auflagen bevorstünden, sondern damit ich noch zur rechten Zeit besorge, was zu besorgen ist. Gar zu gerne möchte ich auch noch den Stil meiner älteren Schriften reinigen und klären; aber das ist nur bis zu einer gewissen Grenze möglich. —

Was macht der Apulische Hirtenreigen? —

Mich ekelt davor, daß Zarathustra als Unterhaltungsbuch in die Welt tritt; wer ist ernst genug dafür! Hätte ich die Autorität des „letzten Wagner“, so stünde es besser. Aber jetzt kann mich niemand davon erlösen, zu den „Belletristen“ geworfen zu werden. Pfui Teufel! —

Treulich und dankbar Ihr Freund Nietzsche.

Am 17. April schreibt Gast folgende Karte:<sup>1</sup>

„Es ist wunderbar!“ sagen oft die Jünger zu Buddhas Worten.

„Es ist wunderbar!“ muß ich oft und mit mehr Grund, als jene ausrufen, da ich Sie als Zarathustra höre.

Ihr ganzes bisheriges Denken und Bilden bekommt jetzt ein Gehäuse. Manchen mochte der Anblick des bloßen Räderwerks verwirren, das Sie zeigten. Nun erst wird es sichtbar, daß es doch ein Organismus war.

„Preis sei ihm, welcher ist der Selige, der Heilige, der völlig Erleuchtete!“ — so, buddhistisch apostrophierend, ohne daß er Buddhist wäre, grüßt Sie mit der Hingebung eines Schülers

Ihr dankbarer K.

<sup>1</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt, 1923, I. Bd. S. 306.

An Malwida von Meysenbug

Genua, Anfang April 1883

Wollen Sie nicht ein wenig mit lachen, hochverehrte Freundin? Ich lege eine Karte bei, vom Verfasser jenes Briefes. – Erwägen Sie doch, es ist gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Und der Schreiber ist ein anscheinend vernünftiger Mensch, ein Skeptiker, – fragen Sie nur meine Schwester!

Es ist eine wunderschöne Geschichte: ich habe alle Religionen herausgefordert und ein neues „heiliges Buch“ gemacht! Und, in allem Ernste gesagt, es ist so ernst als irgendeines, ob es gleich das Lachen mit in die Religion aufnimmt. –

Wie geht es Ihrer Gesundheit? Ich war im Ausgange des Winters schlimm daran: ein heftiges Fieber hat mich fast fünf Wochen gequält und ans Bett gefesselt. Wie gut, daß ich allein lebe! –

Nicht wahr, Sie heben mir die beiden Kuriosa auf oder senden Sie gelegentlich zurück? Bis zum 25. bin ich (was ich im Grunde sehr bin) noch Genuese.

Von Herzen Sie verehrend

Nietzsche.

Die Bemerkung auf der Mitte der Karte ist gut. – In der Tat habe ich das Kunststück (und die Torheit) „begangen“, die Kommentare eher zu schreiben als den Text. – Aber wer hat sie denn gelesen? Ich meine: jahrelang studiert? Ein einziger, soviel ich weiß: dafür hat er nun auch seine Freude am Texte.

In Deutschland fand ich voriges Jahr die Oberflächlichkeit des Urteils bis zu dem Punkte des Blödsinns gereift, daß man mich mit Rée verwechselte. Mit Rée!!! Ich meine, Sie wissen, was das sagen will –!!

An Franz Overbeck

Erhalten 19. April 1883 von Genua

Lieber lieber Freund, inzwischen habe ich mir Deinen Vorschlag nochmals überlegt und auch den Venediger Maestro zu Rate gezogen. Das Wetter ist herrlich, meine Gesundheit und mein Mut immer im Wachsen: somit hat meine Überlegung einigen Wert. Es gibt viele ängstliche Zeiten für mich, über die ich schwer hinwegkomme; da zweifle ich denn auch am Werte meiner Überlegungen und Entschlüsse. Sobald Gesundheit und Wetter sich aber aufheitern, gestehe ich mir immer ein, daß ich mit einem äußerst schmerzhaften Leben doch auf ein Ziel lossteure, um dessentwillen es sich schon lohnt, hart und schwer zu leben. Ich bin mir dessen deutlich bewußt: am schlechtesten ist mir immer bisher jedes Beiseitegehen von meiner Hauptsache bekommen, sei es selbst in Gestalt eines Berufs oder des Arbeitens für andre (— in welche Rubrik, kurioserweise, mein letzter Sommer und Herbst gehört). Und diesen Winter hat mich nichts am Leben erhalten als das plötzliche Zurückspringen auf meine Hauptsache: da liegen meine Pflichten, wo ich an mich die schwersten Anforderungen stellen muß, da liegen auch meine Lebensquellen. Lehrer sein: ach ja, es wäre wohlthätig genug jetzt für mich (vorigen Sommer war ich's noch und empfand, wie gut dies zu mir passe). Aber es gibt etwas Wichtigeres, gegen das gerechnet mir auch ein nützlicher und wirkungsvoller Lehrerberuf nur als Erleichterung des Lebens, als Erholung gelten dürfte. Und erst, wenn ich meine Hauptaufgabe erfüllt habe, werde ich auch das gute Gewissen für eine solche Existenz, wie Du sie mir wünschest, finden. —

Aber vielleicht habe ich sie erfüllt?

Inzwischen kam Zarathustra, langsam, Bogen für

Bogen, zum Vorschein. Ja, ich lernte ihn jetzt erst kennen! In jenen 10 Tagen seiner Entstehung hatte ich dazu keine Zeit. Wirklich, liebster Freund, es scheint mir mitunter, als ob ich gelebt, gearbeitet und gelitten hätte, um dies kleine Buch von 7 Bogen machen zu können! ja, als ob mein Leben damit eine nachträgliche Rechtfertigung erhalte. Und selbst auf diesen schmerzhaftesten aller Winter sehe ich seitdem mit andern Augen: wer weiß, ob nicht erst eine so große Qual nötig war, mich zu jenem Aderlaß zu bestimmen, als welcher dies Buch ist? Du verstehst, es ist sehr viel Blut in diesem Buche.

Darf ich Dich bitten, mir die 1000 francs (in französischem Papier, s'il vous plait!) baldigst zukommen zu lassen? An meine Adresse, Salita delle Battistine 8 (interno 4) und rekommandiert, aber ohne Angabe des Inhaltes.

Sodann bitte ich Dich noch um die Adresse der verehrten Frau Rothpletz in München, der ich immer noch nicht Dank gesagt habe, daß sie mir so tröstlich zum 1. Januar schrieb. —

Herr Dr. Fuchs kann sich gratulieren, daß er einmal im Leben so gütig beurteilt worden ist, wie von Dir in Deinem Briefe. [— —]

Von Herzen Dir und Deiner lieben Frau zugetan  
Dein Nietzsche.

Man verkennt Nietzsches Position in seinem Jahrhundert, wenn man nicht berücksichtigt, daß ein verbummelter Student und ein unaufgeführter Musiker beim Erscheinen des Zarathustra Dinge ausspricht, die den Verfasser tief bewegen — während im gleichen Jahre seine Freunde an den Universitäten nur fatale Verlegenheitsphrasen von sich geben. Es ist grotesk, daß Peter Gast, nachdem er Nietzsches ehemaligen Kollegen, den Professor der Philosophie Max Heinze in Leipzig, kennengelernt hat, schreiben kann:

„Der hat keine rechte Ahnung von Ihnen... Ach ja, Sie sind unter den akademischen Büchern und Gelehrigkeiten nicht unterzubringen; mit Typen und Charakteren weiß man dort nichts anzufangen... Heinze scheint ein guter gesellschaftlicher Mann und aller Schonung wert: ich will ihm freundlich bleiben.“ (Am 6. April 1883.) Aber man lese, was Gast im gleichen Briefe über die Sprache im Zarathustra sagt, und man wird zugeben, daß er zu solchen Worten berechtigt ist – womit eben die Situation den Höhepunkt des Grotesken erreicht:

„Unter welche Rubrik Ihr neues Buch gehört? – Ich glaube fast: unter die ‚heiligen Schriften‘. Mit dieser legendenhaften Sprache versetzen Sie Ihre Gedanken in das Gebiet einfacherer Empfindungen, als wir sie haben. Ihre innerlich geschauten Möglichkeiten scheinen in dieser Empfindungswelt möglicher als in unsrer, – und dies ist ein großer Vorteil.

Wenn große Menschen die paar Grundtriebe, durch die sie groß wurden, in unsrer Sprache aussprechen, in kurzen, einfachen Sätzen, so würden sie bald für kindisch gelten; heutzutage behält jeder die wenigen Sätze, die ihn vorwärts treiben, für sich – damit der Bourgeois, in dessen bester Glanzzeit wir leben, keinen überflüssigen Streit beginne.

Aber der Lehrer der Größe? – Wie gesagt, Sie haben den natürlichsten Ausweg gefunden, von jenen moralischen Kräften zu sprechen, indem Sie einen eigenen, dem gehobenen Seelenzustand angemessenen Stil erfanden. In diesen Dingen der aufstrebenden Moralität sind und müssen die Menschen Dichter sein; die Idealitäten dieser Moral lassen sich in unsrer klügelnden, spitzfindigen Sprache gar nicht sagen.“<sup>1</sup>

Am 29. Februar 1884 schreibt Gast: „Ja, dieser Zarathustra! er gibt einem das Gefühl, als sollte man von ihm an die Zeit neu datieren.“ Dagegen schreibt Overbeck unterm 13. November 1883 an Nietzsche, er wünsche den siegreichen Fortschritt seines Zarathustra, wiewohl Nietzsche

<sup>1</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt. 1923, I. Bd. S. 303.

dem Freunde nicht verdenken könne, daß er ihm auf dieser Bahn mit besonderer Bänglichkeit nachsehe. „Nicht weil ihm die Atmosphäre des Werks weniger sympathisch wäre wie die der vorhergehenden, was freilich der Fall ist, als weil er Dich wieder einmal allen Gefahren eines starken Luftwechsels ausgesetzt sieht. Ich habe übrigens Deinen ersten Zarathustra vor ein paar Wochen wieder still für mich durchgelesen und so wenig ich meine Grundbedenken dagegen dabei überwinden konnte, die Zukunft der Menschheit überhaupt in solchen Höhen und Spitzen anzufassen, noch weniger als es anderen besser dafür Gestimmten gelingen mag, auch trotz der Schwebel, in welcher das Ganze uns einstweilen verläßt, so haben mich doch viele besonders hohe Schönheiten darin genug ergriffen, um mir begreiflich zu machen, daß Du noch nichts Höheres geleistet zu haben meinst.“

Rohde beglückwünscht den Freund zu der freieren Form der Darlegung seiner Ansichten. „Der persische Weise bist zwar Du, aber es ist eine ganz andere Sache, ob man höchst persönliche Meinungen direkt als solche ausspricht oder sich ein Idealwesen erschafft, damit dieses sie als seine Meinungen vortrage; erst so setzt man sie recht aus sich heraus und steht sozusagen über sich selbst.“ Die Privilegien des Gedichts entheben nach seiner Ansicht den Verfasser der Notwendigkeit, seine Gedanken und Intuitionen beweisen zu müssen.

– Nur bei der Erwähnung des Abschnitts „Kind und Ehe“ spürt man Wärme in Rohdes Zustimmung. Diese Zustimmung leitet zu dem Satze über: „Du siehst, ich bin ein rechter Familienpapa geworden.“ (An Nietzsche 22. Dezember 1883. Die Antwort vgl. unten S. 332f.)

Peter Gast versteht den dichterischen Stil des Zarathustra aus der Absicht seines Urhebers, „Lehrer der Größe“ sein zu wollen. Der ehemalige Jugendfreund dagegen ist so im Philisterium versunken, daß er den dichterischen Stil nur noch als einen Deckmantel der Privatexistenz aufzufassen vermag. Er atmet erleichtert auf bei der Vorstellung, daß der Freund nun aufhören werde, Forderungen zu stellen.

Eines der wichtigsten Selbstbekenntnisse Nietzsches

schließt sich an ein Wort über den Zarathustra an. Am 8. Februar 1884 schreibt er an Overbeck:

„Übrigens ist der ganze Zarathustra eine Explosion von Kräften, die jahrzehntelang sich aufgehäuft haben: bei solchen Explosionen kann der Urheber leicht selber mit in die Luft gehen [...] Du hast einen äußerst gefährlichen Freund; und das schlimmste an ihm ist, wie sehr er zurückhalten kann.“

An Karl Hillebrand

Rom, 24. Mai 1883

Verehrtester Herr,

manche Jahre sind vorüber, in denen ich gegen Sie geschwiegen habe – schwerverständliche Jahre voller Selbstüberwindung und schwarzer Wellen, aus denen ich nunmehr „an die Oberfläche komme“, nicht als ein Ertrunkener, sondern, wie ich meine, voller als je am Leben.

Dies kleine Buch, das ich hiermit Ihrer Güte anheimgebe, ist ein ganz plötzliches Ereignis, das Werk von zehn vollkommen hellen Tagen dieses schwermütigsten aller Winter. Jetzt, wo ich es kennenlerne – denn bei seinem Entstehen fehlte mir dazu die Zeit, und inzwischen war ich krank –, erschüttert es mich durch und durch, und ich bin nach jeder Seite in Tränen. Alles, was ich gedacht, gelitten und gehofft habe, steht darin und in einer Weise, daß mir mein Leben jetzt wie gerechtfertigt erscheinen will. Und dann wieder schäme ich mich vor mir selber: denn ich habe hiermit nach den höchsten Kronen die Hand ausgestreckt, welche die Menschheit zu vergeben hat. –

Wer ist umfänglich genug an Menschlichkeit und Wissen, um einem solchen Narren, wie ich es jetzt bin, das zu sagen, was er am liebsten hört, die Wahrheit, jede Wahrheit?

Unter den Lebenden weiß ich nur Sie und Jacob Burckhardt, die mir diesen Dienst leisten könnten – so bitte ich Sie denn von ganzem Herzen: tun Sie es!  
Nicht wahr, Sie wissen, wie hoch ich Sie verehere?  
Friedrich Nietzsche.

An Gottfried Keller

Rom, Juni 1883

Hochverehrter Herr,

als Antwort auf Ihren gütigen Brief und zugleich als Bestätigung Ihres darin ausgesprochenen Gedankens – daß der große Schmerz die Menschen beredter mache als sie es sonst sind –: möchte ich Ihnen das beifolgende Büchlein empfehlen, das den Titel trägt „Also sprach Zarathustra“.

Seltsam! Aus einem wahren Abgrunde von Gefühlen, in die mich dieser Winter, der gefährlichste meines Lebens, geworfen hatte, erhob ich mich mit einem Male und war zehn Tage lang wie unter dem hellsten Himmel und hoch über hohen Bergen.

Die Frucht dieser Tage liegt nun vor Ihnen: möge sie süß und reif genug sein, um Ihnen – einem Verwöhnten im Reiche des Süßen und Reifgewordenen! – wohlzutun!

Von Herzen Sie

verehrend

Prof. Dr. Nietzsche.

An Carl von Gersdorff

Sils-Maria, 28. Juni 1883

Mein lieber alter Freund Gersdorff,  
inzwischen habe ich erfahren, daß Dir etwas sehr Schmerzliches widerfahren ist – der Verlust Deiner Mutter. Als ich dies hörte, war es mir ein rechter Trost, Dich nicht allein im Leben zu wissen, und ich gedachte der herzlichen und dankbaren Worte, mit denen Du, in Deinem letzten Briefe an mich, Deine

Lebensgefährtin erwähntest. Wir haben es in unserer Jugend schwer gehabt, Du und ich – aus verschiedenen Gründen; aber es wäre eine schöne Billigkeit darin, wenn unserem Mannesalter einiges Milde und Tröstliche und Herzstärkende begegnete.

Was mich betrifft, so habe ich eine lange schwere Askese des Geistes hinter mir, die ich freiwillig auf mich nahm und die nicht jedermann sich hätte zumuten dürfen. Die letzten sechs Jahre waren in diesem Betracht die Jahre meiner größten Selbstüberwindung: wobei ich noch absehe von dem, was mich Gesundheit, Einsamkeit, Verkennung und Verketzerung überwinden ließ. Genug, ich habe auch diese Stufe meines Lebens überwunden – und was jetzt noch vom Leben übrig ist (wenig, wie ich glaube!) soll nun ganz und voll das zum Ausdruck bringen, um dessentwillen ich überhaupt das Leben ausgehalten habe. Die Zeit des Schweigens ist vorbei: mein „Zarathustra“, der Dir in diesen Wochen übersandt sein wird, möge Dir verraten, wie hoch mein Wille seinen Flug genommen hat. Laß Dich durch die legendenhafte Art dieses Büchleins nicht täuschen: hinter allen schlichten und seltsamen Worten steht mein tiefster Ernst und meine ganze Philosophie. Es ist ein Anfang, mich zu erkennen zu geben – nicht mehr! – Ich weiß ganz gut, daß niemand lebt, der so etwas machen könnte, wie dieser Zarathustra ist –

Lieber alter Freund, nun bin ich wieder im Ober-Engadin, zum dritten Male, und wieder fühle ich, daß hier und nirgends anderswo meine rechte Heimat und Brutstätte ist. Ach, was liegt noch alles verborgen in mir und will Wort und Form werden! Es kann gar nicht still und hoch und einsam genug um mich sein, daß ich meine innersten Stimmen vernehmen kann!

Ich möchte Geld genug haben, um mir hier eine Art ideale Hundehütte zu baun: ich meine, ein Holzhaus mit 2 Räumen; und zwar auf einer Halbinsel, die in den Silser See hineingeht und auf der einst ein römisches Kastell gestanden hat. Es ist mir nämlich auf die Dauer unmöglich, in diesen Bauernhäusern zu wohnen, wie ich bisher getan habe: die Zimmer sind niedrig und gedrückt, und immer gibt es mancherlei Unruhe. Sonst sind mir die Einwohner von Sils-Maria sehr gewogen; und ich schätze sie. Im Hotel Edelweiß, einem ganz vorzüglichen Gasthofs, esse ich: allein natürlich, und zu einem Preise, der nicht gänzlich im Mißverhältnis zu meinen kleinen Mitteln steht. Ich habe einen großen Korb Bücher mit herauf gebracht: und auf drei Monate ist es wieder abgesehn. Hier wohnen meine Musen: schon im „Wanderer und sein Schatten“ habe ich gesagt, diese Gegend sei mir „blutsverwandt, ja noch mehr“. —

Nun habe ich Dir etwas von Deinem alten Freunde und Einsiedler Nietzsche erzählt. — ein Traum von dieser Nacht brachte mich dazu.

Bleib mir gut und treu! — wir sind alte Kameraden und haben manches gemeinsam gehabt!

Dein

Friedrich Nietzsche.

An Franz Overbeck

Erhalten am 11. Juli 83 aus Sils Maria

Mein lieber Freund Overbeck! Der Zufall (oder die Post) wollte, daß Dein Brief erst am 4. Juli in meine Hände gelangte — und seitdem war ich nicht wohl. So komme ich spät zu Dir, ganz wie mein Sohn Zarathustra, der sich nach meinem Willen schon diese Ostern meinen Freunden präsentieren sollte: aber da kam erst „das christliche Hindernis“ (die 500000

Gesangbücher, von denen ich wohl schrieb?) und nun steht ihm wieder „das judenfeindliche Hindernis“ im Wege. Denn wirklich, es verhält sich so: Herr Schmeitzner meldete jüngst, die „äußerst wichtigen“ Verhandlungen und Reisen in Sachen des Antisemitismus machten, daß der Verlag zurückstehn müsse – die sämtlichen Exemplare des Zarath., eingerechnet die Freixemplare seien noch in Leipzig! – Bravo! Aber wer erlöst mich von einem Verleger, der die antisemitische Agitation wichtiger nimmt als die Verbreitung meiner Gedanken? Ich meine hier nicht einmal besonders stolz zu reden. – –

Ich erkannte auf der Tee- und Leguminosen-Sendung mit herzlichem Danke die Handschrift Deiner lieben Frau; ich habe ihr Mühe gemacht! Ach, und ich muß fortfahren, ihr Mühe zu machen! Erstens brauche ich bald wieder Tee (bei diesem Kalkwasser braucht man doppelt so viel und bringt es doch nicht zu einem wohlschmeckenden Getränke: übrigens bin ich kein Freund von dieser Qualität, ich hätte gern ein Pfund von einem feineren Tee). Sodann: doch ich schreibe lieber bald einmal direkt an Deine verehrte Frau.

Ich habe hier sehr an der Kälte gelitten: ein wahres Glück, daß ich durch 3 ofenlose Winter einigermaßen abgehärtet bin. Doch wirken diese kalten Stuben sehr auf die Stimmung, in Genua so wie hier. Ein Gefühl von Weltfremdheit, Vorübereilendem, Wandererhaftem sitzt sehr tief in mir drin – und, die Wahrheit zu sagen, schwerlich nur infolge der großen Unbehaglichkeit meines äußeren Lebens. Es kommt selten noch ein warmer Ton zu mir; und vieles vom Allerbesten, das anderen das Herz warm macht, ist mir gleichgültig geworden. Um ein Wort von meiner Gesundheit zu sagen: so bin ich einer der geduldig-

sten Menschen und balanciere von einer Weise in die andre. Aber der Überschuß kranker, schmerzhafter, mindestens tief gehemmter Tage ist außerordentlich: obschon ich gegen mich als Patienten alle erdenkliche Vorsicht, Strenge und Selbstüberwindung geltend mache. Zweierlei scheint mir unkurabel: das eine, daß jedes regelmäßige geistige Arbeiten, nach einer gewissen Zeit (c. 2 Wochen) einen tiefen Verfall nach sich zieht, weil es zu intensiv ist (der Zeit nach gar nicht: da geben ja schon die Augen sehr bestimmte Grenzen!) Sodann: mein Gefühl, sei es des Angenehmen oder des Unangenehmen, hat so heftige Explosionen, daß ein Augenblick, im strengsten Sinne, hinreicht, um durch eine Veränderung der Blutzirkulation wahrscheinlich, mich vollkommen krank zu machen (etwa 12 Stunden später ist es entschieden, es dauert 2-3 Tage). Endlich: jeder bedeckte Himmel setzt mich tief herab; hier oben, wo die Wolken nahe sind, entsteht unvermeidlich sogar Kopfschmerz dabei. Also: Gegenden, wo es 200 bedeckte Tage gibt, nehmen mir 200 Tage weg — und umgekehrt.

Sonst ist der Engadin mir lieb und wert, und bis zur Mitte September soll er mir's bleiben. Wie gerne hätte ich Dich einmal recht nahe, alter lieber Freund!

F. N.

Der Druck des ersten Zarathustra war nach Nietzsches Informationen bei Teubner durch einen Druckauftrag für fünfhunderttausend Gesangbücher verzögert worden, der Druck des zweiten wird durch eine Reise des Verlegers in einer antisemitischen Angelegenheit hinausgezogen. Dadurch wird Nietzsche in die höchste Erregung versetzt. An die Schwester schreibt er (6. Juli 1883):

„Du sollst Schmeitznern die bestimmte Erklärung abnötigen [...], daß er den zweiten Teil Zara-

thustra unverzüglich in Druck gibt, sobald das Manuskript in seine Hände kommt. Ich will damit zu Ende kommen und von dieser Expansion des Gefühls erlöst sein, die solche Produktionen mit sich führen: es ist mir öfter der Gedanke gekommen, daß ich an so etwas plötzlich sterbe ... Dieses Frühjahr bin ich durch die nichtswürdige Bummelerei der Druckerei 4 Wochen länger krank gewesen, als ich hätte sein müssen ... Um des Himmels willen bringe dies mit Schmeitzner ins reine, ich selber bin jetzt zu reizbar gestimmt.“

Und vier Tage später:

„Unter allen Umständen muß jetzt unverzüglich der Druck losgehen? oder ich breche mit Schmeitzner (wozu ich allen Grund habe. —)

Solange er glaubt, daß seine Agitation eine wichtigere Angelegenheit sei, als die Verbreitung meiner Bücher und Gedanken: ist es für mich die äußerste Geduldprobe meines Stolzes, mit ihm zu verkehren. —

Im letzten Winter habe ich alles so eingerichtet, daß der erste Teil Zarathustra Ostern in den Händen meiner Leser sein konnte: und habe den höchsten Fleiß nötig gehabt, um es so einzurichten. Ein verlorenes halbes Jahr der Wirkung meiner Gedanken kommt recht sehr in Betracht, namentlich in Hinsicht auf die Dauer meines eignen Lebens.“ —

Es handelt sich nicht nur um den Zarathustra — Nietzsche wirft seinem Verleger vor, daß er überhaupt nichts für seine Schriften tue. Der Streit geht Jahre lang weiter, immer ist der Hauptpunkt: Schmeitzner steht seiner Wirkung im Wege. Im November 1884 schreibt Nietzsche an die Schwester:

„Ich — für meinen Teil — will durch die Klage vor allem das erreichen, daß Sch. meine Schriften so schnell als möglich verkauft: ich habe

mich in Zürich (mit Hilfe des Lesemuseums) überzeugt, daß diese Schriften in seinem Winkel gleichsam verfaulen: seit langem ist mein Name in den sämtlichen wissenschaftlichen Zeitschriften des In- und Auslandes nicht mehr genannt worden (dies privatissime unter uns!) Er sendet keine Redaktionsexemplare, er macht keine Anzeigen usw.“

Auf seine Zuschriften bekommt er keine Antwort. Im August 1885 ist noch alles unverändert. An die Schwester:

„Ich bin gegen Deine Teilnahme für Schmeitzner gar nicht unempfindlich, auch gegen ihn selber ohne Abneigung. Aber das Malheur, das dieser Verleger in Hinsicht auf die Wirkung Deines Bruders angerichtet hat, ist ungeheuer: daß ich jetzt, im 41ten Lebensjahre isoliert bin, keinen Schüler habe und es täglich empfinde, daß ich gerade in meiner besten Kraft stehe, um eine große Schultätigkeit als Philosoph auszuüben, stelle Dir das auch vor die Seele! Die Bücher heraus aus diesem Winkel!!! Es sind meine Angelhaken; wenn sie mir keine Menschen fangen, so haben sie keinen Sinn!“ –

An Peter Gast

Sils-Maria, 13. Juli 1883

Lieber Freund,

... Seit meinem letzten Briefe ging es mir besser und mutiger, und mit einem Male hatte ich die Konzeption zum zweiten Teile Zarathustra – und nach der Konzeption auch die Geburt: alles mit der größten Vehemenz.

(Dabei ist mir der Gedanke gekommen, daß ich wahrscheinlich an einer solchen Gefühls-Explosion und -Expansion einmal sterben werde: hol mich der Teufel!)

Das Manuskript für die Druckerei wird übermorgen fertig sein, es fehlen nur noch die letzten 5 Ab-

schnitte; und meine Augen ziehn meinem „Fleiß“ Grenzen. [...]

In der Hauptsache galt es, sich auf die zweite Stufe zu schwingen, – um von dort aus noch die dritte zu erreichen (deren Name ist „Mittag und Ewigkeit“: das sagte ich Ihnen schon einmal! Aber ich bitte Sie inständig, davon gegen jedermann zu schweigen! Für den dritten Teil will ich mir Zeit lassen, vielleicht Jahre –).

Wenn ich nun wieder mit der Bitte zu Ihnen komme, mir bei der Korrektur zu Hilfe zu kommen – so geht das eigentlich über alle Grenzen von Freundschaft und Schamhaftigkeit hinaus: und wenn Sie es nicht zu Stande bringen, mich darin zu rechtfertigen – ich bringe es nicht zu Stande!

Dabei bleibt Ihnen die Hoffnung, daß aus dem Drucke jetzt nichts wird. Vielleicht trenne ich mich von Schmeitznern: er behandelt unverhohlen seine antisemitische Agitation als eine weit wichtigere Angelegenheit als die Verbreitung meiner Gedanken. [...]

Von Herzen

Ihr Freund Nietzsche.

Am 24. Juli antwortet Gast auf diese Ankündigung eines zweiten Teils des Zarathustra mit ganz anderen „Harmonien und Modulationen“ als im ersten Teil sich finden, daß er sich freue, das neue Buch kennenzulernen. „Dieses um so mehr, als es mir bisher nicht glückte, den Mittelpunkt des ersten Zarathustra mit dem meiner *poca persona* zusammentreffen zu lassen... Jetzt freue ich mich, daß die Stimmung Zarathustras nur temporär war; für mich war zuviel Gewitter-Violett in ihm, – und ein Richter und Verurteiler, ein Verkenner vieler Existenzen schien er mir, der seinesgleichen suchte. Die Verachtung anderer glaubte ich nur in den unteren Regionen eines wertvollen Menschen berechtigt – dort, wo er sich populären Erregungen zuweilen

überläßt; als Weiser müsse er dagegen die Bedingungen seiner eigensten Existenz sich immer gegenwärtig halten, wobei er immer auf den Schluß kommen wird, daß er und die ganze Welt sich komplementieren ...“<sup>1</sup>

An Peter Gast

Sils-Maria, 3. August 1883

Mein lieber Freund,

ich fürchte, daß es Postunfug gegeben hat: bis heute ist nichts von Ihren Korrekturen in meine Hände gelangt, wohl aber Ihre Karte, die mit der Absendung des ersten Bogens gleichzeitig ist: und inzwischen müssen Ihnen noch 2 Bogen zugegangen sein. Was tun! Ich vertraue mir selber nicht in betreff jener feinen Kleinigkeiten der Korrektur, die Ihr Auge und Ihr Geschmack sieht – ja nicht einmal in den groben „Großigkeiten“ vertraue ich mir.

Ihr Brief gab mir wieder zu denken und dafür dankbar zu sein, was für ein guter Leser Sie sind – und wie Sie nicht nur das „zwischen den Zeilen Stehende“ lesen, sondern auch das, was zwischen ihnen stehen sollte, aber nicht dasteht! Im übrigen, sehen wir zu, was Zarathustra selber zu Ihrem Briefe zu sagen hat; und es stünde schlimm, wenn er dazu gar nichts zu sagen hätte.

Ihre Farbenbemerkung über „Gewitterhaft-Violett“ war mir interessant, und in gleichem Maße wie Ihre vorjährigen Worte über die Farben meiner „Musik“ – sit venia verbo! Auch, was Sie über „komplementierende Menschen“ sagen, gehört noch in dies Bereich Ihres venezianischen Farbensinns: ich selber könnte mir sehr gut Wesen vorstellen, welche sich so zu allen anderen verhalten wie Erlösungen, Zwecke und Rechtfertigungen, – aber ich fand niemanden

<sup>1</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt, 1923, I. Bd. S. 316f.

der Art. Mein Glaube ist, daß es höhere und tiefere Menschen gibt, und viele Stufen und Distanzen; und es ist unerläßlich, daß der höhere Mensch nicht nur höher steht, sondern auch den Affekt der Distanz fühlt und zeitweilig zu erkennen gibt, – unerläßlich mindestens dafür, daß sein Höhersein wirkt, also höher macht. Wenn ich den ersten Zarathustra ganz verstehe: so will er eben an solche sich wenden, welche im Gedränge und mitten im Gesindel lebend entweder ganz und gar die Opfer dieses Distanzaffektes werden (des Ekels, unter Umständen!) oder ihn ablegen müssen: Denen redet er zu, sich auf eine einsame glückselige Insel zu flüchten – oder nach Venedig. –

Gerade Epikur gilt mir als negatives Argument für meine Forderung: bis jetzt hat es ihm alle Welt entgelten lassen, und schon von seiner Zeit an, daß er sich verwechseln ließ und es mit der Meinung über sich leicht, göttlich-leicht nahm. Schon in der letzten Zeit seiner Berühmtheit haben sich die Schweine in seine Gärten gedrängt; und es gehört zu den großen Ironien der Fama, daß wir einem Seneca zugunsten der Epikurischen Männlichkeit und Seelenhöhe Glauben schenken müssen – einem Menschen, dem man im Grunde immer sein Ohr, aber niemals „Treu und Glauben“ schenken sollte. In Korsika sagt man: Seneca è un birbone. –

Eben erfuhr ich, daß ich wieder einmal dem Tode entgangen bin: denn es war eine Zeitlang höchst wahrscheinlich, daß ich den Sommer auf Ischia, in Casamicciola, zubringen würde.

Adieu, mein lieber lieber Freund! In Ihrer Umarbeitung von „Sch., L. u. R.“ liegt viel Charakter, guter Charakter – bravo! bravissimo!

Ihr Freund Nietzsche.

An Franz Overbeck

Sils-Maria, Sommer 1883

Mein lieber Freund Overbeck,

ich will auch an Dich noch ein paar aufrichtige Worte schreiben, wie ich es jüngst an Deine verehrte Frau getan habe. Ich habe ein Ziel, welches mich nötigt, noch zu leben und dessentwegen ich auch mit den schmerzhaftesten Dingen fertig werden muß. Ohne dieses Ziel würde ich es leichter nehmen – nämlich längst nicht mehr leben. Und nicht nur diesen Winter hätte ein jeder, der meinen Zustand aus der Nähe gesehn und begriffen hätte, mir sagen dürfen: „mach Dir's doch leichter! Stirb!“ – sondern auch früher schon, in den furchtbaren Jahren physischen Leidens, stand es ebenso mit mir. Selbst noch meine Genueser Jahre sind eine lange lange Kette von Selbstüberwindungen um jenes Zieles willen und nicht im Geschmache irgendeines Menschen, den ich kenne. Also, lieber Freund, der „Tyrann in mir“, der unerbittliche will, daß ich auch diesmal siege (was körperliche Qualen betrifft, nach Länge, Intensität und Mannigfaltigkeit, so darf ich mich zu den erfahrensten und erprobtesten Menschen rechnen: ist es denn mein Los, daß ich's auch noch in betreff der seelischen Qualen sein muß?) Und wie meine Denkweise und letzte Philosophie nun einmal ist, so habe ich sogar einen absoluten Sieg nötig: nämlich die Umwandlung des Erlebnisses in Gold und Nutzen höchsten Ranges. – –

Einstweilen bin ich freilich immer noch der leibhaftige Ringkampf: so daß ich bei den neulichen Aufforderungen Deiner lieben Frau ungefähr den Eindruck hatte, als ob jemand den alten Laokoon auffordere, er möge doch seine Schlangen überwinden.

Meine Angehörigen und ich – wir sind zu verschie-

den. Die Maßregel, die ich diesen Winter für nötig befand, keine Briefe mehr von daher zu empfangen, ist aber nicht mehr aufrechtzuerhalten (ich bin nicht hart genug dazu). Aber ein jedes verächtliche Wort, was gegen Rée oder Frl. S. geschrieben wird, macht mir das Herz bluten; es scheint, ich bin schlecht zur Feindschaft gemacht (während meine Schwester mir zuletzt noch schrieb, ich solle guter Dinge sein, es sei ja „ein frischer fröhlicher Krieg.“)

Ich habe die stärksten abziehenden Mittel angewendet die ich kenne, und namentlich an die höchste und schwerste eigne Produktivität appelliert. (Inzwischen ist die Skizze zu einer „Moral für Moralisten“ fertig geworden.) Ach, Freund, ich bin ja ein alter geriebener Moralist der Praxis und Selbstbeherrschung, ich habe hier so wenig etwas versäumt, wie etwa diesen Winter bei der Selbstbehandlung im Nervenfieber. Aber von außen her werde ich nicht unterstützt; im Gegenteil, es scheint gleichsam alles verschworen, mich in meinem Abgrunde festzuhalten: — so das entsetzliche letztjährige Winterwetter, wie es die Küste Genuas noch kaum erlebt hat, so wieder dieser kalte trübe regnerische Sommer.

Aber die Gefahr ist groß. Ich bin eine allzu konzentrierte Natur, und was mich auch trifft, bewegt sich nach meinem Mittelpunkt. Das Unglück des vorigen Jahres ist nur im Verhältnis zu dem mich beherrschenden Ziele und Zwecke so groß; ich war und bin furchtbar zweifelhaft über mein Recht geworden, mir ein solches Ziel zu setzen — das Gefühl meiner Schwäche überfiel mich, in einem Moment, wo alles, alles, alles mir hätte Mut machen sollen!

Denke doch daran, liebster Freund Overbeck, etwas absolut Abziehendes ausfindig zu machen! Ich glaube, es bedarf jetzt der äußersten und extremsten

Mittel – Du kannst Dir nicht vorstellen, wie bei Tag und Nacht dieser Wahnsinn in mir wütet.

Daß ich in diesem Jahre meine sonnenhellsten und heitersten Dinge erdacht und geschrieben habe, viele Meilen hoch über mir und meinem Elende: das gehört eigentlich zum Erstaunlichsten und Schwerst-erklärlichen, was ich weiß.

Ich habe, soweit ich berechnen kann, noch das nächste Jahr nötig zu leben – hilf mir dazu, daß ich noch fünfzehn Monate aushalte.

Wenn es irgendwie Dir möglich ist, den Gedanken einer Zusammenkunft in Schuls zu verwirklichen: so gib mir einen Wink – ich bin Dir äußerst dankbar auch schon für den Vorschlag.

Treulich                      Dein Nietzsche.

Durch einen Zufall (einen versehentlich geöffneten Brief) wurde Nietzsche in Auseinandersetzungen eingeweiht, die sich an die Lou-Episode angeschlossen hatten. Er mußte das Zusammensein mit Lou und Rée nun in häßlichem Lichte erblicken. Wie ahnungslos war er im Gefühl seiner hohen Sendung gewesen! „Es steht schlimm mit meiner Menschenkennerei“, heißt es in dem Entwurf eines Briefes an Rée aus dem Sommer 1883. In dem gleichen Entwurf ist der Hauptpunkt in dieser zweiten Katastrophe deutlich bezeichnet. Mit der Enttäuschung an Lou scheidet Nietzsches Glaube an den Stern des Jahres 1882; diesmal dagegen ist er als Freund aufs tiefste verletzt. Rée hat ihn hinter seinem Rücken ausgelacht...

„Ich habe noch nie so viel Ekel in meiner Seele beisammen gehabt wie jetzt, bei dem Gedanken, daß solch ein schleichender Gesell jahrelang als mein Freund hat gelten können. Dies heiße ich ein Verbrechen und nicht nur an mir, sondern zu oberst an der Freundschaft und selber noch am hohlsten Namen ‚Freundschaft‘ ...“

Diese Enttäuschung ist nur zu verstehen, wenn man weiß, mit welcher Eifersucht Nietzsche über der geistigen Höhe und Reinheit seiner Freunde wachte. Aus einer undatierten Briefnotiz wird dies ersichtlich:

„Was Freund Rée betrifft, so ging es mir wie es mir jedesmal (auch nach Genua) gegangen ist: ich kann dieses Zugrundegehen einer außerordentlichen Natur nicht ansehen, ohne ingrimmig zu werden. Dieser Mangel an Ziel! Und daher diese geringe Lust an den Mitteln, an der Arbeit, dieser Mangel an Fleiß, selbst an wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit. Dieses fortwährende Vergeuden! Und wäre es wenigstens ein Vergeuden aus der Lust des Verschwendens! Aber es hat so ganz die Miene des schlechten Gewissens. Ich sehe überall die Fehler der Erziehung. Ein Mann soll zum Soldaten erzogen werden, in irgendeinem Sinne. Und das Weib zum Weib des Soldaten in irgendeinem Sinne.“

An die Schwester

Sils-Maria, Anfang August 1883

Meine liebe Schwester.

Aber natürlich! ich habe sehr „ziemlich“ und artig geantwortet – das schrieb ich Dir schon. Gräßlich ist mir ihr Geschwätz über Lou. Rée hatte Recht, daß niemand ungeeigneter als Frau Overbeck gewesen ist, um Lou über mich „aufzuklären“. Nun gibt sie sich die größte Mühe, andern Leuten die Schuld aufzubürden, vorzüglich Dir. Mit ihrem verkleinernden Auge sieht sie alles falsch: Gutes und Böses, alles kleinlich und säuerlich. Ihre Ermahnungen waren, von aller Unbescheidenheit abgesehn, einfach lächerlich: als ob man den alten Laokoon auffordere, er möge doch seine Schlangen überwinden. Übrigens ist es wohl Frauenart, überall Liebesgeschichten zu wit-

tern und deshalb von Lous „Einfluß“ zu fabeln. Wie wohl tat mir Dein Brief in dieser Hinsicht. Du hast begriffen, wie fürchterlich das Erlebnis mit Rée ist, – ungleich schlimmer als die Lou-Affäre. Über einen Menschen, mit dem man Jahre lang Liebe und Vertrauen gemein hatte, den ich für einen meiner besten Freunde hielt, umlernen zu müssen – das kann ich nie überwinden. Deshalb leide ich Höllenqualen Tag und Nacht und weiß nicht, wo ich Trost finden soll.

Und doch glaube ich, daß es besser gewesen wäre, Du hättest es mich früher wissen lassen. Du bist in Tautenburg zu schonend gegen mich gewesen. Gewißheit war besser, als dieses Mißtrauen, mit welchem ich mich während meines langen Aufenthaltes in Leipzig gequält habe. Ich glaubte, Rée damit unrecht zu tun, und litt unter diesem immer neu auftauchenden Mißtrauen. Du glaubst ja heute noch nicht an Rées Schuld und machst Lou allein für all die Widerlichkeiten verantwortlich: aber er hatte in Leipzig so ganz die Miene des schlechten Gewissens, wenn ich allein mit ihm sprach. Ich kann mir jetzt so manches erklären: widerliche Dinge, die jedermann verborgen bleiben sollen, die ich mir selbst am liebsten verbergen möchte. Wäre es nur möglich! Rée hat mich schamlos belogen, in jeder Hinsicht! vor allem über Lou. Und nun weiß ich mich vor Ekel nicht zu lassen, daß ich durch solchen Schlamm waten muß! Gerade ich, der ich nur in einer Atmosphäre extremer Reinheit und Lauterkeit existieren kann. Ich komme um! ich leide unbeschreiblich! Das Dasein ist mir verleidet!

Aber ich habe ein Ziel, welches mich nötigt, noch zu leben, und dessentwegen ich auch mit den schmerzhaftesten Dingen fertig werden muß: ohne diesen Zwang, der über mir steht, würde ich es leichter nehmen – nämlich längst nicht mehr leben. Und nicht

nur hätte ein jeder, der in diesem Winter meinen Zustand aus der Nähe gesehen und begriffen hätte, sagen dürfen: mach Dir's leichter! Stirb!, sondern auch schon in der furchtbaren Zeit 1879/80 stand es so mit mir. Selbst noch meine Genueser Jahre – Genesungsjahre – sind eine lange Kette von Selbstüberwindungen und nicht im Geschmacke irgendeines Menschen, den ich kenne. Also, meine liebe Schwester, der Tyrann in mir, der unerbittliche, wird mich auch diesmal triumphieren lassen und mich zum Siege führen. Und wie meine Denkweise ist, so verlangt sie sogar einen absoluten Sieg: nämlich die Wandlung der Erlebnisse in Gold und Nutzen höchsten Ranges. Das versteht niemand, am wenigsten meine Freunde, z. B. Overbecks.

Verzeih, meine liebe Schwester, daß ich immer wieder von diesen alten Geschichten anfangte: aber wem soll ich sonst klagen? Du sahst aus meinem letzten Briefe, wie mir es schadet, wenn ich es andern Leuten gegenüber tue: dann fallen sie mit Ermahnungen über mich her und lassen ihr Machtgefühl an mir aus. Nimm meine Klagen, bitte, nicht als Vorwürfe! Du konntest nicht anders handeln als Du gehandelt hast, Du wolltest ein Duell verhindern, das nun doch wohl noch kommt. Ein einziger Vorwurf ist berechtigt: Du hättest unsere Mutter außer Spiel lassen sollen. Sie und wir sind zu verschieden. [---] – Bei alledem bin ich jetzt auch noch fleißig gewesen und habe diesem kalten sonnenlosen Sommer hier oben merkwürdig viel abgerungen. Aber heute nichts mehr.

Dein Fritz.

An die Mutter

Sils-Maria, August 1883

Meine liebe Mutter,

inzwischen ist alles eingetroffen, was zur Leibesnahrung und -notdurft gehört – leider auch Dein Brief, der mich sehr übler Laune machte. Wirklich, diese Auseinandersetzungen über Christentum und was der und jener darüber denkt, wie ich darüber denken sollte und müßte, dürften nicht mehr an meine Adresse gerichtet werden: ich verliere die Geduld! Die Atmosphäre, in welcher Ihr lebt, diese „guten Christen“ mit ihren einseitigen, oft anmaßenden Urteilen – das alles ist meinen eigenen Empfindungen, meinen fernsten Zielen so entgegengesetzt wie möglich. Ich spreche nicht davon, aber ich weiß es, daß Menschen dieser Art, selbst meine Mutter und Schwester, wenn sie mein Ziel ahnten, meine natürlichen Feinde sein müssen. Daran ist nichts zu ändern, der Grund liegt im Wesen der Dinge. Es verdirbt mir die Lust am Leben, unter solchen Menschen zu sein, und ich habe viel Selbstüberwindung nötig, um nicht gegen diese Naumburger Muckerluft (wobei verschiedene Onkels und Tanten, die nicht dort wohnen mit eingerechnet sind) beständig zu reagieren.

Wir wollen es, meine liebe Mutter, doch wie früher machen und alle schwierigen Punkte in Briefen und Gesprächen vermeiden. Im übrigen bezweifle ich, daß unsre Lisbeth Deine Epistel gelesen hat.

Meine ganze Stimmung und Gesundheit ist wieder sehr dadurch beeinträchtigt, daß die unheimliche Geschichte vom vorigen Jahre wieder im Gang ist und fortfährt, Wehe über Wehe zu schaffen. Über ihren schließlichen Ausgang für mich habe ich seit vorigem August eine trübe Ahnung. Ich arbeite jetzt wie

einer, der „sein Haus beschickt“. – Schweigt mir davon: ich will es auch tun; und verzeih, wenn mein heutiger Brief so wenig erfreulich ausgefallen ist.

Dein Sohn Fritz.

Mit dem Jahre 1883 beginnt Nietzsches letzte Einsamkeit. Im Sommer liegen die beiden ersten Teile des „Zarathustra“ hinter ihm. Die Loslösung von seiner eigenen Vergangenheit ist innerlich vollendet. Es bedarf nun noch der völligen Loslösung von der Gegenwart. Die Einsamkeit in Genua und Sils-Maria war die eines unter besonderen Bedingungen Schaffenden; sie war immer noch erhellt durch den Gedanken, daß sie notwendig sei für das Werk. Nun ist das Werk da, aber niemand nimmt davon Notiz. Damit beginnt die zweite Einsamkeit, die nicht mehr die kolumbisch-stolze von Genua ist, sondern die würgende, die dem letzten Angriff vorhergeht. Schon im Mai 1883 weiß Nietzsche, daß eine „tiefe und strenge Einsamkeit, eine tiefere und strengere als je“ auf ihn wartet. (An Peter Gast am 10. Mai.)

Eine Hoffnung flackert noch: am 16. August teilt er Gast mit, daß er in Leipzig Vorlesungen zu halten gedenke.

„Ich gehe, soweit ich nicht krank bin, mit Gedanken über eine Rede herum, die ich im Herbst in Leipzig an der Universität halten will: ‚Die Griechen als Menschenkenner‘ ist das Thema. Ich habe nämlich den ersten Schritt dazu getan, um dort an der Universität Vorlesungen halten zu können – zunächst, für vier Semester, eine Schilderung der ‚griechischen Kultur‘ – wozu ich hier mir einen Entwurf machte.“

Wie schnell dieses Licht erlosch, zeigt der folgende Brief. (Gleichlautend an die Schwester am 2. September 1883.)

Von diesem Augenblick an sind Nietzsches Hoffnungen auf eine Wirksamkeit in Deutschland vorüber.

An Peter Gast

Sils-Maria, 26. August 1883

Wie gut tat mir wieder Ihr Brief, Freund Venezianer! – das heiße ich „Vorlesungen über griechische Kultur“ vor einem, der sie nötig hat – und nicht vor Leipziger Studenten et hoc genus omne!

Man hat mich ein Jahr lang zu einer Gattung von Gefühlen gehetzt, denen ich mit allerbestem Willen abgeschworen habe und über die ich in der gröberen Form wirklich glaubte Herr geworden zu sein: Rachegefühle und „Ressentiments“.

Der Gedanke der Vorlesungen in Leipzig war ein Gedanke der Verzweiflung, – ich wollte eine Distraction durch stärkste tägliche Arbeit, ohne eigentlich auf meine letzten Aufgaben zurückgeworfen zu sein. Aber der Gedanke ist bereits wieder beiseite getan: und Heinze, der jetzige Rektor der Universität, hat mir klaren Wein darüber eingeschenkt, daß mein Gesuch in Leipzig scheitern werde (und wohl auch an allen deutschen Universitäten); die Fakultät werde es nicht wagen, mich dem Ministerium vorzuschlagen – von wegen meiner Stellung zum Christentum und den Gottesvorstellungen. Bravo! Dieser Gesichtspunkt gab mir meinen Mut wieder.

Auch die erste Besprechung des ersten Zarathustra, die mir zugesandt wird (von einem Christen und Antisemiten, und sonderbarerweise, im Gefängnisse entstanden) macht mir Mut, insofern auch da sofort die populäre Position, die einzig an mir begriffen werden kann, eben meine Stellung zum Christentum, gut und scharf begriffen ist. „Aut Christus, aut Zarathustra!“ Oder auf deutsch: es handelt sich um den alten längstverheißenen Antichrist – so empfinden es die Leser. Da werden alle Verteidiger „unsrer Lehre

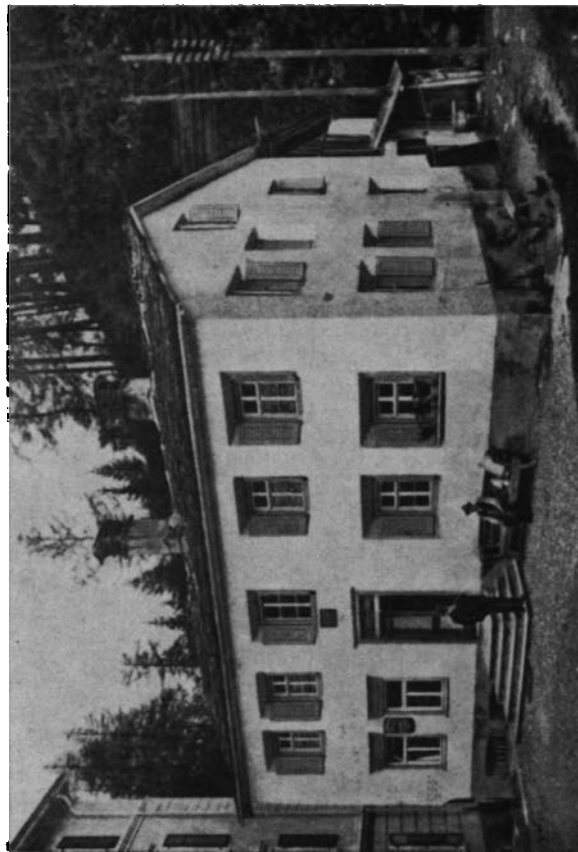
vom Weltheilande“ feierlich herbeigerufen („umgürtet euch mit dem Schwerte des heiligen Geistes“!) gegen Zarathustra: und dann heißt es: „Bezwingt ihr ihn, so wird er der Eure und wird treu sein, denn an ihm ist kein Falsch; bezwingt er Euch, so habt ihr euren Glauben verwirkt: das ist die Buße, die ihr dem Sieger zahlen müßt!“

Hier, lieber Freund, so lächerlich es Ihnen vielleicht klingen mag, hörte ich zum ersten Male von außen her, was ich von innen her lange hörte und weiß: ich bin einer der furchtbarsten Gegner des Christentums und habe eine Angriffsart erfunden, von der auch Voltaire noch keine Ahnung hatte. — Aber das geht Sie „Gott sei Dank!“ nichts an.

Worum ich Epikur beneide, das sind seine Schüler in seinem Garten; ja da läßt sich schon das edle Griechenland, und da ließe sich gar das unedle Deutschland vergessen! Und daher meine Wut, seit ich im breitesten Sinne begriffen habe, was für erbärmliche Mittel (die Herabsetzung meines Rufs, meines Charakters, meiner Absichten) genügen, um mir das Vertrauen und damit die Möglichkeit von Schülern zu nehmen. „Um des Ruhmes willen“ habe ich nicht eine Zeile geschrieben, das glauben Sie mir wohl: aber ich meinte, meine Schriften könnten ein guter Köder sein. Denn zuletzt: der Trieb des Lehrens ist stark in mir. Und insofern brauche ich sogar Ruhm, daß ich Schüler bekomme — zumal es mit einer Stellung an Universitäten nach der letzten Erfahrung unmöglich ist.

Ich war ein paar Tage mit Overbeck zusammen — ein paar reine sonnenhelle Tage, an denen auch Ihrer viel gedacht wurde!

Ihr F. N.



**Nietzsche-Haus in Sils Maria**



Ihren Worten über Epikur, wie den früheren über Seneca, weiß ich nichts an die Seite zu stellen – an Sachkenntnis.

An Peter Gast

Sils-Maria, 3. September 83

Mein lieber Freund,

nun ist es wieder einmal mit dem Engadin für mich zu Ende: Mittwoch will ich abreisen – nach Deutschland, wo es Mehreres für mich zu tun und abzutun gibt. Geben Sie, wenn Sie mir schreiben wollen, Ihrem Briefe die Richtung auf Naumburg; da will ich ein wenig mich in den natürlichsten Empfindungen ausruhen und erholen, eingerechnet, daß ich viel schönes Obst essen will. Was mir auch dort fehlen wird, wie es mir überall fehlt – das ist Ihre Musik. Ich glaube, wie Sie meine Sachen vielleicht stärker und unbequemer empfinden als irgend jemand, so muß ich alles, was von Ihnen kommt, balsamischer empfinden als andere es können; dies ist ja ein ganz artiges Verhältnis zwischen uns! Vielleicht ist es ein Verhältnis wie zwischen Komödien- und Tragödiendichtern (ich sagte Ihnen wohl einmal, daß Wagner in mir einen verkappten Tragödiendichter sah): gewiß ist, daß ich im ganzen „epikurischer“ dabei wegkomme als Sie; und so ist es das „Gesetz der Dinge“: der Komödiendichter ist die höhere Gattung und muß mehr wohlthun als jener andere, ob er es nun will oder nicht.

Dies Engadin ist die Geburtsstätte meines „Zarathustra“. Ich fand eben noch die erste Skizze der in ihm verbundenen Gedanken; darunter steht „Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen.“

Wie die Qual und Wirrsal meines Gemüts auf die

Farben der zwei ersten Teile gewirkt haben mag? (denn die Gedanken und Richtungen waren gegeben.) Seltsam, alter Freund! Ich meine allen Ernstes, daß Zarathustra heiterer und lustiger ausgefallen ist, als er sonst ausgefallen sein würde. Ich könnte dies beinahe „aktenmäßig“ beweisen.

Andrerseits: ich würde lange, lange, lange nicht so tief gelitten haben und leiden, wenn ich nicht in den 2 letzten Jahren fünfzigmal Motive aus meiner Einsiedlertheorie auf die Praxis übertragen hätte und aus den schlimmen, ja schauerlichen Folgen dieser „Praktik“ zum Zweifel an mir selber getrieben worden wäre. Dergestalt hat Zarathustra sich auf meine Kosten erheitert, und ich habe mich auf seine Kosten verdüstert.

Übrigens muß ich Ihnen, nicht ohne Betrübniß, melden, daß jetzt, mit dem dritten Teile, der arme Zarathustra wirklich ins Düstere gerät – so sehr, daß Schopenhauer und Leopardi nur als Anfänger und Neulinge gegen seinen „Pessimismus“ erscheinen werden. So will es der Plan. Um aber diesen Teil machen zu können, brauche ich selber erst tiefe, himmlische Heiterkeit: denn das Pathetische der höchsten Gattung wird mir nur als Spiel gelingen. (Zum Schluß wird *alles* hell.)

Vielleicht arbeite ich inzwischen noch etwas Theoretisches aus; meine Skizzen dafür haben jetzt die Überschrift

### Die Unschuld des Werdens

Ein Wegweiser zur Erlösung von der Moral.

Der erste Teil Zarathustra ist jetzt endlich unterwegs, der zweite fertig gedruckt (ich notiere für den Fall einer zweiten Auflage, diese Druckfehler:

p. 6 oben: Denkbarkeit, nicht Dankb. / p. 7 ganz unten: euch, nicht auch / p. 38: Rosenhänge, nicht Rosengänge / p. 44: schreien, nicht schreie / p. 98 Zeile 9: Da, nicht Dann //

Beinahe wäre ich nach Venedig gekommen! Feiern Sie ein Fest dafür, daß es nicht geschehen ist, und behalten Sie lieb Ihren Freund

Nietzsche.

IV  
EINSAMKEIT  
1883—1888

—  
1883

An Franz Overbeck

Genua, erhalten in Basel, 11. November 1883

Mein lieber alter Freund, möge Dir ein gutes Jahr beschieden sein! Oder vielmehr: ich glaube, Du wirst es haben, so wie Du es verdienst: denn zuletzt erlebt man immer nur seine Erlebnisse, oder noch genauer: sich selber. Jedesmal, daß ich mit Dir zusammen kam, hatte ich meine innerste Freude an Deiner Ruhe und milden Festigkeit; und ich bin nachgerade dahin gekommen, nichts höher zu schätzen, als einen langen Willen, für den zehn Jahre nicht viel bedeuten, und wenn es selber zehn Jahre des Schweigens sein sollten. Ich habe Dir seit Deinem letzten Geburtstage, an dem wir in Basel zusammen waren, viel Unruhe gemacht und vielleicht auch manchen Zweifel: trotzdem glaube ich, Du weißt jetzt besser als vor 12 Monaten, daß ich einen Steuermann in mir trage, auf den Verlaß ist, daß er mancherlei Torheiten des Kapitäns zuletzt wieder gut macht und ausgleicht — eben auch einen langen und bisher noch sehr schweigsamen Willen. — [...]

Von Herzen Dein Freund

Nietzsche.

An die Schwester

Genua, November 1883

Mein liebes Lama, bis jetzt wares elend und ekelhaft, immer krank, zu Bett, unbeschäftigt, selbst zu Spaziergängen unlustig, – und wenn ich Dir dies schreibe, so will ich damit nicht Dich etwa auffordern, über Rezepte nachzudenken, wie mir aufzuhelfen ist. Ich muß mir aufhelfen, niemand anders, – und auch mein Rezept muß ich finden und mir nichts geben lassen. (Im Gleichnisse zu reden: es muß mir gehen wie mit dem Kali phosphoricum – ich will mein Heilmittel selber erst entdecken. Beiläufig: Dr. Breiting wendet es seitdem mit „entschiedenem Erfolge“ an –.) Von der Schwere der Aufgabe, die auf mir liegt, hat niemand eine Vorstellung; und wenn jemand sich dieselbe etwa unter der Form einer literarischen Arbeit, z. B. dem Fertigmachen meines Zarathustra denkt, so macht mir das beinahe Übelkeit und Lach- oder Brechreiz – so „zwidder“ ist mir alle Literaturmacherei; und der Gedanke, zuletzt gar unter die Schriftsteller gerechnet zu werden! gehört zu den Dingen, bei denen es mich schüttelt. Lies, meine liebe Schwester, recht viel in „Morgenröte“ und „Fröhlicher Wissenschaft“, den inhalt- und zukunftsreichsten Büchern, die es gibt –; in Deinen letzten Briefen war mancherlei über „egoistisch“ und „unegoistisch“, was nicht mehr von meiner Schwester geschrieben sein sollte. Ich unterscheide vor allem starke und schwache Menschen – solche, die zum Herrschen, und solche, die zum Dienen und Gehorchen, zur „Hingebung“ berufen sind. Was mich an dieser Zeit anekelt, ist die unsägliche Schwächlichkeit, Unmännlichkeit, Unpersönlichkeit, Veränderlichkeit, Gutmütigkeit, kurz die Schwäche der „Selbst“ sucht, die sich gar noch als „Tugend“ dra-

pieren möchte. Was mir bisher wohlgetan hat, war der Anblick von Menschen eines langen Willens – die jahrzehntelang schweigen können und sich nicht einmal deshalb mit moralischen Prunkworten aufputzen, etwa als „Helden“ oder „Edle“, sondern die ehrlich sind, an nichts besser zu glauben als an ihr Selbst und ihren Willen, dasselbe den Menschen einzudrücken für alle, alle Zeit.

Pardon! Was mich an Richard Wagner anzog, war dies; insgleichen lebte Schopenhauer nur in einem solchen Gefühle.

Und nochmals Pardon, wenn ich hinzufüge, daß ich ein Wesen solcher Art voriges Jahr gefunden zu haben glaubte, nämlich Frl. S.; ich habe sie für mich durchgestrichen, als ich endlich fand, daß sie nicht mehr wolle, als es sich auf ihre Weise behaglich zu machen, und daß die prachtvolle Energie ihres Willens nur auf ein so bescheidenes Ziel gerichtet sei – kurz daß sie darin zur Gattung Rée gehört. [---]

Ich weiß vielleicht besser als irgend jemand, auch noch unter den starken Menschen Rangordnungen zu machen nach der Tugend; so gewiß unter den Schwachen es noch hundert Arten und sehr artige und liebenswürdige gibt – gemäß den Tugenden, die den Schwachen zukommen. Es gibt starke „Selbste“, deren Selbstsucht man beinahe göttlich nennen möchte (z. B. die Zarathustras) – aber jede Stärke ist schon an sich etwas für den Blick Labendes und Beseligendes. Lies Shakespeare: er steckt voll solcher starken Menschen, roher, harter, mächtiger Granitmenschen. An diesen ist unsre Zeit so arm – – – und nun gar an starken Menschen, die Geist genug hätten für meine Gedanken!

Taxiere also die Enttäuschung und den Verlust,

den ich in diesem Jahre erlitten habe, nicht zu niedrig. — Du kannst Dir nicht denken, wie einsam und „verborgen“ ich mir immer unter all der liebenswürdigen Tartüfferie jener Menschen vorkomme, die Du „Gute“ nennst, und wie es in mir mitunter schreit nach einem Menschen, der redlich ist und reden kann, sei es selbst ein Scheusal, [— — —]. Natürlich wären mir Halbgötter zur Unterhaltung erwünschter. — —

Nochmals Pardon, ich schreibe Dir dies aus dem allerherzlichsten Herzen und weiß wahrhaftig, wie herzensgut Du es mit mir meinst. — Ah diese verfluchte „Einsamkeit“!

F. N.

Stein ist zu jung noch für mich, den würde ich verderben. Gast hätte ich beinahe verdorben — ich habe tausend Rücksichten gegen ihn nötig.

Ich sende Dir nächstens Paraguaytee. Zum 16. November sende einen Zarathustra II an Overbeck. — Lorentz in Leipzig hat doch die Rheinischen Museums? —

Die besten Grüße meiner lieben Mutter.

An Franz Overbeck

Nizza, erhalten 8. Dezember 83

Mein lieber Freund Overbeck,  
habe nur noch Geduld mit mir wie bisher! Nach meinen guten Stunden und Minuten gerechnet — seltenen Dingen! das ist wahr — bin ich einer der beneidenswertesten Sterblichen, und jetzt mehr als je. Zwischeninnee liegt vieles, was an Verzweiflung grenzt und dessenthalben ich Deine Geduld mit mir haben muß — das ist auch wahr. In jenen guten Stunden aber weiß ich, daß ich nicht umsonst jahrelang die einsamste aller Meerfahrten gemacht habe: ich habe mein „neues Land“ entdeckt, von dem noch niemand

etwas wußte; nun muß ich's mir freilich immer noch, Schritt für Schritt, erobern. —

Von allen guten Dingen, die ich gefunden habe, will ich am wenigsten die „Fröhlichkeit des Erkennens“ wegwerfen oder verloren haben, wie Du vielleicht angefangen hast zu argwöhnen. Nur muß ich jetzt, mit meinem Sohne Zarathustra zusammen, zu einer viel höheren Fröhlichkeit hinauf, als ich sie je bisher in Worten darstellen konnte. Das Glück, welches ich in der „fröhlichen Wissenschaft“ darstellte, ist wesentlich das Glück eines Menschen, der sich endlich reif zu fühlen beginnt für eine ganz große Aufgabe, und dem die Zweifel über sein Recht dazu zu schwinden anfangen. Lies mir zuliebe doch noch einmal Seite 194 und das Gedicht auf der folgenden Seite; übrigens steckt das ganze Buch voll solcher Stellen, an denen ausgedrückt ist „die Stunde ist da! Machen wir uns vorher noch ein kleines Fest mit Singen und Springen!“ —

Das eigentümliche Unglück des letzten und vorletzten Jahres bestand im strengsten Sinne darin, daß ich einen Menschen gefunden zu haben meinte, der mit mir die ganz gleiche Aufgabe habe. Ohne diesen voreiligen Glauben würde ich nicht in diesem Maße an dem Gefühle der Vereinsamung (Verkenntung, Verachtung und was alles damit zusammenhängt) gelitten haben und leiden, wie ich es tat und tue: denn ich bin und war darauf vorbereitet, allein meine Entdeckungsfahrt zu Ende zu führen. Aber sobald ich nur einmal den Traum geträumt hatte, nicht allein zu sein, war die Gefahr fürchterlich. Noch jetzt gibt es Stunden, wo ich nicht weiß, mich selber zu ertragen.

Das andere Unglück war: ein ungewöhnlich trübes Wetter im vorigen Winter, ebenso wie im letzten

Sommer. Ich bin auf Licht eingerichtet: — es ist beinahe das einzige, was ich absolut nicht zu entbehren und zu ersetzen weiß: Lichtfülle eines heiteren Himmels. Mit Genua habe ich's darin überhaupt nicht gut getroffen: jetzt erst fand ich die statistische Angabe, daß Genua im ganzen Jahre nicht viel mehr reine Tage hat als Nizza in den sechs Wintermonaten: worauf ich umgehend mich nach Nizza aufmachte.

Bin ich erst des Spanischen mächtig, so geht es weiter nach Valencia, etwa im nächsten Winter. Ein Mensch, so bescheiden wie Dein Freund in Wohnung und Kost und Kleidung, lebt überall leicht und billig. —

Es geht mir jetzt besser. —

Herzlichsten Dank für Deinen Brief und Deine Gefühle für mich — ich will zusehn, daß ich Dir und Deiner verehrten lieben Frau nicht wieder solche Not mache, wie zuletzt.

Dein Nietzsche.

1884

An Franz Overbeck

—  
Nizza, erhalten 26. Januar 1884

Verzeihung, alter Freund, für dies Zettelchen — aber ich will eine gute Nachricht drauf schreiben. Seit vorigem Freitage ist „Also sprach Zarathustra“ vollkommen fertig — und ich bin mitten im Abschreiben. Das Ganze ist somit genau im Verlaufe eines Jahrs entstanden: im strengeren Sinne sogar im Verlaufe von  $3 \times 2$  Wochen. — Die letzten zwei Wochen waren die glücklichsten meines Lebens: ich bin nie mit solchen Segeln über ein solches Meer gefahren; und der ungeheure Übermut dieser ganzen Seefahrgeschichte, welche solange dauert als Du mich kennst, 1870, kam auf seinen Gipfel.

Wie es mit mir im auslaufenden Jahre stand, das gab mein letzter Brief zu verstehen. Auch mußte ich die völlige Fremdheit des Nizzaer Bodens reichlich büßen; sogar Geldverluste erheblicher Art hatte ich, indem meine Hauswirtin, der ich für Zimmer und Pension vorausbezahlt hatte, verschwinden mußte.

Jetzt habe ich mich in die stille zuverlässige Welt einer Schweizer-Pension zurückgezogen.

Die Vollendung meines Zarathustra hat meiner Gesundheit sehr wohl getan. — Alter lieber Freund, das Nächste, was ich projektiere, zur Erholung! ist ein großer Frontangriff auf alle Arten des jetzigen deutschen Obskurantismus (unter dem Titel „Neue Obskuranten“). Dazu — habe ich Deinen Rat und Deine Beihilfe nötig!

Von Herzen Dein

N.

An Franz Overbeck

Nizza, erhalten den 14. Febr. 84

Mein lieber Freund,

unbesorgt! Es geht und soll gehn! Die Wahrheit ist, daß eine Verwandlung mit mir vorgeht, und freilich gibt es Augenblicke dabei, wo ich nicht weiß, wie ich den nächsten Augenblick aushalten soll. Aber ich habe alle Taschen voll Erfahrungen und selbsterdachter Rezepte. Ob sich wohl jemals ein Mensch so allein gefühlt hat? Ob ich nicht schließlich stumm werde? Zum mindesten bin ich alle Tage ein paar mal auf dem Punkte, Napoleon zuzustimmen, welcher gesagt hat: „es gibt Dinge, die man nicht schreibt.“

Die Gesundheit ist inzwischen immer besser geworden, seit Neujahr erst drei Anfälle. Ich meine, das, was ich getan habe, ist zugleich für meinen Leib eine Erlösung und Erquickung. Die Spannung der

letzten 10 Jahre war zu groß: dies hatte seine physischen Konsequenzen. — Ah, man soll nur seine Aufgabe hübsch durchführen, man fährt dabei am besten. Nun habe ich zum ersten Male meinen Hauptgedanken in eine Form gebracht — und siehe da, wahrscheinlich habe ich mich selber dabei erst „in eine Form gebracht.“ —

Übrigens brauche ich nachgerade einen Menschen, der etwas meinen Verkehr mit den lieben Mitmenschen wie ein Zeremonienmeister überwacht: daß ich wenigstens nicht mehr den ärgsten Brutalitäten und Ungeschicktheiten der *bêtise humaine* ausgesetzt bin. Was man sich gegen mich an Anmaßung und Zudringlichkeit in den letzten Jahren bis hin auf die letzten Tage erlaubt hat — geht über alle Vorstellung und Geduld hinaus. Ich muß mich noch ganz anders in meine Einsamkeit einwickeln. Namentlich aber muß ich verlernen, Briefe zu schreiben, in denen ich mich leidend zeige. Der Leidende ist die wohlfeile Beute für jedermann; in bezug auf einen Leidenden ist jeder weise. — (Ganz objektiv betrachtet: wieviel Vergnügen schafft der Leidende denen, die es gerade nicht sind!) —

Mit Vallombrosa viel Verkehr, Übersenden von Bildern, meteorologischen Tabellen usw. Das Problem ist noch nicht gelöst. —

Herzlichsten Dank für das übersandte Geld! Ich lachte dabei, als es ankam: denn ich hätte schon noch etwas warten können! Aber meine allgemeinen „Beängstigungen“ äußern sich mitunter in solchen ganz speziellen Beängstigungen, z. B. ob ich noch Geld genug habe für übermorgen, oder Streichhölzer usw. usw.

Übrigens fand ich noch niemand, der mich auf einer Fußreise begleiten will. Allein reisen — ist für mich

Myops nachgerade eine Tierquälerei. So bleibe ich denn wohl noch etwas hier: obschon das Licht jetzt schon zu intensiv für mich geworden ist.

Wäre ich doch nicht so arm! Zum mindesten möchte ich einen Sklaven haben, wie auch noch der ärmste griechische Philosoph ihn hatte. Ich bin zu blind für sehr viele Dinge.

Dir und Deiner lieben Frau von ganzem Herzen zugetan

N.

An Erwin Rohde

Nizza, 22. Februar 1884

Mein alter lieber Freund,  
ich weiß nicht, wie es zuing: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich als ich das liebliche Kinderbild sah, da war mir's, als ob Du mir die Hand drücktest und mich dabei schwermütig ansähest: schwermütig, als ob Du sagen wolltest „Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —“

Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen —, man schreibt sich Briefe noch, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!) „Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein!“

So weit habe ich's nun wirklich gebracht. —

Inzwischen gehe ich meinen Gang weiter, eigentlich ist's eine Fahrt, eine Meerfahrt — und ich habe nicht umsonst jahrelang in der Stadt des Kolumbus gelebt. — —

Mein „Zarathustra“ ist fertig geworden, in seinen drei Akten: den ersten hast Du, die beiden andern

hoffe ich in 4-6 Wochen Dir senden zu können. Es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist alles drin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem andern Gesichte wieder zur Welt zurück.

Aber davon soll man nicht reden. Für Dich aber, als einen homo literatus, will ich ein Bekenntnis nicht zurückhalten: — ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu tun —; sieh zu, alter Herzenskamerad, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohlklang je schon in unserer Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethe nach einer Seite meines Buchs — und Du wirst fühlen, daß jenes „Undulatorische“, das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere, männlichere Linie vor ihm voraus, ohne doch, mit Luther, unter die Rüpel zu geraten. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vokale. —

Verzeihung! Ich werde mich hüten, dies Bekenntnis einem andern zu machen, aber Du hast einmal, ich glaube als der einzige, mir eine Freude an meiner Sprache ausgedrückt. —

Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisiert habe.

Ach, Freund, was für ein tolles, verschwiegenes Leben lebe ich! So allein, allein! So ohne „Kinder“!

Bleibe mir gut, ich bin's Dir wahrhaftig.

Dein

F. N.

An Franz Overbeck

Nizza, erhalten am 10. März 84

Anbei, mein lieber Freund Overbeck, ein Brief, der eine sehr gute Nachricht enthält. Wie lange habe ich auf diesen Entschluß unsres Musikers in Venedig gewartet! — und es war eine Sache von der Art, die einem Stillschweigen auflegt. Also — er will sich an die Spitze seiner „Truppen“ stellen, den Taktstock in der Hand! Ich schrieb ihm, er möge keinen Tag mehr verstreichen lassen und den Kontrakt mit dem Impresario fertig und fest machen.

Der Anfang seines Briefes handelt von meinem Zarathustra, in einer Manier, die Dich eher beunruhigen als befriedigen wird. Himmel! wer weiß, was auf mir liegt und was für Stärke ich brauche, um es mit mir selber auszuhalten! Ich weiß nicht, wie ich gerade dazu komme — aber es ist möglich, daß mir zum ersten Male der Gedanke gekommen ist, der die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften spaltet. Dieser Zarathustra ist nichts als eine Vorrede, Vorhalle — ich habe mir selber Mut machen müssen, da mir von überall her nur die Entmutigung kam: Mut zum Tragen jenes Gedankens! Denn ich bin noch weit davon entfernt, ihn aussprechen und darstellen zu können. Ist er wahr oder vielmehr: wird er als wahr geglaubt — so ändert und dreht sich alles, und alle bisherigen Werte sind entwertet. —

Von diesem Sachverhalt hat Köselitz eine Ahnung, einen Vorgeruch. Ich schreibe dies zu seiner Entschuldigung. — —

Im übrigen: es gab wieder für mich Erlebnisse zum Ersticken (ich deutete es im letzten Briefe an), aber ich bin darüber hinweg.

Meine herzlichsten Grüße!

Dein N.

N. B. Es bleibt dabei, daß ich einen Zeremonienmeister (eine Art Schutzmann) nunmehr nötig habe. Im andern Falle muß ich absolute Einsamkeit wählen.

Im Winter 1883/84 hält sich ein junger Gelehrter aus einem Wiener jüdischen Hause, Dr. Joseph Paneth, zum Zwecke zoologischer Studien in Villefranche bei Nizza auf. Dr. Paneth, der philosophisch interessiert ist und den Zarathustra gelesen hat, erkundigt sich nach Nietzsche, und erhält daraufhin dessen Besuch. Man verfehlt sich und trifft sich endlich in Nizza. In Briefen, die er nach Wien schreibt, gibt Dr. Paneth seine Eindrücke und Unterhaltungen wieder. Das folgende ist ein Auszug aus diesen Briefen.<sup>1</sup>

„26. XII. ... Er war ungemein freundlich, es ist auch nicht eine Spur von falschem Pathos oder Prophetentum in ihm, wie ich nach dem letzten Werke wohl befürchtet hatte, vielmehr gibt er sich sehr harmlos und natürlich, und wir fingen ein ganz banales Gespräch an über Klima, Wohnung und dgl. Dann erzählte er mir, aber ohne die mindeste Affektation und Selbstbewußtsein, daß er sich immer als Träger einer Aufgabe fühle und nun, soweit es ihm seine Augen gestatten, das, was in ihm sei ausarbeiten wolle... Du würdest wahrscheinlich über sein Äußeres ebenso wie ich erstaunen, es hat gar nichts Schwärmerisches und Gesuchtes. Er hat eine ungemein klare und hohe Stirne, schlichtes braunes Haar, verschleierte, tief liegende Augen, wie es seiner Halbblindheit entspricht, buschige Augenbrauen, ein ziemlich volles Gesicht und einen mächtigen Schnurrbart, sonst glatt rasiert.“

Am 3. Januar 1884 ist von Schopenhauer die Rede. Er sei völlig unhistorisch. In diesem Winter solle der dritte Teil des Zarathustra geschrieben werden. ‚Zarathustra‘ sei nur die Propyläen zu einem zusammenhängenden philosophischen Werk. ..Nach Tische erzählte er von Richard Wagner, dessen Intimität er lange Zeit genossen hatte, wie

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Das Leben Fr. Nietzsches, 1904, Kröner, Bd. II 2, S. 481 ff.

sonst niemand, von dem er sich losgesagt habe — ‚eine Trennung, an der man zugrunde gehen kann, das Schwerste, was ich durchzumachen hatte.‘ Wagner hätte mit Parsifal eine traurige Parodie seines Siegfried geschrieben; er sei zum Abendmahl gelaufen und hätte dabei seine ‚Entzückungen‘ gehabt. Er (Nietzsche) hätte früher den Versuch gemacht, Wagner von seiner christlich-germanischen zu einer freien, allgemein-menschlichen, griechischen, dithyrambischen Auffassung (wie er es nannte) zu bekehren; er hätte sich trennen müssen, was Wagner schwer gekränkt hätte. Sein Verhältnis zu Wagner liege in den Worten, deren Melodie Wagner bei dem ersten Zusammentreffen spielte: ‚Verwundet hat mich, der mich erweckt!‘ Wagner sei nicht so talentiert gewesen; das Hervorragendste an ihm war ein gewaltiger Wille, zu herrschen, die Menschen ganz zu besitzen; der habe Wagners Talent geschaffen.“ — Dann kommt die Sprache auf die jetzige Gymnasialerziehung. Sie sei elend, und doch sei das Rezept so einfach: erst der Hunger, dann die Ernährung. Jeder Mensch habe soviel mehr Möglichkeiten als er verwirkliche. „Er besitze in hohem Grade die Fähigkeit, bei geschlossenen Augen Bilder zu sehen, die sich rasch verwandelten und ungemein deutlich seien; körperliche Verstimmungen machten diese Bilder häßlich. Das sei ein Beweis für ein fortwährendes rastloses Schaffen der Phantasie, wovon das allerwenigste ins Bewußtsein komme. Er wolle auch einige Kompositionen fertig bringen und hinterlassen als Ergänzung seiner Schriften. Denn er könne in Tönen manches sagen, was in Worten nicht auszusprechen sei.“

„Wir waren sechs Stunden in angeregtem Gespräch beisammen, Nietzsche schien sehr frisch, und gar nicht müde. Alles was er sagte, war höchst einfach und sehr liebenswürdig vorgebracht. Sein Auftreten ist durchaus zwanglos und anspruchslos, ernst und würdig; für Humor ist er sehr empfänglich und ein Lächeln steht ihm sehr gut.“

„25. I. ... Dann kamen wir auf Pessimismus, und er sagte mir, er sei durch körperliche Schmerzen seinen Pessimismus losgeworden, aus Trotz, um sich nicht vom

Schmerz tyrannisieren zu lassen, aus Bosheit, aus Herrschsucht. Dann meinte er auch, daß unzivilisierte Menschen viel weniger körperlich empfindlich wären als wir und daß unsere Erziehung uns sehr überempfindlich mache...“

„29. I. ... Er wollte anfangs den Einfluß der Rasse verteidigen, gab es aber dann auf und stimmte mit mir vollständig überein, daß es reine Rassen nicht gäbe; am allerwenigsten hätten die Deutschen Anspruch darauf, einesolche zu sein...“

„Es stecken viele Widersprüche in Nietzsche, aber er ist ein grundehrlicher Mensch und von der mächtigsten Kraft des Willens und Strebens.“

„7. III. ... Gestern war ich in Nizza und bei Nietzsche, den ich zu Hause und sehr wohl und angeregt traf. Ich fragte, ob es ihm recht wäre, wenn ich bei Gelegenheit des Erscheinens des dritten Teils ‚Zarathustra‘ etwas über ihn schriebe, nur um auf ihn aufmerksam zu machen. Es würde ihm recht sein, meinte er, er war aber durchaus nicht erbaut davon, sodaß ich nicht weiß, ob ich es tun soll, da es ihm entschieden unangenehm ist. Er hätte nie irgendwelche derartige Verbindungen angeknüpft und lebe ganz isoliert; er hätte eine ‚kleine und stille Gemeinde, aber Auserwählte‘. Er ist von seiner Mission völlig überzeugt und von seiner säkularen Bedeutung; in diesem Glauben ist er stark und groß, über alles Unglück, über seine körperlichen Leiden, über Armut erhaben. Eine derartige Verachtung jedes äußeren Mittels zum Erfolge, eine derartige Freiheit von allem Clique- und Reklamewesen ist imposant.“

„Mir wird immer mehr klar, daß Nietzsche vorwiegend Gefühlsmensch ist.“

„26. III. ... Dann kamen wir wieder auf deutschen Stil zu sprechen und schimpften gemeinsam auf die Wagnerianer, die auch den Stil verderben, und über die ganze neue romantische Richtung, über das Gemisch von Antisemitismus, Deutschtum und Frömmerei. Er sprach dann von Wagner und meinte, der hätte alle Schwankungen der allgemeinen Stimmung mitgemacht, sei aber immer um ein paar Jahre vorausgewesen. Als er bei ihm verkehrte, wäre

von Christentum nie anders als ironisch die Rede gewesen... Er (Wagner) hätte sich auch für Bismarck begeistern wollen, das sei ihm aber nicht gelungen, er sei auf Bismarck eifersüchtig gewesen.“

„Dann kamen wir auf die Deutschen im allgemeinen zu sprechen und bemühten uns, ihre Eigenschaften festzustellen; sie seien erstens knechtisch durchaus, was auf der einen Seite als Lehenstreue, auf der andern als schlimmste Servilität (z. B. jetzt) zum Ausdruck käme. Sie seien stets geneigt Fremdes zu bewundern und nachzuahmen und ihre Individualität aufzugeben; sie ertrügen die ärgsten Widersprüche zwischen Theorie und Praxis, und sie hätten sich in der Weltgeschichte einige Male als hemmende Macht bewährt; so hätte Luther den Verfall der katholischen Kirche aufgehalten, und so hätten die Deutschen den Napoleon verhindert, ein einiges Europa zu schaffen, womit der ganze leidige Nationalitätenspuk ein Ende gehabt hätte; aber sie hätten die Eigenschaft, alles gründlich durchzuleben, nicht bloß den Schaum abzuschlürfen, und sie seien eine wuchtige Masse.“

Kein Mensch lebe für Lust und Unlust, sondern immer um eines Zweckes willen, der ihm erst das Leben lebenswert mache. Er tadle es als den größten Fehler Schopenhauers, daß bei ihm immer nur von Begehren, nie vom Willen die Rede sei, von dem Willen, der auch zehn oder zwanzig Jahre lang auf ein Ziel losginge.

An Franz Overbeck

[Postkarte] Nizza, 2. April 84

Mein lieber Freund, zuletzt vergaß ich Dich zu bitten, mir noch 500 frcs hierher zu senden. —

Das Neueste ist, daß große Befürchtungen in betreff meines Verlegers entstehn. Du weißt, daß er bis zum 1. April meine bei ihm stehenden Gelder an meine Mutter zurückzahlen wollte. Jetzt aber! Aber darüber ein andermal. —

Die verfluchte Antisemiterei verdirbt mir alle meine

Rechnungen auf pekuniäre Unabhängigkeit, Schüler, neue Freunde, Einfluß, sie hat R. W. und mich verfeindet, sie ist die Ursache eines radikalen Bruchs zwischen mir und meiner Schwester usw. usw. usw. Ohe! Ohe!

Ich erfuhr hier, wie sehr man mir in Wien einen solchen Verleger zum Vorwurf macht. —

An Franz Overbeck

Venedig, erhalten 2. Mai 1884

Mein lieber Freund Overbeck,

im Grunde ist es doch sehr schön, daß wir uns durch die letzten Jahre nicht fremd geworden sind, und sogar, wie es scheint, durch den Zarathustra nicht. Daß ich gegen mein vierzigstes Lebensjahr sehr allein sein würde — darüber habe ich mir niemals Illusionen gemacht; und ich weiß auch dies, daß vieles Schlimme gegen mich noch unterwegs ist — ich werde in Kürze darüber belehrt werden, wie teuer man es zu zahlen hat, daß man — die dumme und falsche Sprache der *ambitiosi* zu gebrauchen — „nach den höchsten Kronen greift“.

Inzwischen will ich meine mir eroberte Situation gut nutzen und ausnutzen: ich bin jetzt, mit großer Wahrscheinlichkeit, der unabhängigste Mann in Europa. Meine Ziele und Aufgaben sind umfanglicher als die irgendeines andern — und das, was ich große Politik nenne, gibt zum mindesten einen guten Standort und Vogelschaublick ab für die gegenwärtigen Dinge.

Was alle Praxis des Lebens betrifft, so bitte ich Dich, treuer und bewährter Freund, mir fürderhin nur eine Sache zu wahren, eben die größtmögliche Unabhängigkeit und Freiheit von persönlichen Rücksichten. Ich denke, Du weißt, was gerade in be-

zug auf mich die Mahnung Zarathustras „Werde hart!“ sagen will. Mein Sinn, jedem einzelnen Gerichtigkeit widerfahren zu lassen und im Grunde gerade das mir Feindseligste mit der größten Milde zu behandeln, ist übermäßig entwickelt und bringt Gefahr über Gefahr, nicht nur für mich, sondern für meine Aufgabe: hier ist Abhärtung nötig und, der Erziehung halber, eine gelegentliche Grausamkeit.

Verzeihung! Es klingt nicht immer gut, wenn man von sich selber redet, es riecht auch nicht immer gut.

Mit meiner Gesundheit bin ich, wie es scheint, über den Berg. Die Winter werde ich in Nizza leben, für die Sommer brauche ich eine Stadt mit großer Bibliothek, wo ich inkognito leben kann (ich habe an Stuttgart gedacht, was meinst Du?)

Dieses Jahr denke ich immer noch, wieder nach Sils-Maria zu gehen, wo mein Bücherkorb steht – vorausgesetzt, daß ich mich gegen Zudringlichkeiten meiner Schwester besser zu schützen verstehe als voriges Jahr. Es ist wirklich eine recht bösertige Person geworden; ein Brief voll der giftigsten Verdächtigungen meines Charakters, den ich von ihr im Januar erhielt, ein artiges Seitenstück des Briefes an Frau Rée, hat mir nun hinreichend Klarheit gegeben – sie muß fort nach Paraguay. Ich selber will den Verkehr mit allen Menschen abbrechen, welche zu meiner Schwester halten: ich vertrage jetzt alles „Halb – und Halb“ in bezug auf mich nicht mehr.

Hier bin ich im Hause Köselitzens, in der Stille Venedigs und höre Musik, die vielfach selber eine Art idealisches Venedig ist. Er macht aber Fortschritte zu einer männlicheren Kunst: die neue Ouvertüre des matrimonio ist hell, streng und feurig.

Dein Freund N.

An Malwida von Meysenbug

Venedig, Mai 1884

Meine hochverehrte Freundin,

Verzeihung, wenn ich in bezug auf Herrn \*\*\* noch ziemlich viel Mißtrauen habe. Ohne Ihre Fürsprache, und rein nach dem mitgeschickten Briefe zu urteilen, würde ich sogar geneigt sein, auf ein ungewöhnliches Maß von Unbescheidenheit und Grünschnäbelei zu raten.

Ganz allgemein geredet – so ist es jetzt äußerst schwer geworden, mir zu helfen; ich halte es immer mehr für unwahrscheinlich, Menschen zu begegnen, die dies vermöchten. Fast in allen Fällen, wo ich mir bisher einmal dergleichen Hoffnungen machte, ergab es sich, daß ich es war, der helfen und zugreifen mußte --: dazu aber fehlt es mir nunmehr an Zeit. Meine Aufgabe ist ungeheuer; meine Entschlossenheit aber nicht geringer. Was ich will, das wird Ihnen mein Sohn Zarathustra zwar nicht sagen, aber zu raten aufgeben; vielleicht ist es zu erraten. Und gewiß ist dies: ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun. – Unter einem „Jünger“ würde ich einen Menschen verstehn, der mir ein unbedingtes Gelübde machte –, und dazu bedürfte es einer langen Probezeit und schwerer Proben. Im übrigen vertrage ich die Einsamkeit: während jeder Versuch der letzten Jahre, es wieder unter Menschen auszuhalten, mich krank gemacht hat.

Mit Zeitungen, selbst den wohlgemeintesten, kann und darf ich mich nicht einlassen: – ein Attentat auf das gesamte moderne Preßwesen liegt in dem Bereiche meiner zukünftigen Aufgaben. –

Es tut mir immer leid, Nein sagen zu müssen, und ganz besonders zu Ihnen, meine hochverehrte Freundin! Denn zuletzt sind wir beide zum Jasagen geschaffen, nicht wahr? —

Mit den dankbarsten Gefühlen immer Ihr

Nietzsche.

Die „Einsamkeit“ Nietzsches darf man sich nicht banal vorstellen. Es lag in seiner Hand, sich einen Kreis von Verehrern und Literaten zu halten. Er wollte aber nicht umschwärmt und angebetet sein, sondern verändern und herrschen. Im Anschluß an die Mitteilung an Overbeck vom 22. Dezember 1884: er habe Paul Lanzky (wie schon früher Dr. Paneth) verpflichtet, nicht über ihn zu schreiben, sagt Nietzsche:

„Ich habe ganz und gar keine Lust, eine neue Art von Nohl, Pohl und ‚Kohl‘ um mich aufwachsen zu lassen — und ziehe meine absolute Verborgenheit tausendmal dem Zusammensein mit mittelmäßigen Schwarmgeistern vor.“

Und an die Mutter schreibt er im August 1885:

„Es wimmelt im Engadin von Menschen, die mich kennen; und wenn ich Zeit hätte, ‚eitel‘ zu sein, so könnte ich einen kleinen ‚Hof‘ um mich haben. Es vergeht kaum ein Tag, wo mir nicht besondere Aufmerksamkeiten erwiesen werden, und was die Anerbietungen betrifft mit Vorlesen, Musikvorspielen usw., so werde ich behandelt wie ein Prinz.“

Er will nicht „Zeitungsärm“ und „Schülerveneration“ sondern Menschen, die zu ihm gehören. Deshalb wirkt das Erlebnis mit Stein so stark auf ihn.

„Es ist höchst schauerlich, solchermaßen allein zu sein.“ (An die Schwester Juli 1885.)

An Dr. Paneth

Venedig, Mai 1884

Werter Herr Doktor,

meinen Glückwunsch voran! Aber vielleicht geht es Ihnen gerade jetzt so gut, daß nichts mehr „zu wünschen übrigbleibt“ – : dann um so besser! Und um so mehr wird es meinen Wünschen für Sie gemäß sein!

Mein Verleger hat seit lange den Auftrag, Ihnen den letzten Teil meines „Zarathustra“ zuzustellen. Betrachten Sie mich nunmehr wie jemanden, der seine Fahne entrollt hat und keinen Zweifel über sich mehr übrigläßt. – Bemerken Sie aber wohl: mein Werk hat Zeit –, und mit dem, was diese Gegenwart als ihre Aufgabe zu lösen hat, will ich durchaus nicht verwechselt sein. Fünfzig Jahre später werden vielleicht einigen (oder einem: – es bedürfte eines Genies dazu!) die Augen dafür aufgehn, was durch mich getan ist. Augenblicklich aber ist es nicht nur schwer, sondern durchaus unmöglich (nach den Gesetzen der „Perspektive“), von mir öffentlich zu reden, ohne nicht grenzenlos hinter der Wahrheit zurückzubleiben. – –

Also! – mein werter Herr Doktor Paneth, ich will nicht, daß jetzt schon über mich „geschrieben wird“.

Behalten Sie mich und unsere Gespräche an der provençalischen Riviera (der Heimat der „gaya scienza“ –) in gutem Angedenken!

Ihr Nietzsche.

Heinrich von Stein antwortet auf den dritten Teil des Zarathustra mit der Übersendung einiger von ihm übersetzten Strophen Giordano Brunos. Gleichzeitig wünscht er, Nietzsche im Sommer 1884 zum Parsifal in Bayreuth zu treffen. „Wenn ich an den Parsifal denke, so denke ich an ein Bild reiner Schönheit – an ein Seelenerlebnis reinmenschlicher Art, die dargestellte Entwicklung eines Kna-

ben zum Manne. Durchaus kein Pseudo-Christentum und überhaupt weniger Tendenz ist für mich im Parsifal, als in irgendeinem Wagnerschen Werke. So schreibe ich denn auch — zaghaft und kühn zugleich, meinen Wunsch hier nicht als Wagnerianer nieder, sondern weil ich dem Parsifal diesen Hörer, und diesem Hörer den Parsifal wünsche.“

An Heinrich von Stein

Venedig, 22. Mai 1884

Mein lieber Herr Doktor,

Diese Gedichte Giordano Brunos sind ein Geschenk, für welches ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin. Ich habe mir erlaubt, sie mir zuzueignen, wie als ob ich sie gemacht hätte und für mich — und sie als stärkende Tropfen „eingenommen“. Ja wenn Sie wüßten, wie selten noch etwas Stärkendes von außen her zu mir kommt! Ich sprach vor zwei Jahren mit einer Art Ingrim davon, daß ein Ereignis wie der Parsifal ferne von mir, gerade von mir, vorübergehen mußte; und auch jetzt wieder, wo ich noch einen zweiten Grund weiß, um nach Bayreuth zu gehen — nämlich Sie, mein lieber Herr Doktor, der Sie zu meinen großen „Hoffnungen“ gehören — auch jetzt wieder habe ich Zweifel daran, ob ich hinkommen darf. Nämlich: das Gesetz, das über mir ist, meine Aufgabe, läßt mir keine Zeit dafür. Mein Sohn Zarathustra mag Ihnen verraten haben, was sich in mir bewegt; und wenn ich alles von mir erlange, was ich will, so werde ich mit dem Bewußtsein sterben, daß künftige Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun.

Verzeihung! — Es gibt so ernste Dinge, daß von ihnen zu reden man erst um Verzeihung bitten sollte. —

Zuletzt möchte ich doch erfahren, wann die Auführungen sind, wann Sie selber nach Bayreuth kom-

men und ob Sie vielleicht geneigt wären, mich im Oberengadin (Sils-Maria) zu besuchen: — dort nämlich habe ich seit Jahren meine „Sommerresidenz“ (eine Stube in einem Bauernhause).

Von Herzen Ihr

Nietzsche.

An die Schwester

Venedig, Mitte Juni 1884

Liebe Schwester.

Unsre Mutter schreibt mir, daß Du von dem III. Teil des Zarathustra so erfüllt wärest und keine Worte fändest, den Dank für das Geschenk auszudrücken. Es sollte schon längst in Deinen Händen sein, wenigstens habe ich dem Verleger schon lange den Auftrag dazu gegeben. Das ist aber auch kein Geschenk, für das man so ohne weiteres zu danken hätte — ich verlange ein Umlernen in betreff der liebsten und verehrtesten Empfindungen, und viel mehr als ein Umlernen! Wer weiß, wie viele Generationen erst vorübergehen müssen, um einige Menschen hervorzubringen, die es in seiner ganzen Tiefe nachfühlen, was ich getan habe! Und selbst dann macht mir der Gedanke Schrecken, was für Unberechtigte und gänzlich Ungeeignete sich einmal auf meine Autorität berufen werden. Aber das ist die Qual jedes großen Lehrers der Menschheit: er weiß, daß er, unter Umständen und Unfällen, der Menschheit zum Verhängnis werden kann, so gut als zum Segen.

Nun, ich selber will alles tun, um zum mindesten keinem allzu groben Mißverständnis Vorschub zu leisten, und jetzt, nachdem ich mir diese Vorhalle meiner Philosophie gebaut habe, muß ich die Hand wieder anlegen und nicht müde werden, bis auch der Hauptbau fertig vor mir steht. Menschen, die nur die

Sprache der Ambition verstehen, mögen mir nachsagen, daß ich nach der höchsten Krone griffe, welche die Menschheit zu vergeben hat. Wohlan!

Also das Gerüste zu meinem Hauptbau soll in diesem Sommer aufgerichtet werden; oder anders ausgedrückt: ich will das Schema zu meiner Philosophie und den Plan für die nächsten sechs Jahre in diesen nächsten Monaten aufzeichnen. Möchte meine Gesundheit dazu ausreichen!

Dein Bruder.

An Franz Overbeck

1884, Hotel Piora bei Airolo

Lieber Freund,

es ging schlecht bisher (immer krank) – ich schrieb schon zwei Briefe an Dich, schickte sie aber glücklicherweise nicht ab. Das feucht-warme wolkige Wetter hier oben ist nichts für mich; mutmaßlich gehe ich noch nach dem Engadin, oder nach Zürich.

Von Luzern aus schrieb ich, wie Du rietest, an meine Mutter. –

Ich habe meinen Tröster und Zusprecher bei mir – meinen Sohn Zarathustra. Wenn Du in die Ferien gehst, nimm ihn mit Dir: ich möchte, daß Du Dich auch davon überzeugtest, daß ich mit diesem Buche alles überwunden habe, was je in Worten gesagt worden ist, und daß dies noch nicht einmal sein größtes Verdienst ist.

Basel, oder vielmehr mein Versuch, in alter ehemaliger Weise mit den Baslern und der Universität umzugehn – hat mich tief erschöpft. Eine solche Rolle und Verkleidung kostet jetzt meinem Stolze zu viel.

Tausendmal lieber Einsamkeit! Und wenn es sein muß, allein zugrunde gehn! –

Der Gedanke, den ich Dir im „weißen Kreuz“ aus-

sprach, mich durch eine Art von ganz persönlicher Zuschrift „an meine Freunde“ gleichsam zu erklären – war nur die Eingebung der Basler Luft, ein Gedanke der Entmutigung. Nicht ein Wort mehr von mir! Das „Mich-Erklären“ habe ich ja schon abgetan, durch den letzten Teil der „fröhlichen Wissenschaft“. Auch der Gedanke an Vorlesungen in Nizza ist nur ein Notwehreinfall der Verzweiflung: denn im Grunde – wie könnte ich jetzt noch Vorlesungen halten! – Freilich, wie ich über die nächsten Jahre hinwegkommen soll, darüber weiß ich mir nicht ein noch aus. Aber ich habe schon Schweres überstanden und rechne darauf, daß mein Geist der Erfindung mich auch diesmal nicht im Stich lassen wird. Einstweilen stecke ich in tiefer, tiefer Schwermut, kaum weiß ich zu sagen warum. Es mag sein, daß ich im stillen immer geglaubt habe, an dem Punkte meines Lebens, an dem ich angelangt bin, nicht mehr allein zu sein: daß ich da von vielen Gelübde und Schwüre empfangen würde, daß ich etwas zu gründen und zu organisieren hätte, und dergleichen Gedanken, mit denen ich über Zeiten gräßlicher Vereinsamung mich hinwegtröstete. Inzwischen ist es anders gekommen. Es ist alles noch zu früh, ich muß mir eine neue Geduld erfinden. Und mehr noch als Geduld. –

Ich denke Deiner und Deiner lieben Frau mit dankbarem Herzen.

Dein N.

Mut! Mut! Und: *aequam memento rebus in arduis servare mentem* – rufe ich mir zu.

N.B. Wie heißt doch das deutsche Wörterbuch, das viel kleiner als das Grimmsche ist, und fertig?

[ - - - ]

An Franz Overbeck

Sils-Maria, erhalten 25. Juli 84

Lieber Freund,

... Das Wetter war mir bisher zuwider, und ich bin noch ferne davon, mich erholt zu haben. Es gab Tage, die ich kaum zu überwinden wußte: meine Feinde, die Wolken –!

Andererseits gibt es Stunden wenigstens, wo ich bei einem Rückblick über 40 Jahre, mich glücklich preise – freilich auch mit vielen „blauen Augen“, aber eben doch hindurchgekommen zu sein. Die Konsequenzen eines solchen Lebens kamen in den letzten Jahren zum „Ausbruch“ – eruptiv, in jeder Hinsicht, und beinahe zerstörend. Aber dies „beinahe“ ist meinem ganzen Leben an die Stirn geschrieben – zuletzt bin ich bis jetzt doch noch „der Siegreiche“.

Ich stecke mitten in meinen Problemen drin; meine Lehre, daß die Welt des Guten und Bösen nur eine scheinbare und perspektivische Welt ist, ist eine solche Neuerung, daß mir bisweilen dabei Hören und Sehen vergeht.

Aber Du wirst mitten in Deiner Arbeit sein und hast schon viel zu viel Zeit auf Deinen tollen Freund verwenden müssen – ich dachte oft daran, und mit Betrübniß. Es sollte jemanden geben, der für mich, wie man sagt, „lebte“; da würde auch Dir, mein lieber Freund, viel erspart sein.

Die Abende, wo ich ganz allein, im engen niedrigen Stübchen sitze, sind harte Bissen zum Kauen.

Dir und Deiner lieben Frau (der ich vergessen habe die mémoires der Herzogin von Abrantes zu empfehlen, zur Ergänzung der Rémusat)

von Herzen zugetan

N.

An Peter Gast

Sils-Maria, 25. Juli 1884

Lieber Freund,

Ihr Brief gibt mir in äußerst angenehmer Manier die regulativen Begriffe, mit denen ich meine Erfahrungen der letzten Zeit zusammenfassen kann. Ich bin nämlich lange unterwegs gewesen und habe viele sogenannte „alte Bekannte“ (ich sollte sagen: als „neue Unbekannte“) aufgesucht und gesprochen. Das war eine Torheit, die mich in jeder Hinsicht gelangweilt und erschöpft hat; dazu kam, daß der Sommer heiß war und daß ich immer in Gegenden lebte, deren Klima mir nachteilig ist. Endlich in Sils-Maria! Endlich Rückkehr zur – Vernunft! Inzwischen nämlich ging es um mich zu unvernünftig zu (ich war wie unter Kühen); aber daß ich mich so lange in diesen Niederungen und Kuhställen aufhielt, war selber die größte Unvernunft. Wer Distractionen nötig hat, wie sie unsereiner hier und da nötig hat, Gelegenheit zu lachen, boshafte Menschen und Bücher – der soll nur irgendwo anders hingehn, aber nicht nach Basel et hoc genus omne.

Das Spaßhafteste, was ich erlebte, war Jacob Burckhardts Verlegenheit, mir etwas über den Zarathustra sagen zu müssen: er brachte nichts anderes heraus als – „ob ich es nicht auch einmal mit dem Drama versuchen wolle.“ –

In summa: es wird wohl bei Sils und Nizza verbleiben, kürzere Zwischenaufenthalte abgerechnet (so ist vorläufig ein Ausflug nach Korsika für nächsten Frühling von Nizza aus verabredet, nämlich von Resa von Schirnhofen und mir – vivat tertius!). Auch sollten wir, mein geliebter Freund, uns hier, im heiligen Sils, der Ursprungstätte des Zarathustrismus, für nächsten Sommer wiederzusehen versprechen! Ha-

ben Sie Lust dazu? Ein landschaftlicher Umblick in der Schweiz hat mich von neuem belehrt, daß Sils-Maria nicht seinesgleichen in der Schweiz hat: wunderliche Mischung des Milden, Großartigen und Geheimnisvollen! —

Was fehlt mir doch? Daß ich Ihre Musik nicht hören kann, daß ich gar nicht weiß, wann und wie ich sie wieder zu hören bekomme! Ach die glücklichen Dresdener! Meine Tischnachbarin, eine Livländerin, die in Dresden lebt, erregt meine Eifersucht. An Frau Rothpletz schrieb ich ad vocem „Einsamkeit“ einen Brief und sagte ihr, wie wäre denn jetzt — jetzt! — solche Musik wie die Ihre noch möglich, wenn nicht die Erfindung der Einsamkeit gemacht worden wäre! Eingerechnet die Einsamkeit zu Zweien, wie die unsre in Venedig, für die ich Ihnen von ganzem Herzen Dank sage!

Treulich Ihr N.

Ihren verehrlichen Eltern mich bestens empfehend.

Aus dem Tagebuch Heinrich von Steins:

„26. VIII. 84. Nach Sils, abends bei Nietzsche. Bejammernswerter Anblick. 27. Großartiger Eindruck seines freien Geistes, seiner Bildersprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfschmerzen — abends Anblick seines Leidens. — 28. Er hat nicht geschlafen, ist aber frisch wie ein Jüngling. Welch sonniger, herrlicher Tag!“

An Peter Gast

Sils-Maria, 2. Sept. 1884

Zuletzt, mein lieber verehrter Freund — was uns auch für Widerwärtigkeiten im Wege stehen mögen, wir beide gehören nun einmal zur Ritter- und Brüderschaft „von der gaya scienza“ und wollen uns dessen in diesem guten Jahre, das Ihren „Löwen“

und meinen „Zarathustra“ von Einem Baume abschüttelte, recht von Herzen getröstet. Der Rest – ist Warten, bei Ihnen wie bei mir.

Für die Zukunft trage ich die Hoffnung mit mir herum, daß sich in Nizza eine kleine äußerst gute Gesellschaft dieses Glaubens an die *gaya scienza* bilden wird: und im Geiste habe ich Ihnen als dem ersten schon den Ritterschlag zur Einweihung in diesen neuen Orden gegeben. Man soll „beim Mistral!“ fluchen und schwören – eine andere Verpflichtung wüßte ich nicht, da sich bei Menschen, wie wir sind, alles „von selber versteht“. --

Einstweilen bin ich durch eine doppelte Quarantäne von Nizza fern gehalten (das heißt durch 2×7 Tage) und in Anbetracht, daß erst mit den Herbstregen die Cholera verschwinden wird, also etwa in der zweiten Hälfte des Oktober – oszilliert meine Sehnsucht sehr nach dem Norden zu, deutlicher geredet, nach Dresden zu. Sobald die „Aussicht der Aufführung“ Ihnen selber zu Gesicht kommt (oder auch nur die Wahrscheinlichkeit dieser Aussicht), bitte, telegraphieren Sie hierher. Hier, ohne Ofen, durchfroren, mit blauen Händen, kann ich's schwerlich lange aushalten – ich müßte mir denn einen Ofen anschaffen.

Ich bin überdies mit der Hauptaufgabe dieses Sommers, wie ich sie mir gestellt hatte, im ganzen fertig geworden, – die nächsten 6 Jahre gehören der Ausarbeitung eines Schemas an, mit welchem ich meine „Philosophie“ umrissen habe. Es steht gut und hoffnungsvoll damit. Zarathustra hat einstweilen nur den ganz persönlichen Sinn, daß es mein „Erbauungs- und Ermutigungsbuch“ ist – im übrigen dunkel und verborgen und lächerlich für jedermann. }

Heinrich von Stein, ein prachtvolles Stück Mensch

und Mann, an dem ich Freude gehabt habe, sagte mir ganz ehrlich, er habe von besagtem Zarathustra „zwölf Sätze und nicht mehr“ verstanden. – Das tat mir sehr wohl.

Schreiben Sie mir ein Wort über Ihre Übersetzung.

Mit der Gesundheit steht es sehr unsicher, es stand in Venedig besser, und in Nizza besser als in Venedig. Alle 10 Tage ein guter Tag: so lautet meine Statistik, hole sie der Teufel!

Kein Mensch, der mir vorliest! Alle Abende melancholisch im niedrigen Zimmer, frostklappernd, 3–4 Stunden die Erlaubnis abwarten, zu Bett zu gehn!

Heute verläßt mich meine beste Sommerbekanntschaft, meine Tischnachbarin Frl. von Mansuroff, dame d'honneur der russischen Kaiserin – ach, wir hatten uns so viel zu erzählen, es ist ein Jammer, daß sie fortgeht! Denken Sie doch, eine veritable Schülerin Chopins, und voller Liebe und Bewunderung für diesen „ebenso stolzen wie bescheidenen“ Menschen! – – –

Sils-Maria ist allerersten Ranges, als Landschaft – und nunmehr auch, wie man mir sagte, durch „den Einsiedler von Sils-Maria“. – –

Sehen Sie, da schrieb ich schnell noch eine „Unbescheidenheit allerersten Ranges“!

Treulich

Ihr Freund

Nietzsche.

Am 20. September berichtet Nietzsche Gast von dem Fortschritt seiner philosophischen Arbeit:

„Übrigens hat sich mir die Aufgabe des nächsten Jahrzehnts wundervoll auseinandergelegt – obwohl ich schaudere und staune, wenn ich nach den Kräften frage, die einer solchen Aufgabe genügen

könnten. Man muß abwarten und „die Schürze aufhalten“, wenn der Baum von irgendeinem Winde geschüttelt wird – mehr weiß ich nicht.“

An Franz Overbeck

Sils-Maria, 14. Sept. 1884

Lieber Freund, herzlichen Dank voraus!

Im ganzen sind alle Dinge diesen Sommer bei mir von der Stelle gekommen, und der Hauptzweck ist erreicht worden, freilich sehr auf Unkosten der Gesundheit: namentlich ist eine plötzliche auffallende Verdunkelung der Augen hinzugekommen, die mich nötigt, mit Schieß zu korrespondieren. Die Gesamtdpression, an der ich leider bei unserm Zusammensein in Basel litt, ist aber gehoben; ich glaube jetzt, daß ich die Differenz mit meinen Angehörigen hundertmal zu schwer genommen habe. Es genügte schon der Vorschlag zu einem Rendezvous mit meiner Schwester, um vergnügte Gesichter zu machen. Das ist nun mein ewig wiederholter Fehlgriff, daß ich mir fremdes Leid viel zu groß vorstellte. Von meiner Kindheit an hat sich der Satz „im Mitleiden liegen meine größten Gefahren“ immer wieder bestätigt (vielleicht die böse Konsequenz der außerordentlichen Natur meines Vaters, den alle, die ihn kannten, mehr zu den „Engeln“ als zu den „Menschen“ gerechnet haben.) Genug, daß ich durch die schlimmen Erfahrungen, die ich mit dem Mitleiden gemacht habe, zu einer theoretisch sehr interessanten Veränderung in der Wertschätzung des Mitleides angeregt worden bin.

Das Erlebnis des Sommers war der Besuch Baron Steins (er kam direkt aus Deutschland für 3 Tage nach Sils und reiste direkt wieder zu seinem Vater – eine Manier, in einen Besuch Akzent zu legen, die

mir imponiert hat.) Das ist ein prachtvolles Stück Mensch und Mann und mir wegen seiner heroischen Grundstimmung durch und durch verständlich und sympathisch. Endlich, endlich ein neuer Mensch, der zu mir gehört und instinktiv vor mir Ehrfurcht hat! Zwar einstweilen noch trop wagnetisé, aber durch die rationale Zucht, die er in der Nähe Dührings erhalten hat, doch sehr zu mir vorbereitet! In seiner Nähe empfand ich fortwährend auf das schärfste, welche praktische Aufgabe zu meiner Lebensaufgabe gehört, wenn ich nur erst genug jüngere Menschen einer ganz bestimmten Qualität besitze! – einstweilen ist es noch unmöglich, davon zu reden, wie ich denn auch noch zu keinem Menschen davon geredet habe. Welch sonderbares Schicksal, 40 Jahre alt werden und alle seine wesentlichsten Dinge, theoretische wie praktische, als Geheimnisse mit sich noch herumschleppen! – Vom Zarathustra sagte Stein ganz aufrichtig, er habe „zwölf Sätze und nicht mehr“ davon verstanden: was mich sehr stolz gemacht hat, denn es charakterisiert die unsägliche Fremdheit aller meiner Probleme und Lichter (zufällig brachte der Sommer mir mehrmals dasselbe Zeugnis in betreff der Morgenröte u. fröhl. Wissenschaft, „die fremdartigsten Bücher, die es gibt.“)

Dagegen ist Stein Dichter genug, um z. B. von dem „anderen Tanzlied“ (dritter Teil) aufs tiefste ergriffen zu sein (er hatte es auswendig gelernt.) Wer nämlich gerade bei den Heiterkeiten Zarathustras nicht Tränen vergießen muß, der gilt mir als noch ganz fern von meiner Welt, von mir.

Stein hat mir aus freien Stücken versprochen, zu mir nach Nizza überzusiedeln, sobald sein Vater nicht mehr lebt: dem zuliebe er es im Norden und an einer deutschen Universität aushält.

Daniella v. Bülow hat mir durch ihn sagen lassen, daß sie ihre Verlobung aufgelöst habe und jetzt, zur Stärkung, meine Schrift „Schopenhauer als Erzieher“ lese.

Köselitzens Schicksal macht mir viel Sorge. Mit der früheren Unabhängigkeit scheint es vorbei zu sein, es steht nicht gut mit der Färberei seines Vaters, er wird schwerlich wieder von Hause fortkönnen, solange er nicht Erfolge hat. Was diese betrifft, so ist der jetzt herrschende Wagnerismus ihm durchaus nicht schädlich, im Gegenteil: vorbereitend, wie ich selber es persönlichst erlebt habe – die zarresten und sublimsten Zustände haben noch nie vor Wagner so geleuchtet, und erst nachdem man durch ihn Augen für diese Lichter und Farben bekommen hat, weiß man, wohin die Kunst unsres Venediger maëstro will und muß – Seine Gegnerschaft liegt vielmehr im deutschen bewußten oder unbewußten Obskurantismus und Sentimentalismus, in den zweiten Aufguß-Brühen, wie sie z. B. Brahms serviert, und in summa in der deutschen Mittelmäßigkeit des bürgerlichen Geistes, welcher allem Südländischen gegenüber sich argwöhnisch – reizbar verhält und „Frivolität“ wittert. Es ist derselbe Gegensatz, den meine Philosophie zu spüren bekommt – man haßt an mir und an Köselitzens Musik den hellen Himmel. }

Ein Italiener sagte kürzlich, „gegen das, was wir Himmel ‚cielo‘ nennen, ist der deutsche Himmel una caricatura.“

Bravo! da steckt meine ganze Philosophie! –

Von Herzen grüßend und Dir samt den Deinen das beste wünschend Dein Freund

N.

Es geht in den nächsten Tagen fort, mutmaßlich nach Nizza. Adresse jedenfalls: Nizza poste restante.  
 „Der Kampf um Gott“ Roman von H. Lou (Stuttgart, Auerbach) – Stein sprach davon. –

An Heinrich von Stein

Sils-Maria, den 18. September 1884

Lieber Herr Doktor,

hier ein letzter Gruß aus Sils-Maria, wo es sehr Herbst geworden ist: – sogar die Einsiedler fliegen davon.

Ihr Besuch gehört zu den drei guten Dingen, für welche ich diesem Zarathustra-Jahre von Grund aus dankbar bin.

Vielleicht sind Sie schlimmer dabei gefahren? Wer weiß, ob Sie nicht viel zu sehr den Philoktet auf seiner Insel gefunden haben? Und sogar etwas von jenem Philoktetglauben: „ohne meine Pfeile wird kein Ilion erobert!“

In einem solchen Zusammentreffen, wie dem unsrigen, liegt immer viel Folge, viel Verhängnis. Aber das glauben Sie mir gewiß: von nun an sind Sie einer der wenigen, deren Los im Guten und Schlimmen zu meinem Lose gehört.

Treulich

der

Ihre

Nietzsche.

NB. Für alle Fälle irgendeines Anliegens gebe ich Ihnen diese ewige Adresse:

Nizza, poste restante.

Heinrich von Stein hatte am 24. September aus Völkershäusern geschrieben: „Lieber, hochverehrter Herr und Freund! Die Tage von Sils sind eine große Erinnerung für

mich, ein wichtiges, ein weihevolltes Stück Leben... Daß ich Ihnen nichts geben kann, was Sie nicht reicher und besser schon besäßen, ist ja ganz offenbar. Was also kann ich Ihnen bringen: treues, herzliches Mitgehen und Verstehen. Und hiermit sei alles gesagt..."

Ende November schickt Nietzsche das Gedicht „Einsiedlers Sehnsucht“ (jetzt „Aus hohen Bergen“) an Heinrich von Stein, das mit den Worten beginnt:

„O Lebens Mittag! Feierliche Zeit!“

„— — — Dies ist für Sie, mein werter Freund, zur Erinnerung an Sils-Maria und zum Danke für Ihren Brief, einen solchen Brief!“

Dem Anruf des Gedichts war der Wagnerianer Stein noch nicht gewachsen. Er antwortet am 1. Dezember aus Berlin: „Verehrter Freund. Wiederum auf einen solchen Anruf bliebe mir nur eine Antwort: zu kommen; mich dem Verständnis des Neuen, was Sie zu sagen haben, zunächst einmal ganz und gar als einem edelsten Berufe zu widmen...“ Dann aber erfolgt der plötzliche Absturz: Stein kommt wöchentlich mit zwei Freunden zusammen, und sie lesen Artikel des Wagner-Lexikons. Er lädt Nietzsche ein, sich durch Briefe an diesen Sitzungen zu beteiligen. „Würde etwas Derartiges Ihnen als Vorstufe, Vorschule des idealen Klosters gelten?“ — Es ist möglich, daß Stein den Auftrag hatte, den „Abtrünnigen“ wieder zurückzuholen; der Vorschlag verletzte Nietzsche jedenfalls tief. An die Schwester schreibt er:

„Was hat mir Stein für einen dunklen Brief geschrieben! und das als Antwort auf ein solches Gedicht! Es weiß niemand mehr, wie er sich benehmen soll.“

Das Ereignis ist symbolisch: gerade in diesem Falle, wo Nietzsche zum ersten Male wieder Hoffnung faßt, tritt ihm der Schatten Wagners gegenüber. Ein Briefentwurf verrät seine Gereiztheit:

„Beim Lesen Ihres sehr wertten letzten Briefes überkam mich eine solche Bosheit, daß ich auf Ihre

Unkosten lange Zeit lachte und guter Dinge war. Nein, mein werter Freund, Sie sind frei mit Ihrer Liebe und sollen um meinetwillen Ihre Liebe zu Richard Wagner um keinen Zoll breit abkürzen. Daß ich andererseits mich nicht mit ihm verwechseln und vergleichen lasse – denn ich bin kein Schauspieler – müssen Sie mir nachsehen; ja Sie dürfen mich für kalt halten – ohne daß ich böse werde.“

In einem Antwortentwurf aus dem folgenden Jahre findet sich der Satz:

„Es ist schwer zu erkennen, wer ich bin; warten wir hundert Jahre ab – vielleicht gibt es bis dahin irgendein Genie von Menschenkenner, welches Herrn F. N. ausgräbt.“

Nietzsche schloß sich nun gegen Heinrich von Stein ab. Nach der berechtigten Annahme der Schwester wollte er Stein nicht eher wiedersehen als bis dieser sich für Wagner oder für ihn entschieden hatte. – Nach einem kurzen letzten Zusammentreffen zwischen Naumburg und Kösen im Herbst 1885 schreibt Stein: „Eine merkwürdige Erfahrung war mir die entschiedene innere Freiheit, die ich sofort im Gespräch mit Ihnen empfinde. Ich glaube, das ist etwas, was Sie denen, mit denen Sie verkehren, aus Ihrem eigenmächtig-einsam-freien Dasein mitbringen.“

Heinrich von Stein starb am 20. Juni 1887 dreißigjährig an einem Herzschlag. Seine Aristie hat er in Nietzsches Brief vom 27. Juni 1887 an Peter Gast und im *Ecce Homo* erhalten. Nur dreimal, hat Nietzsche einmal gesagt, habe er sich ganz inter pares gefühlt: mit Rohde, mit Wagner und mit Stein.

1885

An die Schwester

Nizza, Anfang März 1885

Meine liebe Schwester.

Als ich Deinen Brief las, kam mir wieder einmal zum Bewußtsein, weshalb mich einige feinere Köpfe

für unsinnig halten, oder erzählen, ich sei im Irrenhaus gestorben. Glaubst Du wirklich, daß Steins Arbeiten, die ich nicht einmal zur Zeit meiner schlimmsten Wagnerei und Schopenhauerei gemacht haben würde, von einer ähnlichen Wichtigkeit sind wie die ungeheure Aufgabe, die auf mir liegt? (Ich begreife überhaupt nicht, wie Du mir seinen Brief schicken konntest!) Oder hältst Du es meiner Würde gemäß, mich um seine Freundschaft zu bewerben? Ich bin viel zu stolz um je zu glauben, daß ein Mensch mich lieben könne. Dies würde nämlich voraussetzen, daß er wisse, wer ich bin. Ebenso wenig glaube ich daran, daß ich je jemanden lieben werde: dies würde voraussetzen, daß ich einmal – Wunder über Wunder! – einen Menschen meines Ranges fände. – Vergeiß nicht, daß ich solche Wesen wie Richard Wagner und A. Schopenhauer, um einiger persönlicher Dinge willen, ebensosehr verachte als tief bedaure und daß ich selbst den Stifter des Christentums in mancher Hinsicht als oberflächlich empfinde. Ich habe sie alle geliebt, als ich noch nicht begriff, was der Mensch ist und sein kann.

Was mich beschäftigt, bekümmert, erhebt, dafür habe ich nie einen Mitwisser und Freund gehabt: es ist schade, daß es keinen Gott gibt, damit es doch Einer wüßte. – Solange ich gesund bin, habe ich guten Humor genug, um meine Rolle zu spielen und mich vor aller Welt darunter zu verstecken, z. B. als Basler Professor oder hier als heitrer Gesellschaftsmensch. Aber leider bin ich oft krank und nehme das alte Mittel – und dann hasse ich alle Menschen, die ich kennengelernt habe, unsäglich – mich eingerechnet.

Meine liebe Schwester, das Wort unter uns – und Du darfst den Brief hinterher verbrennen – ich bitte Dich sogar darum – wenn ich mich nicht bemühte,

ein gutes Stück Schauspieler zu sein, so hielte ich's nicht eine Stunde aus zu leben, wenigstens hier nicht in der Stadt der Herdentiere.

Auch die Heiratsprojekte unsrer Mutter haben mich tief verletzt: [---] Es gehört zu den Rätseln, über die ich einige Male nachgedacht habe, wie es möglich ist, daß wir blutsverwandt sind. Für Menschen, wie ich bin, gibt es keine Ehe, es sei denn im Stil unsres Goethe. Ich denke nicht daran, je geliebt zu werden. Die letzten Jahre haben es zu sehr bewiesen, wie sehr ich auf Liebe und Freundschaft verzichten muß. Die von Dir gerühmten „alten Freunde“ sind mir so ferne, auch schreiben sie langweilige Briefe – Gast ausgenommen –, und ihre Ratschläge machen mich ungeduldig.

Es scheint mir, daß ein Mensch, bei dem allerbesten Willen, unsäglich viel Unheil anstiften kann, wenn er unbescheiden genug ist, denen nützen zu wollen, deren Geist und Wille ihm verborgen ist. Um ein Beispiel zu nehmen: Die gute Malwida hat ihr ganzes Leben nichts als Unheil angestiftet, dank jener eben genannten Unbescheidenheit.

Wenn ich Dir einmal sehr gezürnt habe, so war es, weil Du mich zwangst, die letzten Menschen aufzugeben, mit denen ich ohne Maske von den Dingen reden konnte, die mich interessieren. Was sie von mir dachten und hielten, war mir sehr gleichgültig. – Dir aber nicht, und ich hoffe auch nicht meinen Freunden. – Jetzt bin ich allein und langweile mich.

Sei mir eines solchen Briefes wegen nicht böse! Es liegt mehr Artigkeit darin, als wenn ich, wie sonst so oft, eine Komödie spiele.

Verbirg den Brief vor unserer Mutter.

Dein F. N.

Soeben entdecke ich, daß Du mir Steins Brief geschlossen geschickt hast, daß Du also gar nicht wissen kannst, was er mir vorschlägt. Auch seinen Brief vom Herbst, der den gleichen törichtten Vorschlag enthielt, kennst Du nicht. Verzeih! Ich habe mich ohne jeden Grund gegen Dich aufgeregt! Aber wie sagtest Du so hübsch in Zürich? „Wenn es Dir gut tut, so schimpfe nur ein wenig!“ Von dieser gütigen Erlaubnis machte ich soeben Gebrauch. An Stein will ich selbst schreiben.

An Dr. Bernhard Förster

Venedig, 16. April 1885

Lieber und sehr verehrter Herr Doktor,  
 – endlich eingerichtet: Geistesgegenwart, Tintefaß-gegenwart und alles, was dazu gehört, um einen Brief zu schreiben. Voilà!

Hier und da fällt auch mir ein guter Tag vom Himmel: so geschah's kürzlich, als ich wieder in der Stadt war, die ich allein liebe. Und da gerade, zu allen den guten Geschenken eines ersten Vormittags auf dem St. Markus-Platze, kam mir auch noch Ihr Brief zu Händen. Es ist gar nicht möglich, daß ich einen Brief unter herzlicheren Empfindungen lesen kann. –

– Also, es hilft nichts, meine Schwester geht „in die weite weite Welt“ und mit Ihnen, mein lieber Herr Doktor. Die Liebe führt das Lama – Pardon! so nannte ich sie bisher – wie mir scheint, in viele Gefahren, fernab von der Heimat, in ein Leben voller Versuche, wo manches schief, manches gut gehn wird: in summa, es erwartet sie eine tapfere Zukunft. In dem allen tut sie mir es gleich: es scheint, dies gehört zur Rasse. Und wenn die Liebe sie in weniger „abstrakter“ Gestalt führt als mich, so hat sie vielleicht von uns beiden den besseren Geschmack, und

„den besseren Teil“ erwählt: nämlich Herrn Bernhard Förster. Die Frauen sind in solchen Dingen schlauer als die Männer: unsereins läuft der „Wahrheit“ und solchen andern blassen Schönheiten nach, und schließlich, wenn man es weit bringt, bringt man es so weit, bei dieser Leidenschaft, daran zu zweifeln, ob man noch imstande ist, irgendeinen Menschen recht aus letztem Herzensgrunde zu lieben: was, nach Briefen und sonstigen Dokumenten der Seele zu schließen, meiner Schwester ganz und gar nicht widerfahren ist.

Dies soll nicht ein Seufzer meinerseits sein, sondern nur ein Einwand gegen eine gewisse allzuschmeichelhafte und unverdiente Wendung Ihres viel zu ersten Briefes. Man soll, wenn man liebt, eine Sache auch mit ihren schlimmen Kehrseiten lieben (wie das Leben einmal eingerichtet ist, bezahlt man alles etwas zu teuer – scheint mir), umgekehrt: um mit meinem Sohne Zarathustra zu reden: „jedwedes schlimme Ding hat zwei gute Kehrseiten“ – und was Ihnen fürderhin auch begegnen mag, verehrter Herr Doktor, meine Schwester wird Ihnen helfen, die „guten Kehrseiten“ und den Himmel wieder hell zu finden. Es scheint, auch dies gehört zur Rasse. –

Mit vielen guten Wünschen, auch unaussprechbaren – Ihr sehr ergebener

Nietzsche.

An Mutter und Schwester

Venedig, 16. April 1885

Meine liebe Mutter und Schwester,  
in Venedig endlich angekommen: es ist kalt, ich fand nichts von Wohnungen, das nach meinen Wünschen ist, Magen durch diese klimatische Veränderung sehr außer Rand und Band, Augen umschleiert, wie ich's

noch nie im Leben gehabt habe. Genug, es muß vieles besser werden. Andererseits gefällt mir die Musik meines maëstro so sehr, als nur möglich, nämlich mehr als alle andre Musik – und ich habe nicht mehr viel Dinge übrig, die mir gefallen.

Eben habe ich einen Brief an Herrn Dr. Förster abgeschickt, mit der einfachen Adresse Naumburg an d. Saale; ich denke, er ist berühmt genug dazu, daß man nicht mehr nötig hat.

Über die Schmeitzner-Angelegenheit bin ich sehr erstaunt. Es kommt mir sehr zustatten, denn ich habe, weil ich diesen Winter keinen Verleger fand, trotz ernstlicher Bemühung, und weil dies Suchen endlich gegen meinen Stolz ging, den vierten (und letzten) Teil Zarathustra auf eigne Kosten drucken lassen. Es ist übrigens gut so, dieser Teil ist noch weniger als die drei ersten für die „Öffentlichkeit“; ich bitte darum, daß von der Existenz dieses Teils nicht gesprochen wird; aber ich freue mich, jetzt etwas zu haben, wodurch ich Menschen, welche sich um mich hübsch „verdient“ machen, eine Artigkeit erweisen kann. Die Exemplare sind bisher mir noch nicht ausgehändigt (im ganzen nur 40). Vielleicht gebe ich C. G. Naumann in Leipzig Auftrag, den Bücherballen nach Naumburg zu expedieren: stellt ihn hübsch in eine Ecke und laßt ihn schimmeln! Meine Sachen fangen erst an, etwas zu taugen, wenn ich selber erst schimmele. Wozu ich hier in Venedig noch nicht präpariert bin. –

Da fällt mir ein: es gibt ja etwas auszudenken, als Geschenk für die Hochzeit des berühmten und vielgefeierten Lama. Aber hierzu müßt Ihr mich inspirieren: es muß etwas sein, das sie gern mit in ihre ferne neue Heimat nimmt.

In alter Liebe

Euer F.

An die Schwester

Venedig, 20. Mai 1885

Mein liebes Lama,

Für den Tag, welcher über Dein Lebenslos entscheidet (und zu dem Dir niemand mehr als ich Glück und Gedeihen und gute Vorzeichen und guten Mut anwünschen kann) – für diesen Tag muß ich mir selber eine Art Lebensabrechnung machen. Von jetzt an wirst Du ganz andere Sachen zunächst und zuvorderst in Kopf und Herzen haben, als die Sachen Deines Bruders, und so soll es recht und billig sein – und ebenso liegt es in der Natur, daß Du mehr und mehr die Denkweise Deines Gatten teilst: welche ganz und gar nicht die meine ist, soviel ich an ihr auch zu ehren und zu rühmen habe. Damit Du aberkünftighin eine Art Direktion hast, inwiefern die Beurteilung Deines Bruders viele Vorsicht und vielleicht auch Schonung erfordert: schreibe ich es Dir heute, zum Zeichen großer Herzlichkeit, worin das Schlimme und Schwere meiner Lage liegt. Ich habe bis jetzt, von Kindesbeinen an, niemanden gefunden, mit dem ich dieselbe Not auf Herzen und Gewissen hätte. Dies zwingt mich heute noch, wie zu allen Zeiten, mich, so gut es gehn will, und oft mit sehr viel schlechter Laune, unter irgendeiner der heute erlaubten und verständlichen Menschheitssorten zu präsentieren. Daß man aber eigentlich nur unter Gleichgesinnten, Gleichgewillten gedeihen kann, ist mein Glaubenssatz (bis hinab zur Ernährung und Förderung des Leibes); daß ich keinen habe, ist mein Malheur. Meine Universitätsexistenz war der langwierige Versuch der Anpassung an ein falsches Milieu; meine Annäherung an Wagners war dasselbe, nur in entgegengesetzter Richtung. Fast alle meine menschlichen Beziehungen sind aus den Anfällen des Vereinsamungsgefühles entstanden: Overbeck, so gut als

Rée und Malwida – ich bin lächerlich glücklich gewesen, wenn ich mit jemandem irgendein Fleckchen und Eckchen gemein fand oder zu finden glaubte. Mein Gedächtnis ist überladen mit tausend beschämenden Erinnerungen, in Hinsicht auf solche Schwächen, in denen ich die Einsamkeit absolut nicht mehr ertrug. Mein Kranksein hinzugerechnet, welches immer die schauerlichste Entmutigung über mich bringt; ich bin nicht umsonst so tief krank gewesen, – und auch jetzt noch durchschnittlich krank d. h. betrübt – wie gesagt, nur weil es mir am rechten Milieu fehlt und ich immer etwas Komödie spielen muß, statt mich an den Menschen zu erholen. – Ich betrachte mich deshalb ganz und gar nicht als einen versteckten oder hinterhältigen oder mißtrauischen Menschen; im Gegenteil! Wäre ich's, so würde ich nicht so viel leiden! Man hat es aber nicht in der Hand, sich mitzuteilen, wenn man auch noch so mitteilungslustig ist, sondern man muß den finden, gegen den es Mitteilung geben kann. Das Gefühl, daß es bei mir etwas sehr Fernes und Fremdes gebe, daß meine Worte andere Farben haben als dieselben Worte bei andern Menschen, daß es bei mir viel bunten Vordergrund gibt, welcher täuscht, – genau dies Gefühl, das mir neuerdings von verschiedenen Seiten bezeugt wird, ist immer noch der feinste Grad von „Verständnis“, den ich bisher gefunden habe. Alles, was ich bisher geschrieben habe, ist Vordergrund; für mich selber geht es erst immer mit den Gedankenstrichen los. Es sind Dinge gefährlichster Art, mit denen ich zu tun habe; daß ich dazwischen in populärer Manier bald den Deutschen Schopenhauer oder Wagner anempfehle, bald Zarathustras ausdenke, das sind Erholungen für mich, aber vor allem auch Verstecke, hinter denen ich eine Zeitlang wieder sitzen kann.

Halte mich deshalb, mein liebes Lama, nicht für toll und vergib es mir insbesondere, daß ich nicht bei Deinem Feste zugegen bin: so ein „krankhafter“ Philosoph gäbe einen schlechten Brautvater ab! Mit tausend zärtlichen Wünschen

Dein F.

Schon in einem Briefe vom April an die Schwester hatte Nietzsche geschrieben:

„Glaube ja nicht, daß mein Sohn Zarathustra meine Meinungen ausspricht. Er ist eine meiner Vorbereitungen und Zwischenakte. – Verzeihung!“

Hier ist ein Fingerzeig angebracht. Die Scheidung von Vordergrund und Hintergrund ist bei Nietzsche wesentlich. Wäre er ein kleiner Mann, so müßte man sagen: er spielt Komödie. Als er (April 1885) wieder einmal das Verheiratetwerden ablehnt, schreibt er der Mutter:

„Immer aber Komödie spielen, wie ich es so viel tue und getan habe, geht mir wider den Geschmack; zuletzt ist man doch gerne ‚bei sich zu Hause‘ wenigstens ehrlich.“

Die Verborgenheit ist bei Nietzsche nicht Komödiantik oder Verbrechertum, sondern Mittel im Dienste eines „langen“, auf große Ziele gerichteten Willens.

Das Komödiespielen ist die andere Seite der nicht passiv erlittenen, sondern gewollten, schicksalhaften Einsamkeit.

„Ah, wenn Sie wüßten, wie allein ich jetzt auf der Welt bin! Und wieviel Komödie nottut, um nicht, hier und da, aus Überdruß, irgend jemandem ins Gesicht zu spucken!“ (An Gast 30. März 1885.)

Der lange Wille und die Einsamkeit gehören zusammen. Zur Zeit der Morgenröte schreibt er einmal an die Schwester:

„Wohin alles bei mir noch strebt, ist nicht mit einem Worte zu sagen – und hätte ich das Wort, ich

würde es nicht sagen. Es kommt auf günstige, aber ganz unberechenbare Umstände an. Meine guten Freunde (und jedermann) wissen eigentlich nichts über mich und haben auch wohl noch nicht darüber nachgedacht; ich selber war immer sehr schweigsam über alle meine Hauptsachen, ohne daß es doch so schien.“

Wie überdrüssig der Masken Nietzsche um diese Zeit (Frühjahr 1885) ist, zeigt eine Notiz auf einem Zettel:

„Entschluß: Ich will reden und nicht mehr Zarathustra.“

An Franz Overbeck

Sils-Maria, 2. Juli 1885

Lieber alter Freund Overbeck,

... — Ich habe fast jeden Tag 2–3 Stunden diktirt, aber meine „Philosophie“, wenn ich das Recht habe, das, was mich bis in die Wurzeln meines Wesens hinein malträtiert, so zu nennen, ist nicht mehr mitteilbar, zum mindesten nicht durch Druck. Mitunter sehne ich mich darnach, mit Dir und Jacob Burckhardt eine heimliche Konferenz zu haben, mehr um zu fragen, wie Ihr um diese Not herumkommt als um Euch Neuigkeiten zu erzählen. Die Zeit ist im übrigen grenzenlos oberflächlich; und ich schäme mich oft genug, soviel publice schon gesagt zu haben, was zu keiner Zeit, selbst zu viel wertvollern und tiefern Zeiten, vor das „Publikum“ gehört hätte. Man verdirbt sich eben den Geschmack und die Instinkte, inmitten der „Preß- und Frechheitsfreiheit“ des Jahrhunderts; und ich halte mir das Bild Dantes und Spinozas entgegen, welche sich besser auf das Los der Einsamkeit verstanden haben. Freilich, ihre Denkweise war, gegen die meine gehalten, eine solche, welche die Einsamkeit ertragen ließ; und zuletzt gab

es für alle die, welche irgendwie einen „Gott“ zur Gesellschaft hatten, noch gar nicht das, was ich als „Einsamkeit“ kenne. Mir besteht mein Leben jetzt in dem Wunsche, daß es mit allen Dingen anders stehn möge, als ich sie begreife; und daß mir jemand meine „Wahrheiten“ unglauwbüdig mache. — —

Von meiner Mutter erhielt ich die besorgte Meldung, daß Schmeitzner bisher nicht gezahlt hat: es wäre schrecklich, wenn der Prozeß weiter gehn, bzw. die Subhastation usw. beantragt werden müßte. Der Juni war der festgesetzte Termin der Zahlung. Mein Onkel, der die ganze Sache übernommen hatte, liegt auf den Tod krank.

Bitte, sende mir wieder 500 Fr. hier herauf. Deiner vortrefflichen Frau mich herzlich anempfehlend in alter Liebe Dein

F. N.

An Peter Gast

Sils-Maria, 23. Juli 1885

Lieber Freund,

darauf hätte ich wetten mögen, daß Sie auf Ihren „Notschrei“brief in dieser Weise selber antworten würden, wie es heute durch Ihre Karte geschieht — zu meiner großen Freude, wie ich gerne eingesteh. Aus meinem eignen Briefschreibe-Leben kenne ich das Phänomen nur zu gut, welches ich „Selbstbeantwortung“ nenne; ebenso, daß man eine Dummheit und noch dazu eine Unzartheit begeht, wenn man, als Adressat eines Briefes, durch eine geschwinde Beileidsbezeugung sich zwischen diese natürliche „Auslösung“ (Herstellung der persönlichen Souveränität) drängt. Ecco! Geredet wie ein Pedant! — aber gefühlt wie ein Freund, glauben Sie's mir! —

Ich notierte mir gestern, zur eignen Bestärkung

auf dem einmal eingeschlagenen Wege des Lebens, eine Menge Züge, an denen ich die „Vornehmheit“ oder den „Adel“ bei Menschen herauswittere – und was, umgekehrt, alles zum „Pöbel“ in uns gehört. (In allen meinen Krankheitszuständen fühle ich, mit Schrecken, eine Art Herabziehung zu pöbelhaften Schwächen, pöbelhaften Milden, sogar pöbelhaften Tugenden – verstehen Sie das? O Sie Gesunder!) Vornehm ist z. B. der festgehaltene frivole Anschein, mit dem eine stoische Härte und Selbstbeziehung maskiert wird. Vornehm ist das Langsamgehen, in allen Stücken, auch das langsame Auge. Wir bewundern schwer. Es gibt nicht zuviel wertvolle Dinge; und diese kommen von selber und wollen zu uns. Vornehm ist das Ausweichen vor kleinen Ehren, und Mißtrauen gegen den, welcher leicht lobt. Vornehm ist der Zweifel an der Mitteilbarkeit des Herzens; die Einsamkeit nicht als gewählt, sondern als gegeben. Die Überzeugung, daß man nur gegen seinesgleichen Pflichten hat und gegen die andern nach Gutdünken verfährt; daß man sich immer als einen fühlt, der Ehren zu vergeben hat, und selten jemandem zugesteht, daß er Ehren gerade für uns auszuteilen habe; daß man fast immer verkleidet lebt, gleichsam inkognito reist, – um viel Scham zu ersparen; daß man zum otium fähig sei, und nicht nur fleißig wie Hühner: – gackern, eierlegen und wieder gackern und so fort. Und so fort! alter Freund, ich ermüde Ihre Geduld, aber Sie erraten gewiß, was mir an Ihrem Leben gefällt und Freude macht, und was ich immer fester unterstrichen wünschte.

[...] Daß ich den ‚endlichen‘ d. h. bestimmt gestalteten Raum für unabweislich im Sinne einer mechanistischen Weltausdeutung halte und daß die Unmöglichkeit einer Gleichgewichtslage mir mit der Frage,

wie gestaltet der Gesamtraum ist – gewiß nicht kugelförmig! – zusammenzuhängen scheint, das habe ich Ihnen schon mündlich erzählt.

Meine Gesundheit beunruhigend unsicher; irgendeine kardinale Gefahr. Frau Röder ist seit einem halben Monat fort, bene merita! Sie hat mir über einen bösen Monat weggeholfen, mit der allerbesten Gesinnung.

Heiß, unsinnig heiß auch hier.

Ihr Freund

N.

An Peter Gast

Nizza, 10. Dezember 1885

Lieber Freund,

vielleicht kommt ein an Sie nach Wien abgesandter Brief doch noch in Ihre Hände (vorausgesetzt, daß Sie daselbst, Hauptpost poste restante, Ihre Annaberger Adresse aufgegeben haben oder aufgeben wollten). Zuletzt wundere ich mich über einen geheimen „Parallelismus“ unsrer diesjährigen Erlebnisse und voyages en zigzag, bis zu dem Grade, daß ich mich fast darüber freue: – am Ende nämlich ist ein großes Gefühl von Ruhe und sanfter Gleichgültigkeit über mich gekommen, von dem ich wünsche, daß es auch Ihre Belohnung sein möchte. Es ist jetzt niemand in Deutschland, der weiß, was ich will oder daß ich etwas will oder gar daß ich davon schon ein genügendes Teil erreicht habe, – niemand, dem meine „Sachen“ recht von Herzen Vergnügen oder Besorgnis und Not oder irgend etwas machten –. Nun, vielleicht ist dies zu wissen eine unschätzbare Einsicht, mit ihr ist man den Gärten Epikurs ganz nahe gekommen, vor allem aber sich selber, – man springt nach dieser Einsicht mit einem mutwilligen Sprunge

zu sich selber zurück. Fahren wir fort, das zu machen, was uns wohltut, wobei wir es bei uns selber zu einem guten Gewissen bringen: der Rest ist Schweigen oder gloria, „wie es Gott will“ – [...]

Ihr

N.

1886

An Erwin Rohde

Nizza, 23. Februar 1886

Lieber alter Freund,  
 meine Mutter hat mir kürzlich Deine Berufung nach Leipzig gemeldet: ich habe lange keine solche Freude gehabt, wie bei dieser Nachricht! Seitdem male ich mir immer und immer wieder aus, daß dieses Jahr uns zusammen bringen muß. Vielleicht, daß es sich schon für den Frühling einrichten läßt; und am allerliebsten wäre ich bei Deiner Einführung Augen-, Ohren- und Herzenszeuge. Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie sehr mich diese Hoffnung streichelt und erquickt. Vorigen Herbst war ich etwas in Leipzig, wie zum Vorgeschmack: ach, still, versteckt beinahe, fast immer für mich, aber wie von lauter Erinnerungen an Dich und unsre alte Gemeinschaft an diesem Orte gewärmt. Der Zufall wollte, daß ich etwas von dem Projekt, das Dich betraf, zu hören bekam: unmittelbar vor der Sitzung, in der die ganze Angelegenheit zum ersten Male ins Auge gefaßt wurde, war ich mit Heinze und Zarncke zusammen. Mir ist es wie ein Traum, daß ich auch einmal so eine Art von hoffnungsvollem Tiere gewesen bin, philologus inter philologos. Es hat sich nichts erfüllt: oder, wie Ihr vielleicht unter Euch jetzt sagt, „er hat nichts erfüllt“. Zu alledem bin ich an Freunden nicht reicher geworden: das Leben hat mir die Pflicht immer mehr

mit der furchtbaren Nebenbedingung ihrer einsamen Erfüllung vorgestellt. Es ist schwer, mir nachzufühlen; ich setze beinahe voraus, selbst bei Bekannten, jetzt im groben mißverstanden zu sein, und bin für jede Art Feinheit der Interpretation, ja für den guten Willen zur Feinheit schon von Herzen erkenntlich. Ich bin ein Esel, es ist kein Zweifel. Alter lieber Freund Rohde, es scheint mir, Du verstehst Dich besser auf das Leben, dadurch daß Du Dich hingestellt hast; während ich es immer mehr von ferne sehe – vielleicht auch immer deutlicher, immer schrecklicher, immer umfänglicher, immer anziehender. Aber wehe mir, wenn ich einmal diese Entfremdung nicht mehr aushalte! Man wird alt, man wird sehnsüchtig, schon jetzt habe ich, wie jener König Saul, Musik nötig – der Himmel hat mir zum Glück auch eine Art David geschenkt. Ein Mensch, der mir gleich geartet ist, profundement triste, kann es auf die Dauer nicht mit Wagnerischer Musik aushalten. Wir haben Sünden, Sonne „um jeden Preis“, helle, harmlose, unschuldige Mozartische Glücklichkeit und Zärtlichkeit in Tönen nötig. Eigentlich sollte ich auch Menschen um mich haben, von derselben Beschaffenheit, wie diese Musik ist, die ich liebe: solche, bei denen man etwas von sich ausruht und über sich lachen kann. Aber nicht jeder kann suchen, der finden möchte, – da sitze ich denn und warte und es kommt nichts, und schon weiß ich nichts Besseres, als meinem alten Freunde davon zu erzählen, daß ich allein bin.

Vor mir liegt Dein letzter Brief, es ist möglich, daß ich eben erst auf ihn antworte, obwohl ein ziemliches Stück Zeit dazwischen weggeflossen ist (der Brief ist vom 22. Dezember 1883). Nimm fürlieb mit Deinem schweigsamen Freunde, der es in vielem Be-

trachte schwer hat und sich davor fürchten gelernt hat, den Mund aufzumachen. Ehe man sich's versieht, fährt eine Klage heraus, – und es gibt nichts Dümmeres auf Erden als klagen. Es erniedrigt uns, selbst bei den besten Freunden.

Gib mir ein Wort hierher, zum Beweise dafür, daß Du mich noch lieb hast, alter Freund Rohde. Und nochmals, ich freue mich über Dein Glück mehr als über mein eigenes. Grüße Deine Frau von dem unbekanntem Bär und Einsiedler und streichle Deine Kinder in meinem Namen.

In Liebe

Dein getreuer Freund

Nietzsche.

An Irene v. Seydlitz

Venedig, den 7. Mai 1886

Verehrte Freundin,

nichts konnte liebenswürdiger sein als die Intention Ihres Briefes an mich, – der mich aufforderte, an mich selbst zu denken. Aber gerade das geht, wie es scheint, über meine Kräfte, dank einer lebenslänglichen Verwöhnung: es gab in diesem Winter so viel anderes zu denken, es lag so viel anderes und lauter so Schweres auf mir, daß ich nicht einmal Zeit hatte, an mich zu denken, wozu Ihre Zeilen in der Tat die freundschaftlichste Aufforderung enthielten. Nehmen Sie das alles wörtlich, so verrückt es auch klingen mag. Aber ein Mensch wie ich ist in sein Problem – in seine „Aufgabe“, sagt man wohl? – gespannt wie in ein schönes altertümliches Folterwerkzeug: hat man's wieder einmal „überstanden“, nun, so ist man doch für eine längere Zeit kaput. Zum Beispiel jetzt: ein Manuskript mit dem böartigen Titel „Jenseits von Gut und Böse“ ist das eine Resultat des Win-

ters; das andere – liegt hier in Venedig, ich selber, jenseits vielleicht von Gut und Böse, aber nicht von Ekel, Langeweile, malinconia und Augenschmerzen. –

Diesen Winter sah ich öfter einmal den Namen meines Freundes Seydlitz in der Neuen freien Presse oder anderswo – sehr siegreich, wie mir schien? – Ich glaube von einem Auftrage für Bologna gelesen zu haben? Dies gab mir die Vorstellung, als ob Sie miteinander vielleicht südliche Pläne planten. Und darf ich wissen, wo Sie sich vor der großen Hitze verstecken wollen? – Zuletzt bitte ich, nicht erstaunt zu sein, mich plötzlich einmal in München auftauchen zu sehn, „durchreisendamente“, um italienisch zu sprechen. Dies Jahr muß ich meiner Mutter etwas zu Hilfe kommen, daß sie den Verlust ihres andren Kindes nicht gar zu schwer trägt. Übrigens sind die Nachrichten gut, die Seefahrt war glänzend. –

Seien wir guter Dinge! (Erste Bedingung des ewig-Weiblichen nach meiner façon: lachen-können, im Kopfe lauter dummes Zeug.)

Dankbar und ergeben

Ihr

Fridericus Nux Crux

Lux Dux etc.

An Peter Gast

Sils-Maria, 20. Juli 1886

Lieber Freund,

es macht mir große Freude, daß Sie auch meinem neuesten Buche Geschmack abzugewinnen wissen: freilich werden Sie damit sehr vereinzelt bleiben, – aber ich habe doch den Trost, gelegentlich einmal sagen zu können „wenn ihr anderen nichts an meinen Schriften habt, so liegt es wahrscheinlich daran, weil ihr nicht genug für dieselben getan habt!“ Was für

Not haben Sie dagegen schon durch mich gehabt, mein werter Verbesserer, Orthograph und Mitarbeiter! Es ist mehr als billig, daß Sie meine Dinge besser zugänglich finden als irgend jemand: dafür sind Sie ihnen auch mehr entgegengekommen, als alle meine Herrn Freunde!

Die Schwierigkeit, die es diesmal für mich hatte, zu reden (noch mehr: den Ort zu finden, von wo aus ich reden konnte), nämlich unmittelbar nach dem „Zarathustra“, werden Sie mir reichlich nachgeföhlt haben: aber jetzt, wo das Buch ziemlich deutlich vor mir steht, scheint es mir, daß ich die Schwierigkeit ebenso schlaue als tapfer überwunden habe. Um von einem „Ideal“ reden zu können, muß man eine Distanz und einen niedrigeren Ort schaffen: hier kam mir der früher vorbereitete Typus „freier Geist“ trefflich zu Hilfe. —

So viel von mir. Nun aber Ihre Andeutung in betreff einer Zukunft „da unten“: nein, was mich dieser Gedanke froh macht! — und mindestens ebenso sehr per se, als etwa per me (was Sie mir glauben müssen!). Mitte September gehe ich von hier aus nach Genua, um, zusammen mit dem braven und herzenguten, aber ein wenig melancholischen Lanzky, erst Rapallo und Santa Margherita, dann die Umgebung Genuas, dann Alassio und andre kleine Rivieraorte sorgfältig zu besichtigen und, je nachdem, an einem derselben hängenzubleiben oder in Nizza zu landen. Für den Fall, daß Sie Ihrerseits den gleichen Gang machen, stehen wir natürlich zur Disposition; aber vorausgesetzt, daß Ihnen eine einsame Besichtigung der genannten Orte rätlicher scheint, würde ich mir erlauben, Ihnen ein paar Adressen für billige Standquartiere zu senden. In Rapallo z. B. (von wo aus Sie Santa Margherita und Portofino

studieren können) das billige kleine Albergo della Posta, ganz am Meere, in dem der erste Teil Zarathustra niedergeschrieben wurde. Ah, welche Freude wäre es für mich, den Cicerone dort und in Genua machen zu dürfen –, und alle meine modesten Traktorien müßten Sie probieren! Und auf den düsteren Bastionen stiegen wir herum, und tranken, auf meinem Belvedere in Sampierdarena, ein Glas Monteferrato! Wirklich, ich weiß nichts, worauf ich mich so sehr freuen könnte. Es ist ein Stück meiner Vergangenheit, dies Genueser Stück, vor dem ich Respekt habe... es war furchtbar einsam und streng. –

Lanzky schreibt, am Schluß des letzten Briefs: „Ach, was ich durstig bin nach Licht und Meer und tiefer Stille zu Zweien und kindlicher Freude am Einfachen!“ – ein sehr frommer Wunsch bei einem älteren Menschen. –

Hier, in Sils, bin ich noch nicht recht in Ordnung: die Gesundheit verträgt diese kolossalen Sprünge nicht. Auch okkupierrt der Druck des Buchs mich bis ins Lästige; eine wirkliche Freiheit (und die Erlaubnis, etwas Neues zu denken) gibt es erst mit dem ersten fertigen Exemplare. Also vielleicht in drei Wochen. Für die 4. Umschlagseite habe ich eine andre Disposition treffen müssen (– die Verständigung zwischen Schmeitzner und Fritsch ist hoffentlich sehr bald erreicht: vorausgesetzt, daß Schmeitzner nichts davon erfährt, inwiefern ich bereits über Fritschens Absichten unterrichtet bin).

– Komisch! Man hat gut sich wehren gegen Frauenemanzipation: schon ist wieder ein Mustere exemplar eines Literaturweibchens bei mir angelangt, Miß Helen Zimmern (als welche die Engländer mit Schopenhauer bekannt gemacht hat), – ich glaube sogar, sie hat „Schopenhauer als Erzieher“ übersetzt. Natur-

lich Jüdin: — es ist toll, wie sehr diese Rasse jetzt die „Geistigkeit“ in Europa in den Händen hat (— sie hat mich heute des Längeren schon über ihre Rasse unterhalten). —

— Seien Sie nicht böse, aber Ihr herrliches Adagio hat sich bei mir inzwischen umgetauft: nicht mehr solenne, sondern Adagio amoroso. Ich will schwören, daß dies Epitheton nicht nur ornans ist. —

— Die beiden Engländerinnen, die alte Mansuroff, und zwei Drittel der vorigen Sommergesellschaft von Sils sind wieder da. Inzwischen habe ich aber Göschenen ins Auge gefaßt, für andere Jahre. Sie werden daran vorbei müssen: Station des Gotthardtunnels. Vielleicht sehen Sie sich's an? —

In herzlicher Gesinnung

Ihr Freund

N.

In den folgenden Briefen zieht Nietzsche das Fazit seines Aufenthaltes in Deutschland während der Monate Mai und Juni. In Venedig liest er zufällig, daß sein Freund Rohde den Ruf nach Leipzig angenommen habe. Die Erinnerung an den Freund und die gemeinsamen Leipziger Jugendjahre wird so mächtig in ihm, daß er mit der ihm eigenen Plötzlichkeit des Entschlusses sogleich nach Leipzig fährt. Er trifft Rohde im ungünstigsten Augenblick: bereuend, Tübingen verlassen zu haben, angewidert von Leipzig, schon wieder auf dem Sprunge nach Heidelberg. Es gibt keinen einzigen Augenblick des Verstehens. An Overbeck schreibt Rohde von dem Eindruck, den Nietzsche auf ihn macht: „Eine unbeschreibliche Atmosphäre der Fremdheit, etwas mir damals völlig Unheimliches, umgab ihn. Es war etwas in ihm, was ich sonst nicht kannte, und vieles nicht mehr, was sonst ihn auszeichnete. Als käme er aus einem Lande, wo sonst niemand wohnt.“

Dabei ist Rohde damals auf der Höhe seiner Produktivität, und in seiner Wissenschaft ein kühner Neuerer. Er

liest über Homer. „Nicht wenig Gutes und Originelles muß er zuerst in seinem Leipziger Hörsaal ausgesprochen haben, wo sich gelegentlich unter dem Studentenvolk das aristokratische Denkerantlitz Nietzsches zeigte. Manche Abschnitte aus dem ersten Teil der Psyche und der sie ergänzenden Aufsätze sind damals im Keim entstanden.“ (Vgl. O. Crusius, Erwin Rohde S. 152.) – Nietzsche aber schreibt aus Naumburg am 31. Mai an die Schwester:

„Rohde habe ich in Leipzig im Kolleg gehört; auch da aber sagte ich mir schließlich ‚ich tausche heute mit niemandem mehr.‘ – Und Leipzig ist keine Zufluchts- und Ausruhestätte für mich, – so viel ist klar.“

An die Schwester

Leipzig, 14. Juni 1886

Meine geliebte Schwester.

In diesen Tagen kam mir unsere gemeinsame Wanderung zu Credner im letzten Herbst in den Sinn, die zunächst so aussichtsvolle Folgen zu haben schien, schließlich aber doch erfolglos geblieben ist. Wenn ich nun auch über meine letzte Schrift, wie ich Dir schon schrieb, anderweitig verfügt habe (es sind schon fünf Bogen im Druck fertig), so bleibt doch immer die Schwierigkeit bestehen, von Schmeitzner loszukommen. Es ist jetzt Aussicht dazu vorhanden, aber es ist hart, Verlegern gegenüber die tausendfachen Irrtümer und Dummheiten, die sich wie ein dicker Nebel um alle meine Schriften gelegt haben, selbst zerreißen zu sollen, – und noch härter, daß sich keiner meiner alten Freunde bemüht, mir dies abzunehmen. Die einzige, die es, seit ich kein Amt und deshalb auch keine Autorität mehr habe, versucht hat, mir meine Verlegersorgen abzunehmen, bist Du und Heinze – das soll Euch nie vergessen werden! – Jedenfalls muß ich mich jetzt selbst verteidigen. Glaubst

Du vielleicht, daß es einer der alten Freunde tut, z. B. Overbeck? Er denkt nicht daran! Gewiß, es wäre Ehrensache meiner Freunde, für meinen Namen und weltliche Sicherheit tätig zu sein und mir eine Burg zu bauen, wo ich gegen grobe Verkennung bewahrt wäre: ich selbst dürfte keinen Finger mehr dafür rühren, – aber sie fühlen dies nicht! Weder Rohde noch Overbeck haben die blasseste Vorstellung, worum es sich bei mir handelt, geschweige ein Gefühl der Pflicht gegen mich. In dieser Universitätsluft entarten die besten; ich fühle fortwährend als Hintergrund und letzte Instanz, selbst bei solchen Naturen wie Rohde und Overbeck, die allgemeine verfluchte „Wurschtigkeit“ und den vollkommenen Mangel an Glauben. Dafür, daß einer wie ich von Kindheit an zwischen Problemen lebt, über die man schweigt und denen man gern entlaufen möchte – wer hätte dafür ein Mitgefühl? – Wagner hatte es; und deshalb war Tribschen eine solche Erholung für mich, während ich jetzt keinen Ort, keinen Menschen habe, der zu meiner Erholung taugte.

Deine Pläne, Vorlesungen an einer Universität zu halten, habe ich aufgegeben, – aufgeben müssen, angesichts meiner hiesigen Erlebnisse. Es ist hart, ja geradezu verrückt, daß ein Mensch, der für die reichste und umfänglichste Wirksamkeit geboren ist und sein Bestes in ausgesuchten Seelen niederlegen und einpflanzen könnte, dazu verurteilt wird, mit seinen halbblinden Augen Literatur zu machen – nur um überhaupt wirken zu können. Aber es ist hier unmöglich, an irgendwelche persönliche Wirksamkeit zu denken. Rohde gibt mir merkwürdige Einblicke in die Interna der Leipziger Universität. Er ist äußerst unzufrieden und hat bereits einen Ruf nach Heidelberg angenommen. Unsre Unterhaltungen sind

nicht erfreulicher Art, es fehlt der innerste Zusammenklang. – Um Dir einen Begriff zu geben: das einzige, worin die vollste Übereinstimmung zwischen uns herrscht, ist unsregemeinsame Abneigung gegen Frau Overbeck [...] Auf Overbeck hält er große Stücke, – ich auch! sehr große Stücke! Aber ich möchte doch, daß mich Rohde nicht mit Overbecks Augen sähe. Wenn mich Overbeck nicht versteht, trotzdem er sich redliche Mühe gibt (wofür ich ihm immer dankbar sein werde), so darf ich mich nicht beklagen: er kann es nicht, es liegt nicht in seiner Art. Aber wenn Rohde Overbecks Anschauungen über mich annimmt, so ist das sehr bitter: er könnte anders. Ich will Geduld haben! „Einst wird kommen der Tag!“ Vielleicht?!

Im übrigen klage nicht, daß ich Leipzig aufgebe; in einem falschen Milieu leben, richtet mich physisch unfehlbar zugrunde. Hier ist aber das geistige Klima, ebenso wie das wirkliche, für mich unmöglich; unausstehlich lähmend! Ich bin unlustig zum Arbeiten oder Besuche zu machen. Es ist aber Geduld bis Ende der Woche nötig, da ich eine Orchesteraufführung Gastscher Musik bis dahin im Werke habe. Auch Widemann hat mich, von Dresden aus, besucht und läßt schön grüßen.

Von der Gesundheit im allgemeinen sage ich nichts – oder wenn ich jetzt sage: ich bin krank, so meine ich etwas Anderes, Schwereres (die Gesundheit ist ganz „ordentlich“, wie man in Basel sagt), zum Beispiel das Gefühl der ungeheuren Verantwortung, die auf mir liegt, oder auch, daß ich niemand mehr von den alten Freunden habe, auf den sich mein Herz verlassen kann. – Und das Lama lief davon! Ich bin allein!

In alter Liebe

Dein Bruder.

An die Schwester

Sils-Maria, 8. Juli 1886

Mein liebes, liebes Lama.

... Inzwischen ist mir der Gedanke, in Leipzig oder München dauernd zu leben, wieder ganz fremd geworden: ich muß zu viel von meinem Stolze zusetzen, um in solchen Kreisen leben zu können; und zuletzt, wenn ich mich noch so sehr „erniedrige“, so erreiche ich damit nicht den heiteren getrosten Mut und das Selbstvertrauen, welches mir zur Fortsetzung meines Lebenswegs nötig ist und immer noch eher in Sils und in Nizza wächst, als in den genannten Orten. Was habe ich bei meinem letzten Aufenthalte in Deutschland wieder für Demütigungen und Dummheiten herunterzuschlucken müssen, ohne daß es die „Freunde“ auch nur ahnten! Nein, sie sind mir allesamt „wohlgesinnt“. Ich habe Stunden einer seelischen Depression erlebt, die mir in wahrhaft schauerlicher Erinnerung sind. Die demütigenden Erlebnisse des Herbstes 1882, die ich beinah vergessen hatte, kamen mir wieder in den Sinn und die beschämende Erinnerung, welche Art Menschheit ich schon als meinesgleichen behandelt habe! – Auf Schritt und Tritt begegnete ich entgegengesetzten Empfindungen, – zu meiner Verwunderung nicht über Richard Wagner. Auch Rohde lehnt den Parsifal ab. –

Wo sind jene alten Freunde, mit denen ich mich ehemals so eng verbunden fühlte? Es ist jetzt, als ob wir verschiedenen Welten angehörten und nicht mehr dieselbe Sprache redeten! Wie ein Fremder, Ausgestoßener wandle ich unter ihnen, kein Wort, kein Blick erreicht mich mehr. Ich verstumme –, denn niemand versteht meine Worte – ach sie haben mich wohl nie verstanden! – oder trägt das gleiche Schicksal, die gleiche Last auf der Seele. Es ist furchtbar, zum

Schweigen verurteilt zu sein, wenn man so viel zu sagen hat [— — —] Bin ich zur Einsamkeit geschaffen oder dazu, niemanden zu haben, dem ich mich mitteilen kann? — Die Unmittelbarkeit ist in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen, die Verschiedenheit ist die Maske, welche eiserner ist als jede eiserne Maske — und es gibt nur inter pares vollkommene Freundschaft. Inter pares! Ein Wort, das trunken macht; so viel Tröst, Hoffnung, Würze, Seligkeit schließt es für den in sich, welcher immer notwendig allein war; für einen, der „verschieden“ ist — der niemandem begegnet ist, welcher gerade ihm gehörte, ob er schon ein guter Sucher war, der auf vielerlei Wegen gesucht hat, der im Verkehr immer der Mensch der wohlwollenden und heiteren Verstellung, der gesuchten und oft gefundenen Anähnlichung sein mußte und jene gute Miene zum bösen Spiele aus allzulanger Erfahrung kennt, die Leutseligkeit heißt, — mitunter freilich auch jene gefährlichen, herzerreißenden Ausbrüche aller verhehlten Unseligkeit, aller nicht erstickten Begierde, aller aufgestauten und wild gewordenen Ströme der Liebe, — den plötzlichen Wahnsinn jener Stunden, wo der Einsame einen Beliebigen umarmt und als Freund und Zuwurf des Himmels und kostbarstes Geschenk behandelt, um ihn eine Stunde später mit Ekel von sich zu stoßen, mit Ekel nunmehr vor sich selbst, wie beschmutzt, wie erniedrigt, wie sich selbst entfremdet, wie an seiner eigenen Gesellschaft krank. Ein tiefer Mensch braucht Freunde: es wäre denn, daß er seinen Gott noch hat. — Und ich habe weder Gott noch Freunde! Ach meine Schwester, was Du so nennst, das waren wohl einmal Freunde — aber jetzt?! z. B. [— — —]

Verzeih diesen Ausbruch der Leidenschaft, aber daran ist nur mein Aufenthalt in Deutschland schuld,

von welchem ich jedesmal mit Erbitterung in mir zu-  
trüglichere Gegenden zurückkehre. (Übrigens das ge-  
genwärtige Basel und vorzüglich\*\*\*s gehören durch-  
aus zu diesem Begriff „Deutschland“.) –

Nun sollte ich mir einmal wieder etwas Ruhe gön-  
nen: denn die seelische und geistige Spannung der  
letzten Jahre war zu stark, und mein Temperament  
hat sich verschärft und verdüstert. Meine Gesundheit  
ist in Wahrheit ganz normal – nur die arme Seele ist  
so verletztlich und so sehnsüchtig nach guten Freun-  
den, nach Menschen, „die mir gleich sind“. Verschaff  
mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören  
und verstehen wollen – und ich bin gesund! – –

Hier ist alles beim Alten: die beiden Engländerin-  
nen und die musikalische alte Russin sind wieder  
hier, letztere diesmal sehr leidend. Für den Oktober  
ist das Zusammenkommen mit X verabredet. Inzwi-  
schen wird darauf losgedruckt: was mich doch auf-  
recht hält, und unterhält, wie sehr ich auch bisher  
noch bei unleidlicher Verfassung und Stimmung ge-  
wesen bin, was Du, mein gutes Lama, wohl gemerkt  
haben wirst. Verbrenne diesen Brief, wie Du schon  
manchen anderen verbrannt hast. Das Engadin wird  
mir aber meine gute Laune sicher bald wieder zurück-  
geben und dann sollst Du einen ganz lieblichen und  
holdseligen Brief haben von Deinem Fritz.

An Franz Overbeck

Sils-Maria, Sommer 1886

Lieber Freund,

auch ich hätte dieses Jahr sehr gern Dich wieder-  
gesehen: aber ich sehe schon, daß es nichts wird. Mein  
Wille, den Sommer über im Thüringer Wald, den  
Herbst in München zu verleben, scheidert an der  
force majeure (oder mineure) meiner Gesundheit.

Das Leben im jetzigen Deutschland ist mir gänzlich unzutraglich, es wirkt vergiftend und lähmend auf mich; und meine Menschenverachtung wächst jedesmal dort in gefährlichen Proportionen. Mit Deinem guten Willen zum „Außerhalb“ und „a parte“, wie er deutlich aus Deinem Plane der Wohnungsveränderung hervorgeht, bin ich deshalb gründlich einverstanden: Deine Lage in Basel, wahrlich nicht zu beneiden, aber mindestens auch nicht zu bejammern, hat etwas Vorsichtiges und Feines, das Du nicht leicht wo anders wieder finden könntest. Schade, daß dieser Ort mir klimatisch so unmöglich ist: denn mit wem redete ich jetzt lieber meine Dinge als mit Dir und Burckhardt? Auch bin ich wirklich den Baslern gewogen: und es freut mich immer, einem Basler zu begegnen (wie es dieser Tage wieder der Fall war: und jedesmal fällt mir auf, wie imprägniert mit dem Burckhardtschen Geiste und Geschmacke alles ist, was von dorthier kommt: natürlich vorausgesetzt, daß etc. etc.) Zuletzt aber danke ich Gott (richtiger: meiner Krankheit, und, zu einem sehr guten Teile, Dir, lieber Freund!) daß ich nicht mehr dort bin. In einem falschen Milieu leben und seiner Lebensaufgabe ausweichen, wie ich es tat, solange ich Philologe und Universitätslehrer war, richtet mich physisch unfehlbar zugrunde; und jeder Fortschritt auf meinem Wege hat mich bisher auch der Gesundheit im leiblichsten Sinne nähergebracht. Jede Reise nach Deutschland war deshalb bisher immer ein Rückfall, eine Schwächung meiner Kräfte: leider waren solche Reisen aus diesem oder jenem Grunde immer nötig. Mit meiner letzten (deren schlimme Nachwirkungen ich bis jetzt noch nicht überwunden habe) bin ich andererseits zufrieden, weil mehreres durch dieselbe, wenn nicht in Ordnung, so doch in Klarheit gebracht

worden ist (und weil, hoffentlich, solche Reisen nunmehr immer seltner werden dürfen –). Meine Mutter fand ich, zu meiner großen Beruhigung, heiterer, tätiger und selbstgewisser als je in ihrem hübschen Neste: wir wollen uns kleine Rendezvous vereinbaren, etwa in der Schweiz, da gegen Naumburg leider sich das gleiche einwenden läßt, wie gegen Basel – es ist mir nachteilig, von Kindesbeinen an. (Beiläufig: mein Zukunftsort wird wahrscheinlich, für Frühling und Sommer, Göschenen sein.)

Fritsch hat sich bisher noch nicht mit Schm. verständigen können, aber vielleicht kommt es doch noch dazu, da F. großen Wert darauf zu legen scheint, den „ganzen Nietzsche“, so wie den ganzen Wagner in seinem Verlag zu haben: eine Nachbarschaft, die auch mir von Grund aus wohltut. Denn, alles in allem gerechnet, war R. W. der einzige bisher, mindestens der erste, der ein Gefühl davon gehabt hat, was es mit mir auf sich habe. (Wovon z. B. Rohde, zu meinem Bedauern, auch nicht die blasseste Vorstellung zu haben scheint, geschweige denn ein Gefühl von Pflicht gegen mich.) In dieser Universitätsluft entarten die Besten: ich spüre fortwährend als Hintergrund und letzte Instanz, selbst bei solchen Naturen wie R. eine verfluchte allgemeine Wurschtigkeit und den vollkommenen Mangel an Glauben zu ihrer Sache. Dafür, daß einer (wie ich) diu noctuque incubando von frühester Jugend an zwischen Problemen lebt und da allein seine Not und sein Glück hat, wer hätte dafür ein Mitgefühl! R. Wagner, wie gesagt, hatte es: und deshalb war mir Tribschen eine solche Erholung, während ich jetzt keinen Ort und keine Menschen mehr habe, die zu meiner Erholung taugten. – Meine Verhandlungen mit allen möglichen Verlegern haben mir schließlich einen einzigen Ausweg gezeigt, den

ich jetzt gehe. Ich mache den Versuch, etwas auf meine Unkosten erscheinen zu lassen: gesetzt, es werden 300 Exempl. verkauft, so habe ich die Kosten heraus und kann das Experiment eventuell wiederholen. Die Firma C. G. Naumann gibt ihren sehr achtungswerten Namen dazu her. Dies unter uns. Die Vernachlässigung durch Schm. war ungeheuer: seit 10 Jahren keine Exempl. an Sortimenten verteilt, ebensowenig Redaktionsexemplare; nicht einmal ein Kommissionslager in Leipzig; keine Anzeigen, – kurz, meine Schriften von „Menschl. Allzum.“ an, sind „anecdota“. Von „Zarathustra“ sind je 60–70 Exempl. verkauft etc. etc. Schm.'s Entschuldigung ist immer: daß seit 10 Jahren keiner meiner Freunde mehr den Mut habe, für mich einzutreten. Er will 12500 Mark für meine Schriften. Die Deinigen hofft er in Dresden zu verkaufen, wie Fritzscherzählt. – Geld glücklich angelangt.

In Treue Dein Freund

N.

An Franz Overbeck

Sils-Maria, 5. August 1886

Lieber Freund,  
 eine Mitteilung und eine Bitte! – Eben telegraphiert mir Fritzscher aus Leipzig „Endlich im Besitz!“ – Worte, die mir große Freude machen. Ein verhängnisvolles Versehen aus meiner Basler Zeit (etwas „zu viel Vertrauen“, wie so oft in meinem Leben) ist damit ad acta gelegt. Wie gut, daß ich diesen Frühling nach Deutschland ging! Dasselbe habe ich noch einmal zu sagen, in Hinsicht darauf, daß ich meine Lage gegenüber Verlegermöglichkeit und Publikum mir ad oculus demonstrierte; auch daß ich persönlich mit dem ausgezeichneten Brüderpaar Naumann verhandelte. Das neue Buch, ein Resultat, welches

aus der Ferne gar nicht hätte erreicht werden können, ist eben fertig geworden; der Auftrag, ein Exemplar an Dich nach Basel abzusenden, ist bereits seit einigen Tagen ergangen. Nun kommt die Bitte, alter Freund: lies es, von vorne nach hinten, und laß Dich nicht erbittern und entfremden — „nimm alle Kraft zusammen“, alle Kraft Deines Wohlwollens für mich, Deines geduldigen und hundertfach bewährten Wohlwollens, — ist Dir das Buch unerträglich, so doch vielleicht hundert Einzelheiten nicht! Vielleicht auch, daß es dazu beiträgt, ein paar erhellende Lichter auf meinen Zarathustra zu werfen: der deshalb ein unverständliches Buch ist, weil er auf lauter Erlebnisse zurückgeht, die ich mit niemandem teile. Wenn ich Dir einen Begriff meines Gefühls von Einsamkeit geben könnte! Unter den Lebenden so wenig als unter den Toten habe ich jemanden, mit dem ich mich verwandt fühlte. Dies ist unbeschreiblich schauerlich; und nur die Übung im Ertragen dieses Gefühls und eine schrittweise Entwicklung desselben von Kindesbeinen an macht mir's begreiflich, daß ich daran noch nicht zugrunde gegangen bin. — Im übrigen liegt die Aufgabe, um derentwillen ich lebe, klar vor mir — als ein factum von unbeschreiblicher Traurigkeit, aber verklärt durch das Bewußtsein, daß Größe darin ist, wenn je der Aufgabe eines Sterblichen Größe eingewohnt hat. —

— Ich bleibe hier bis Anfang September.

Treulich Dein F. N.

An Malwida von Meysenbug

Sils-Maria, 24. September 1886

Verehrte Freundin.

Letzter Tag in Sils-Maria; alle Vögel bereits fortgeflogen; der Himmel herbstlich-düster; die Kälte

wachsend, – also muß der „Einsiedler von Sils-Maria“ sich auf den Weg machen.

Nach allen Seiten habe ich noch Grüße ausgeschiedt, wie jemand, der auch mit seinen Freunden die Jahresabrechnung macht. Dabei ist mir eingefallen, daß Sie seit lange keinen Brief von mir haben. Eine Bitte um Ihre Adresse in Versailles, welche ich brieflich an Fräulein B. Rohr in Basel ausgesprochen hatte, ist mir leider nicht erfüllt worden. So sende ich denn diese Zeilen nach Rom: wohin ich auch vor kurzem ein Buch adressiert habe. Sein Titel ist „Jenseits von Gut und Böse, Vorspiel einer Philosophie der Zukunft! (Verzeihung! Sie sollen es nicht etwa lesen, noch weniger mir Ihre Empfindungen darüber ausdrücken. Nehmen wir an, daß es gegen das Jahr 2000 gelesen werden darf...)

Für Ihre gütige Erkundigung bei meiner Mutter, von der ich dieses Frühjahr hörte, danke ich Ihnen von Herzen. Ich war gerade in übler Verfassung: die Wärme, an die ich Gletschernachbar nicht mehr gewöhnt bin, erdrückte mich beinahe. Dazu fühle ich mich in Deutschland wie von lauter feindlichen Winden angeblasen, ohne irgendwelche Lust oder Verpflichtung zu spüren, meinerseits dagegen zu blasen. Es ist einfach ein falsches Milieu für mich. Was die Deutschen von heute angeht, geht mich nichts an, – was natürlich kein Grund ist, ihnen gram zu sein. –

So hat sich denn der alte Liszt, der sich aufs Leben und Sterben verstand, nun doch noch gleichsam in die Wagnersche Sache und Welt hinein begraben lassen: wie als ob er ganz unvermeidlich und unabtrennlich hinzugehörte. Dies hat mir in die Seele Cosimas hinein weh getan: es ist eine Falschheit mehr um Wagner herum, eins jener fast unüberwindlichen Miß-

verständnisse, unter denen heute der Ruhm Wagners wächst und ins Kraut schießt. Nach dem zu urteilen, was ich bisher von Wagnerianern kennengelernt habe, scheint mir die heutige Wagneri eine unbewußte Annäherung an Rom, welche von innen her dasselbe tut, was Bismarck von außen tut.

Selbst meine alte Freundin Malwida – ah, Sie kennen sie nicht! – ist in allen ihren Instinkten grundkatholisch: wozu sogar noch die Gleichgültigkeit gegen Formeln und Dogmen gehört. Nur eine ecclesia militans hat die Intoleranz nötig; jede tiefe Ruhe und Sicherheit des Glaubens erlaubt die Skepsis, die Milde gegen andere und anderes...

Zum Schluß schreibe ich Ihnen ein paar Worte über mich ab, die im „Bund“ (16. und 17. Sept.) zu lesen sind. Überschrift: Nietzsches gefährliches Buch.

„Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. – Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelrabben und den Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen; es ist nicht notwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur tut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen „Hier liegt Dynamit!“

Seien Sie mir also, verehrte Freundin, dafür hübsch

dankbar, daß ich mich von Ihnen ein wenig ferne halte!... Und daß ich mich nicht darum bemühe, Sie auf meine Wege und „Auswege“ zu locken. Denn, um nochmals den „Bund“ zu zitieren:

„Nietzsche ist der erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht!“...

Kurz und gut, es grüßt Sie von Herzen  
der Einsiedler von Sils-Maria.

Adresse zunächst: Genova: ferma in posta.

An Paul Deussen

Sils-Maria, September 1886

Lieber alter Freund,

es gibt, wie man mir mitteilt, den schönsten Anlaß, Dir Glück zu wünschen – oder vielmehr nicht einmal erst zu wünschen. Halte fest, was Du jetzt hast, mein alter Freund und Kamerad, sonderlich wenn das „Glück“, wie in Deinem Falle, ein gutes Weib ist; denn das Glück läuft gar zu gerne von unsern einander (nämlich von uns Philosophen und Untieren der Erkenntnis...)

Zum Zeichen, wie gern ich einmal mich wieder in Deiner Nähe wissen würde, habe ich mir erlaubt, Dir mein jüngstes und böartigstes Kind zuzusenden: hoffentlich lernt es in Deiner Nähe etwas „Moralität“ und Vedânteske Würde, da es an beidem von seinem Vater her Mangel leidet. „Jenseits von Gut und Böse“ heißt es; eben las ich bereits einen furchtbar ernststen Aufsatz darüber unter dem Titel „Nietzsches gefährliches Buch“ – es wird das Thema durchfiguriert „das ist Dynamit“...

Was liegt daran! War jemals ein Mensch verwegener zu den Dingen gestellt, als ich? Man muß es aus-

halten können: das ist die Probe; was man dazu „sagt“, davon „denkt“, ist mir gleichgültig. Schließlich – ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende Recht behalten.

Diesen Sommer sprach ich öfter über Dich mit Leskien (Sils-Maria ist nämlich in der zweiten Hälfte des Sommers ein wahres Professoren-Rendezvous: so daß der alte „Einsiedler von Sils-Maria“ auf dem Laufenden erhalten wird – ja, ja, auf dem Laufenden, aber zum Davonlaufen, was die heutigen deutschen Universitätsbildungszustände anbetrifft). Leskien erzählte von der außerordentlichen Schätzung, welche Böhtlingk für Dein Werk habe; er meinte, es würde leichter sein, Dir eine Sanskritprofessur als einen Lehrstuhl (Lehnstuhl) für Philosophie zu schaffen. Im Grunde hättest Du Dich mit Deiner Doppelbegabung zwischen zwei Stühle gesetzt: – man läßt ja nach alter Gelehrtengewöhnung nur die „Spezialität“ gelten, man darf nicht zweien Herren dienen, zumal wenn es zwei Weiber sind, wie Philologie und Philosophie...

Mir selbst hat Dein Buch immer von neuem wieder tiefes Interesse und Belehrung gegeben: ich wünschte, es gäbe etwas ähnliches Klares, Dialektisch-Durchgearbeitetes auch für die Sankhya-Philosophie. –

Behalte in gutem Gedächtnisse Deinen  
Freund Friedrich Nietzsche.

An Peter Gast

ca. 400 Meter überm Meer, an der Straße, über  
das Joch von Portofino führend.

Ruta Ligure, 10. Oktob. 1886

Lieber Freund,  
ein Wort aus diesem wunderlichen Weltwinkel, wo ich Sie selbst lieber wüßte als in München. Denken Sie sich eine Insel des griechischen Archipelagos, mit Wald und Berg willkürlich überworfen, welche durch

einen Zufall eines Tags an das Festland herangeschwommen ist und nicht wieder zurückkann. Es ist etwas Griechisches daran, ohne Zweifel: andrerseits etwas Piratenhaftes, Plötzliches, Verstecktes, Gefährliches; endlich, an einer einsamen Wendung, ein Stück tropischen Pinienwaldes, mit dem man aus Europa weg ist, etwas Brasilianisches, wie mir mein Tischgenosse sagt, der die Erde mehrmals umreist hat. Ich lag nie so viel herum, in wahrer Robinson-Insularität und -Vergessenheit; mehrfach auch lasse ich große Feuer vor mir emporlodern. Die reine unruhige Flamme mit ihrem weißgrauen Bauche sich gegen den wolkenlosen Himmel aufrichten zu sehn – Heidekraut ringsherum, und jene Oktoberseligkeit, welche sich auf hundert Arten Gelbs versteht – o lieber Freund, ein solches Nachsommerglück wäre etwas für Sie, ebensosehr und vielleicht noch mehr als für mich! Im Albergo d'Italia (das vorzüglich reinliche Zimmer hat, leider eine italienische Küche alla Veneziana) wohne ich für 5 Fr. den Tag, tutto compreso, auch der Wein [...]

Treulich Ihr Freund

Nietzsche.

Auf die Übersendung von „Jenseits von Gut und Böse“ antwortet Taine am 17. Oktober. In seinem kurzen Briefe findet sich der Satz: „Ce que vous dites des caractères et des génies nationaux dans votre 8<sup>e</sup> Essai est infiniment suggestif, et je relirai ce morceau, puisqu'il s'y trouve un mot beaucoup trop flatteur sur mon compte.“

An Franz Overbeck

Rutá Ligure, 12. Oktober 1886

Lieber Freund,

... Schöner, erquicklicher Herbst, nach einem Jahre, das für mich mancherlei Spannung, aber noch mehr Lösung und Abtun mit sich brachte. Das Letzte ist,

daß zwei meiner früheren Bücher in neuen Ausgaben erscheinen, die „Geburt der Tragödie“, bereichert durch einen als Vorrede vorauslaufenden „Versuch einer Selbstkritik“, den ich Deiner Aufmerksamkeit empfehle; insgleichen Menschl., Allzumenschliches in 2 Bänden, mit langen Vorreden, in denen einige Winke für solche gegeben sind, welche sich ernsthaft auf mein „Verständnis“ vorbereiten wollen. Übrigens hat es mit dem „Verstandenwerden“ etwas auf sich; und ich hoffe und wünsche, es möge noch eine gute Zeit dauern, bis es dazu kommt. Am besten wäre es wohl erst nach meinem Tode. Es hat mich ordentlich beruhigt, daß auch ein so feiner und wohlwollender Leser, wie Du es bist, immer noch zweifelhaft darüber bleibt, was ich eigentlich will: meine Angst war groß geworden gerade in der umgekehrten Richtung, nämlich, daß ich diesmal etwas zu deutlich gewesen sei und „mich“ zu früh schon verraten habe. Es liegt auf der Hand: ich muß erst noch eine Menge erzieherischer Prämissen geben, bis ich mir endlich meine eignen Leser gezüchtet habe, ich meine Leser, die meine Probleme sehn dürfen, ohne an ihnen zu zerbrechen. Ein Aufsatz des Dr. Widmann im Bund (vom 16. und 17. Sept., lies ihn!) gab mir die Besorgnis, daß das Auge aller Art Polizei auf mich vorzeitig gelenkt werde; der Titel des Aufsatzes war „Nietzsches gefährliches Buch“, der erste Satz lautete ungefähr: „Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gott-hardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge.“ —

Meine Adresse ist von nun an wieder: Nizza (France) poste restante. — Über meine „Stimmung“ darfst Du unbesorgt sein; ich sollte denken, die aggressive und militärische Laune meines letzten Buchs sei ein gutes Symptom? —

J. Burckhardts Brief, der kürzlich anlangte, betrübte mich, trotzdem er voll von der höchsten Auszeichnung für mich war. Aber was liegt mir jetzt daran! Ich wünschte zu hören „das ist meine Not! Das hat mich stumm gemacht!“ – In diesem Sinne allein, mein alter Freund Overbeck, leide ich an meiner „Einsamkeit“. An Menschen fehlt mir's nirgends, aber an solchen, mit denen ich meine Sorgen, meine Sorgen gemein habe! – Aber das ist eine alte Geschichte; und ich habe es hübsch bewiesen, daß ich es trotzdem aushalte. –

Treulich Dein

Nietzsche.

An Reinhard von Seydlitz

Nizza, 26. Oktober 1886

Lieber Freund,  
schönsten Dank! – Aber ich will nicht nach Paraguay, wohin man mich einladet. Viel eher noch nach München: vorausgesetzt, daß ich wieder heiterer und „menschenfreundlicher“ werde, als ich jetzt gerade bin.

Was für ein schwermütiger Herbst! Bleigewichte überall, niemand, der mich etwas aufhellt, – und nichts um mich als meine alten Probleme, die alten rabenschwarzen Probleme! – Hast Du Dich in meinem „Jenseits“ umgetan? (Es ist eine Art von Kommentar zu meinem „Zarathustra“. Aber wie gut müßte man mich verstehn, um zu verstehn, inwiefern es zu ihm ein Kommentar ist!) Ein Buch für die Menschen umfänglichster Bildung, z. B. Jacob Burckhardt und Hippolyte Taine, die ich einstweilen für meine einzigen Leser halte: und zuletzt nicht einmal ein Buch für sie –, sie haben weder die gleiche Not noch den gleichen Willen mit mir gemein. – Dies ist Einsamkeit: – ich habe niemanden, der mit mir mein Nein und mein Ja gemein hätte!

Die Reise nach Korsika gab ich auf, weil mir der Mensch, der mich dahin begleiten sollte, gänzlich bei näherer Besichtigung zuwider wurde. Meine Dreiviertelsblindheit zwang mich, alles eigne Experimentieren zu lassen und schnellstens nach Nizza zu flüchten, das meine Augen „auswendig gelernt“ haben. Ja, gewiß! Es hat mehr Licht, als München! Bis jetzt weiß ich außer Nizza und dem Engadin keine Gegend, wo ich noch es aushalte, täglich ein paar Stunden mit den Augen tätig zu sein. Aber auch damit geht es vielleicht mit diesem Winter zu Ende. — Habe nur Geduld: ich komme schon noch nach München.

Vielleicht gibt es daselbst ein sehr lustiges weibliches Geschöpf, mit dem ich lachen kann? Ich muß das Lachen nachholen...

Von Paraguay aus die herzlichsten Grüße an Dich und Deine liebe Frau, der ich wünsche bestens empfohlen zu sein.

Treulich

Dein Nietzsche.

Den Wagnerianern (namentlich Levi) in München allesamt meine besten Kompliments, sincères et tendres!

1887

An Peter Gast

Nizza, 21. Januar 1887

Lieber Freund,

es ist mir eine wahre Erleichterung, Sie wieder in Venedig zu wissen. Ihr Brief — o was er mir wohlthat! Es war mir wie ein Versprechen darin, daß es auch bei mir nun wieder besser gehen solle — besser das heißt heller heiterer südlicher unbekümmer-

ter, hoffentlich auch „unliterarischer“: denn diese ganze Inszenesetzung meiner alten Literatur hat mich greulich malträtirt und „persönlich“ gemacht. Ich taue nicht fürs „Wiederkäuen“ des Lebens. Jetzt ergötze und erhole ich mich an der kältesten Vernunftkritik, bei der man unwillkürlich blaue Finger bekommt (und folglich die Lust verliert, zu schreiben –). Ein Generalangriff auf den gesamten „Kausalismus“ der bisherigen Philosophie kommt dabei heraus, auch einiges Schlimmere noch. –

Hätten Sie doch ein Stück Ihrer Oper zur Aufführung gebracht! Man muß, wenn man sich produzieren will, das am meisten Charakteristische, also Fremdeste produzieren. Daß Sie dem Levi Ihr Septett vorführten, ist, nach meinem Gefühle, mehr Höflichkeit als etwas anderes (etwas „Sachse“ – Vergebung, alter Freund!). Das beste an der Geschichte ist, daß Ihr Septett so aufgenommen wurde, wie Sie schreiben; hätte es gefallen, so hätte ich an eine Verwechslung geglaubt. –

Levi hat mir vom Frühling her den besten Eindruck hinterlassen. Auch was mir von anderer Seite inzwischen aus München gemeldet wurde, bestätigt, daß er eine Art Zusammenhang mit mir (er nennt's Dankbarkeit) weder verloren hat, noch verlieren will: was übrigens von allen Wagnerianern gilt (ob ich es schon mir nicht recht zu erklären weiß). Man hat mich letzten Herbst in München erwartet „mit fieberhafter Spannung“ wie Seydlitz (jetzt Präsident des Wagner-Vereins) meldete. Im Engadin, beiläufig gesagt, hatte ich als Tischnachbarin die Schwester des Barbiers von Bagdad: Sie verstehen diese abgekürzte Redeweise?

Zuletzt – neulich hörte ich zum ersten Male die Einleitung zum Parsifal (nämlich in Monte-Carlo!).

Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen genau sagen, was ich da verstand. Abgesehn übrigens von allen unzugehörigen Fragen (wozu solche Musik dienen kann oder etwa dienen soll?), sondern rein ästhetisch gefragt: hat Wagner je etwas besser gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in bezug auf das, was hier gesagt, ausgedrückt, mitgeteilt werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis aufs Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als deskriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabener Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebnis, Ereignis der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch „höheren Menschen“ als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von „Höhe“ im erschreckenden Sinne des Wortes, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet – und von Mitleiden mit dem, was da geschaut und gerichtet wird. Dergleichen gibt es bei Dante, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermütigen Blick der Liebe gemalt hat, als W. mit den letzten Akzenten seines Vorspiels? –

Treulich Ihr Freund Nietzsche.

An Franz Overbeck

Nizza, 12. Febr. 87

Lieber Freund,

... Es freut mich sehr, daß Du an der Oper solches Wohlgefallen gehabt hast; aber ich muß mir immer noch den Musiker suchen, dem sie gefällt. Köselitz hat die gebildetsten wohlwollendsten und anerkanntesten Musiker gegen sich. Trotzdem: gerade dies

gibt mir Zutrauen. Es stünde bedenklicher, wenn es anders stünde ... Gesetzt, daß er selbst weniger daran litte, so würde ich ihm beinahe dazu gratulieren: denn es ist das eigentliche Abzeichen des wahrhaft Neuen und Originalen (– daß man die Gebildeten gegen sich hat). Beiläufig: mir ist diese letzten Monate (wo ich mehr als mir lieb war mich genötigt sah, meine frühere Literatur zu berücksichtigen), zum Bewußtsein gekommen, daß in fünfzehn Jahren auch nicht eine einzige wertvolle sachlich-tiefe, interessante und interessierte Rezension über eins meiner Bücher geschrieben worden ist – und daß ich's nicht vermißt habe (was das beste daran ist!). Dagegen will ich keinen Augenblick leugnen, daß ein andres Faktum mir schrecklich weh tut und mir auch beständig gegenwärtig ist: daß in eben diesen fünfzehn Jahren auch nicht Ein Mensch mich „entdeckt“ hat, mich nötig gehabt hat, mich geliebt hat, und daß ich diese lange erbärmliche schmerzenüberreiche Zeit durchlebt habe, ohne durch eine echte Liebe getröstet worden zu sein. Mein ganzer „Zarathustra“ ist aus dieser Entbehrung gewachsen – wie unverständlich muß er sein! Welche absurden Erinnerungen habe ich in Hinsicht auf die Wirkung, die er gemacht hat! Er hat erbittert, wenigstens eine gewisse Art von Menschen: dies ist bisher seine einzige tiefere Wirkung gewesen. – Indessen – indessen – ich bin „intelligent“ genug, um auch dies als gutes Zeichen zu nehmen. Zuletzt habe ich keine Zeit, mich sehr um die „Meinung über mich“ zu bekümmern: es gibt eine erschreckliche Menge von Problemen, die auf mich drücken. Und was für Probleme! Wenn ich nur den Mut hätte, alles zu denken, was ich weiß ... (Dies ist nicht sehr deutlich ausgedrückt, lieber Freund: es ist gut, daß ich in Frankreich lebe, das

unwillkürlich zur Deutlichkeit erzieht). Empfehle mich Deiner lieben Frau und gib mir bald Nachricht über Deinen Winter, ich meine Deine Gesundheit bei einem solchen Winter.

Dein F. N.

Habe ich Dir von H. Taine geschrieben? Und daß er mich „infiniment suggestif“ findet? Und von Dostojewski?

An Franz Overbeck

Nizza, 23. Feb. 87

Lieber Freund,

... Von Dostojewski wußte ich vor wenigen Wochen auch selbst den Namen nicht – ich ungebildeter Mensch, der keine „Journale“ liest! Ein zufälliger Griff in einem Buchladen brachte mir das eben ins Französische übersetzte Werk l'esprit souterrain unter die Augen (ganz so zufällig ist es mir im 21. Lebensjahre mit Schopenhauer und im 35. mit Stendhal gegangen!) Der Instinkt der Verwandtschaft (oder wie soll ich's nennen?) sprach sofort, meine Freude war außerordentlich: ich muß bis zu meinem Bekanntwerden mit Stendhals Rouge et Noir zurückgehen, um einer gleichen Freude mich zu erinnern. (Es sind zwei Novellen, die erste eigentlich ein Stück Musik, sehr fremder, sehr undeutscher Musik; die zweite ein Geniestreich der Psychologie, eine Art Selbstverhöhung des γῶθι σαυτόν). Beiläufig gesagt: diese Griechen haben viel auf dem Gewissen – die Fälscherei war ihr eigentliches Handwerk, die ganze europäische Psychologie krankt an den griechischen Oberflächlichkeiten; und ohne das bißchen Judentum usw. usw. usw. [...]

Dieser Winter tut mir wohl, wie ein Zwischenakt und Zurückschauen. Unglaublich! Ich habe in den

letzten 15 Jahren eine ganze Literatur auf die Beine gestellt und sie schließlich mit Vorreden und Zutatensoweit „fertig gemacht“, daß ich sie als „losgelöst“ von mir betrachte, – daß ich darüber lachen kann, wie ich im Grunde über alles Literaturmachen lache. Alles in allem, so habe ich nur die miserabelsten Jahre meines Lebens dazu verwendet.

Treulich Dein alter Freund

N.

homo illiteratus

An Reinhard von Seydlitz

Nizza, 24. Februar 1887

Glücklicherweise, lieber Freund, bewies in Deinem eignen Falle Dein Brief ganz und gar nicht quod erat demonstrandum: sonst aber gebe ich Dir alles zu, die verhängnisvollen Einwirkungen des bedeckten Himmels, der langen feuchten Kälte, der Nähe von Bajovaren und von bayrischem Bier – ich bewundere jeden Künstler, der diesen Feinden die Stirn bietet, gar nicht zu reden von der deutschen Politik, welche nur eine andre Art permanenten Winters und schlechten Wetters ist. Mir scheint Deutschland in den letzten 15 Jahren eine förmliche Schule der Verdummung geworden zu sein. Wasser, Quark und Mist weit und breit [—]: so sieht sich das aus der Ferne an. Ich bitte tausend Male um Entschuldigung, wenn ich damit Deine edleren Gefühle verletze, aber vor diesem gegenwärtigen Deutschland, so sehr es auch igelmäßig in Waffen starrt, habe ich keinen Respekt mehr. Es repräsentiert die stupideste, verkommenste, verlogenste Form des „deutschen Geistes“, die es bisher gegeben hat, – und was hat dieser „Geist“ sich schon alles an Geistlosigkeit zugemutet! Ich vergebe es niemandem, der mit ihm seinen Kompromiß macht, hei-

Be er selbst Richard Wagner, und namentlich nicht, wenn es so schändlich zweideutig und vorsichtig gemacht wird, wie dies der kluge, allzuklugе Verherrlicher der „reinen Torheit“ in seinen letzten Jahren bewerkstelligt hat — —

Hier, in unserm Sonnenlande — was für andre Dinge haben wir im Kopfe! Eben noch hatte Nizza seinen langen, internationalen Karneval (mit Spanierinnen im Übergewichte, beiläufig gesagt) und dicht hinter ihm, sechs Stunden nach seiner letzten Girandola, gab es schon wieder neue und seltner erprobte Reize des Daseins. Wir leben nämlich in der interessanten Erwartung, zugrunde zu gehn — dank einem wohlgemeinten Erdbeben, das nicht nur alle Hunde weit und breit heulen macht. Welches Vergnügen, wenn die alten Häuser über einem wie Kaffeemühlen rasseln! wenn das Tintefaß selbständig wird! wenn die Straßen sich mit entsetzten halbkleideten Figuren und zerrütteten Nervensystemen füllen! Diese Nacht machte ich, gegen 2—3 Uhr, comme gaillard, der ich bin, eine Inspektionsrunde in den verschiedenen Teilen der Stadt, um zu sehn, wo die Furcht am größten ist. — Die Bevölkerung kampiert nämlich tags und nachts im Freien, es sah hübsch militärisch aus. Und nun gar in den Hotels! wo vieles eingestürzt ist und folglich eine vollkommene Panik herrscht. Ich fand alle meine Freunde und Freundinnen erbärmlich unter grünen Bäumen ausgestreckt, sehr flanelliert, denn es war scharf kalt, und bei jeder kleinen Erschütterung düster an das Ende denkend. Ich zweifle nicht, dies macht der saison ein plötzliches Ende, alles denkt ans Abreisen (gesetzt, daß man fort kommt und daß die Eisenbahnen nicht zu allererst „abgerissen“ sind). Schon gestern abend waren die Gäste des Hotels, wo ich esse, nicht dazu zu bringen,

ihre table d'hôte im Innern des Hauses einzunehmen – man aß und trank im Freien; und abgesehn von einer alten sehr frommen Frau, welche überzeugt ist, daß der liebe Gott ihr nichts zuleide tun darf, war ich der einzige heitere Mensch unter lauter Larven und „fühlenden Brüsten“.

– Eben erwische ich ein Zeitungsblatt, das diese letzte Nacht bei weitem malerischer, als Dein Freund vermag, Dir zu Gemüte führen wird. Ich lege es bei: lies es, bitte, Deiner lieben Frau vor und behalte mich in gutem Angedenken!

Treulich

Dein Nietzsche.

(Verzeih die Eile und Flüchtigkeit meiner Schrift, aber der Brief soll mit dem nächsten Zuge fort.)

An die Schwester

Nizza, 22. Februar 1887

(Einen Tag vor dem großen Erdbeben)

Mein liebes Lama.

Soeben fand ich eine Notiz, die besagt, daß ich in meinem letzten Brief vergessen hatte, Dir etwas über die Musik des Parsifal zu schreiben. Du staunst? Ja ich habe das Vorspiel gehört, – und wo? In Monte Carlo! Sehr sonderbar, nicht wahr?

Ich kann nur mit Erschütterung daran denken, so erhoben, so ergriffen fühlte ich mich. Wie als ob seit vielen Jahren endlich einmal jemand zu mir über die Probleme redete, die mich bekümmern, nicht natürlich mit den Antworten, die ich etwa dafür bereit halte, sondern mit der christlichen – welche zuletzt die Antwort stärkerer Seelen gewesen ist, als

unsere letzten beiden Jahrhunderte hervorgebracht haben. Man legt allerdings beim Hören dieser Musik den Protestantismus wie ein Mißverständnis beiseite; aber auch, wie ich nicht leugnen will, andere recht gute Musik, die ich sonst gehört und geliebt habe, erscheint dabei als ein Mißverständnis. Sonderbar! Als Knabe hatte ich mir die Mission zuge-dacht, das Mysterium auf die Bühne zu bringen. Du erinnerst Dich gewiß meiner damaligen Kompositionen? Wir haben sie das letztmal an jenem Sonntag, ehe Du nach Bayreuth fuhrst, hervorgekramt und mit Erstaunen die tiefe Verwandtschaft mit der Parsifalmusik konstatiert. Weißt Du noch? – War es nicht der letzte Tag unseres ungetrübtengeschwisterlichen Zusammenseins, ehe all das Fremde und die dummen Unfriedensstifter dazwischen kamen? Seitdem ist alles schief gegangen – wenigstens für mich. Das Lama aber sprang davon – und nun fehlt mir in allen Erholungszeiten meine beste Erholung. – –

Den 24. Februar. Der Brief blieb liegen und war beinahe vergessen in den Erschütterungen unserer Küste und unseres Hauses. Nizza glich einem Tollhause – ich selbst bin merkwürdig ruhig dabei geblieben. Anbei ein Zeitungsausschnitt, der Dir Näheres über das Erdbeben erzählt; man hat schrecklich übertrieben! Jetzt ist keine Beunruhigung mehr nötig, mein liebes Lama!

Dein Bruder,  
der nicht umgefallen ist.

NB. Der Verlust an Menschenleben stellt sich nach eingetretener Beruhigung, als unerheblicher heraus: an der ganzen Riviera ungefähr 1000 Personen. Die ersten Ziffern waren viel höher.

An die Schwester

Nizza, 23. März 1887

Mein liebes Lama,

es ist mir jetzt schlecht zu helfen: wenn man sich mit aller Mühe ein halbes Leben lang fast unbedingte Unabhängigkeit erkämpft hat, wie ich es nötig fand, so muß man auch die Nachteile einer solchen Situation mit in den Kauf nehmen — man hat das eine nicht ohne das andere. Zu diesen Nachteilen gehört, daß von außen her niemand leicht errät, was einem abgeht. Ich wünschte etwas mehr Geld zu haben, so daß ich zum Beispiel bloß im Interesse meiner schwankenden Gesundheit und um die unzähligen Diätfehler zu vermeiden, denen ich in Restaurants und Hotels ausgesetzt bin, eine eigene Küche haben könnte. Es ist auch eine Sache des Stolzes: ich möchte ein Leben führen, das wirklich mir gemäß ist und nicht derartig schablonenmäßig erscheint, wie das Leben „eines Gelehrten auf Reisen“. — Aber selbst die fünf Bedingungen, die mir das Leben erträglich machen könnten und wirklich nicht unbescheiden sind, scheinen nicht erfüllbar. Ich brauche 1. jemanden, der meinen Magen überwacht, 2. jemanden, der mit mir lachen kann und einen heiteren Sinn hat, 3. jemanden, der stolz auf meine Gesellschaft ist und die „anderen“ im richtigen Respekt mir gegenüber erhält, 4. jemanden, der mir vorliest, ohne ein Buch zu verdummen. Es gäbe schon noch ein Fünftes, aber davon will ich gar nicht reden.

Mich zu verheiraten wäre jetzt vielleicht eine einfache Dummheit, bei der mir meine blutig erworbene Unabhängigkeit sofort wieder flöten ginge. Ich hätte dabei ja wieder nötig, in irgendeinem Staate Europas mich zum Bürger zu machen, mitzuwählen, ich würde Rücksicht auf Weib, Kind, Familie des

Weibes, den Ort, wo ich lebte, die Menschen, mit denen wir verkehrten, zu nehmen haben: aber mir dergestalt die Zunge zu binden wäre mein Untergang. Lieber elend, krank, gefürchtet, in irgendeinem Winkel leben, als „arrangiert“ und eingereiht in die moderne Mittelmäßigkeit! Es fehlt mir weder an Mut noch an guter Laune. Beides ist mir geblieben, weil ich keine Feigheiten und falschen Kompromisse auf dem Gewissen habe. Beiläufig gesagt, ein weibliches Wesen, das sich zum Verkehr mit mir eignete, dessen Nähe mich nicht langweilte und nervös machte, habe ich bis jetzt noch nicht wieder gefunden. (Das Lama war ein guter Hausgenosse, dafür finde ich keinen Ersatz, aber es wollte seine Energie austoben und sich aufopfern. Für wen? für eine jämmerliche fremde Menschheit, von welcher es niemals Dank erfährt – und nicht für mich. Und ich wäre ein so dankbares Tier und immer bereit zu einem fröhlichen Gelächter. Kannst Du denn überhaupt noch lachen? Ich fürchte bei diesen verbitterten Menschen da drüben wirst Du es ganz verlernen –). Übrigens, ich kenne halb Europa in Hinsicht auf Weiblichkeit und überall, wo ich die Einwirkung der Frauen auf ihre Männer beobachten konnte, bemerkte ich eine Art langsamen Herunterkommens als Resultat, z. B. bei dem armen \*\*\*. Wenig ermutigend, nicht wahr?

Anfang nächsten Monats verlasse ich Nizza, um eine stille Zurückgezogenheit am *Lago Maggiore* zu suchen, wo es Wald und Schatten gibt und nicht diese blendend weiße und beständige Sonne des Nizzaer Frühlings! Die Adresse ist: Villa Badia Cannobio (*Lago Maggiore*); aber ehe Dich dieser Brief erreicht, wer weiß wo ich dann schon wieder bin.

In Liebe  
Dein F.

An Franz Overbeck

Nizza, 24. März 1887

Lieber Freund,

... Ein Dr. Adams ist, seit einem Monate etwa, hier, ein anscheinend begabter und tüchtiger Philologe aus der Schule Rohdes und Gutschmidts, aber an aller Philologie leidenschaftlich degoutiert und durchaus entschlossen, sich der Philosophie zu weihen, weshalb er seine Wallfahrt hierher, zu seinem „Meister“, gemacht hat. Vielleicht gelingt es mir, ihn zu enttäuschen und aus der Unklarheit solcher Absichten herauszuziehn: ich führe ihn sanft zur Geschichte der Philosophie hinüber (er hat bisher „de fontibus Diodori“ gearbeitet), – es ist bereits nicht unmöglich, daß er meine im Stich gelassenen Laërtiana wieder aufnimmt! Das Ganze ist übrigens für mich eine Strapaze, die mich an eine frühere Strapaze (Tautenburger Sommer 1882) erinnert; und zuletzt kenne ich die Welt genug, um zu wissen, was in dergleichen Fällen der Welt Lohn ist. – Die „jungen Leute“ sind mir zuwider. –

Anbei ein komisches Faktum, das mir mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht wird. Ich habe nachgerade einen „Einfluß“, sehr unterirdisch, wie sich von selbst versteht. Bei allen radikalen Parteien (Sozialisten, Nihilisten, Antisemiten, christl. Orthodoxen, Wagnerianern) genieße ich eines wunderlichen und fast mysteriösen Ansehens. Die extreme Lauterkeit der Atmosphäre, in die ich mich gestellt habe, verführt... Ich kann meine Freimütigkeit selbst mißbrauchen, ich kann schimpfen, wie es in meinem letzten Buche geschehen ist – man leidet darunter, man „beschwört“ mich vielleicht, aber man kommt nicht von mir los. In der „antisemitischen Korrespondenz“ (die nur privatim versandt wird, nur an „zuverlässige

Parteigenossen“) kommt mein Name fast in jeder Nummer vor. Zarathustra der göttliche Mensch hat es den Antisemiten angetan; es gibt eine eigne antisemitische Auslegung davon, die mich sehr hat lachen machen. Beiläufig: ich habe „an zuständiger Stelle“ den Vorschlag gemacht, ein sorgfältiges Verzeichnis der deutschen Gelehrten Künstler Schriftsteller Schauspieler Virtuosen von ganz- oder halb-jüdischer Abkunft herzustellen: das gäbe einen guten Beitrag zur Geschichte der deutschen Kultur, auch zu deren Kritik. (Bei dem allen bleibt, unter uns gesagt, mein Schwager völlig aus dem Spiele; ich verkehre mit ihm sehr höflich, aber fremd und so selten als möglich. Seine Unternehmung in Paraguay prosperiert übrigens; meine Schwester gleichfalls.)

Gesetzt, daß es mir in Canobbio nicht besser geht, gedenke ich einen Versuch mit einer kleinen Kaltwasserkur in Brestenberg zu machen. Ach, es ist alles so unsicher und wacklig in meinem Leben; und dabei diese abscheuliche Gesundheit! Die Nötigung andererseits liegt auf mir mit dem Gewicht von hundert Zentnern, einen zusammenhängenden Bau von Gedanken in den nächsten Jahren aufzubauen – und dazu brauche ich fünf sechs Bedingungen, die mir alle noch fehlen und selbst unerreichbar scheinen! – Der vierte Stock der Pension de Genève, in dem der 3. und 4. Teil meines Zarathustra entstanden ist, wird jetzt völlig abgetragen, nachdem ihn das Erdbeben gründlich durcheinandergeschüttelt hat. Diese Vergänglichkeit tut mir wehe. – Der Boden zittert immer noch gelegentlich. – Mit herzlichem Gruß und Wunsch, auch an Deine liebe Frau,

Dein Nietzsche.

[...]

Der Antisemitismus als politische Bewegung der Ära Bismarcks ist Nietzsche wie alle politischen Bewegungen seiner Zeit unsympathisch. Daß er selber gelegentlich „antisemitischen“ Gedankengängen nicht fernsteht, geben die Unterhaltungen mit Dr. Paneth zu erkennen (oben S. 335 ff.), die die Differenz in der Rassenfrage durchscheinen lassen. Mit einzelnen Juden hat Nietzsche gute und schlimme Erfahrungen gemacht, diese Dinge sind nicht ausschlaggebend. Er liebt es, die Juden, die sich für seine Schriften interessieren, gegen die dummen, schwerfälligen Deutschen auszuspielen. Zum Beispiel:

„Man erzählte mir von einem jungen Mathematiker in Pontresina, der vor Aufregung und Entzücken über mein letztes Buch ganz die Nachtruhe verloren habe; als ich genauer nachfragte, siehe, da war es auch wieder ein Jude (ein Deutscher läßt sich nicht so leicht im Schlafe stören —).“ (An die Mutter, 19. September 1886.)

Das gibt sich selber als „ironische Antithese“ zu verstehen; in gleichem Sinne verwendet Nietzsche Heine und Bizet. Daß der Antisemitismus in den letzten Jahren Gegenstand seines wütenden Hasses geworden ist, hat verschiedene Ursachen: Wie bereits der Brief an Overbeck vom 11. Juli 1883 erkennen läßt, betrachtet Nietzsche alles unter dem Gesichtspunkt, ob es seiner Aufgabe dient oder nicht. Der freundliche Ton, den er in dem Briefe vom 24. März 1887 gegenüber den Antisemiten anschlägt, geht offenkundig darauf zurück, daß er in ihrem Kreise als Führer anerkannt zu werden scheint. Im Entwurf (enthalten in den Briefen an Mutter und Schwester) steht noch der kennzeichnende Satz:

„Das Problem des ‚Gesetzgebers‘ dämmert diesen Köpfen, die gewohnt waren, auf Stimmenmajoritäten ihr Heil zu setzen.“

Gerade in dem Punkte seiner Wirksamkeit aber ist ihm durch die antisemitische Bewegung nach seiner Ansicht

nicht wieder gutzumachender Schade zugefügt worden. Andreerseits fanden sich gerade unter denen, die ihm nach der Trennung von Wagner anhängen, und in der Öffentlichkeit etwas für ihn taten oder tun wollten, mehrere Juden (Rée, Paneth, Lou, Brandes).

Ein anderer Grund seiner Stellungnahme liegt darin, daß ein Antisemit ihm das hilfreiche „Lama“ nimmt. (Vgl. hiezu den Brief an die Schwester vom 26. Dez. 87; unten S. 437.) Und schließlich ist zu vermuten, daß auch die antisemitische Haltung des Bayreuther Kreises im Gegensinne auf ihn einwirkte.

An Franz Overbeck

Canobbio, 14. April 1887

Lieber Freund,

seit dem 3. April bin ich hier am Lago Maggiore, das Geld kam noch zur rechten Zeit in meine Hände, auch war es mir lieb, daß Du nicht alles schicktest: denn auch heute weiß ich noch nicht genau, wo ich den Sommer verleben werde. Mein altes Sils-Maria muß, wie ich mir ungern eingestehe, ad acta gelegt werden, ebenso wie Nizza: es fehlt mir jetzt an beiden Orten jene erste und wesentlichste Bedingung, die Einsamkeit, die tiefe Ungestörtheit, Abseitigkeit, Fremdheit, ohne welche ich nicht zu meinen Problemen hinunter kann (denn, unter uns gesagt, ich bin in einem geradezu erschrecklichen Sinn ein Mensch der Tiefe; und ohne diese unterirdische Arbeit halte ich das Leben nicht mehr aus.) Mein letzter Winter in Nizza ist zur Marter geworden, ebenso wie mein letzter Aufenthalt in Sils: weil mir jene stille Verborgenheit abhanden gekommen ist, welche eine Existenzbedingung für mich ist, auch der einzige Weg, es zur Gesundheit zu bringen. Es ist von Jahr zu Jahr wieder schlechter gegangen mit dieser Gesund-

heit; und sie ist ein zuverlässiger Maßstab für mich, ob ich auf meinen Wegen bin – oder auf denen anderer. Die Probleme, die auf mir liegen, denen ich nicht mehr ausweiche (was habe ich alle Ausweichungen büßen müssen! Z. B. meine Philologie), vor denen ich wörtlich bei Tag und Nacht keine Ruhe habe – sie nehmen für jede fehlerhafte Beziehung (zu Menschen, Orten, Büchern) eine grausame Vergeltung. Ich sage das Dir ins Ohr, denn wie dürfte ich voraussetzen, daß die absonderlichen Voraussetzungen meines Schaffens sich von selber verstünden? Es scheint mir, daß ich gegen Menschen zu mild, zu rücksichtsvoll bin, auch werde ich, wo ich nur gelebt habe, alsbald so sehr von Menschen in Anspruch genommen, daß ich mich zuletzt gegen sie nicht mehr zu verteidigen weiß. Diese Überlegung hindert mich z. B. es einmal mit München\* zu versuchen, wo eine Menge Wohlwollen für mich parat liegt, wo aber niemand lebt, der Ehrfurcht vor den ersten und wesentlichsten Bedingungen meines Daseins hätte – oder gar Willens wäre, sie mir zu schaffen. Nichts agaciert die Menschen so sehr als merken zu lassen, daß man sich mit einer Strenge behandelt, der sie sich selber nicht gewachsen fühlen. Es gibt für mich gar nichts Lähmenderes, Entmutigenderes als hinein in das jetzige Deutschland zu reisen und mir die vielen gutartigen Personen näher anzusehn, welche sich mir „wohlgesinnt“ glauben. Einstweilen fehlt eben alles Verständnis für mich; und, wenn mich ein Wahr-

\* [Am Rande:] Ich habe einen Ort mit einer großen Bibliothek für meine „Zwischenakte“ nötig; zuletzt habe ich an Stuttgart gedacht. Man hat mir die sehr liberalen Statuten der Stuttgarter Bibliothek übersandt.

scheinlichkeitsschluß nicht trägt, so wird es vor 1901 nicht anders werden. Ich glaube, man hielte mich einfach für toll, wenn ich verlaute ließe, was ich von mir selber halte. Es gehört zu meiner „Humanität“, die allgemeine Unklarheit über mich bestehn zu lassen: ich würde meine achtbarsten Freunde gegen mich erbittern und niemandem damit wohlthun.

Inzwischen habe ich ein tüchtiges Stück Arbeit abgetan, mit der Revision und Neuherausgabe meiner älteren Schriften. Gesetzt, es wäre bald mit mir zu Ende – und ich verschweige nicht ein immer tieferes Verlangen nach dem Tode – so bleibt etwas von mir zurück, ein Stück Kultur, das einstweilen durch kein andres sich ersetzen läßt. (Diesen Winter habe ich mich reichlich in der europäischen Literatur umgesehn, um jetzt sagen zu können, daß meine philosophische Stellung bei weitem die unabhängigste ist, so sehr ich mich auch als Erbe von mehreren Jahrtausenden fühle: das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht, und an welches Rad von Problemen ich gebunden bin – und daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde.)

Nimm an, lieber Freund, daß ich etwa bis Ende April noch hier bleibe. Wie erreiche ich von hier jenes Brestenberg, wo ich gerne eine Massagekur durchmachen möchte (Monat Mai)? Auch Mammern ist mir empfohlen.

Ich lege einen Brief meines Venediger Korrektors bei, wir sind eifrig beim Druck der fröhl. Wissenschaft. Aus dem Briefe magst Du auch meine Entschuldigung entnehmen, wenn ich meine Einladung nach Zürich, zum Anhören des Mizka-Czardás, hiermit zurückziehn muß.

Jedenfalls möchte ich Dich in diesem Frühjahr einmal sprechen.

Treulich Dein Freund  
N.

In der Fremdenliste der Villa Badia von 1885 finde ich: Mademoiselle Marie Overbeck, de Dresde. Herzlichen Gruß an Deine liebe Frau und Dank für die guten Nachrichten aus Teneriffa. Die Reise hierher, sehr winterlich, unterbrochen (wie alle meine Reisen) durch einen heftigen Ausbruch meines Kopfleidens. In Lavena eine entsetzliche eiskalte Nacht mit beständigem Erbrechen. – Vorgestern und gestern Wiederholung des Krankheitsanfalls. Heute Erleichterung.

An die Schwester

Chur, 21. Mai 1887

Meine geliebte Schwester.

Dein guter Brief ist gestern bei mir angelangt, bei Deinem einsiedlerischen Bruder, dem von außen her selten etwas Gutes kommt und der im allgemeinen eine kleine Furcht vor der Post hat. Um so mehr freut er sich, wenn etwas kommt, was soviel Güte des Herzens verrät. Sonderbar: aber es scheint mir, daß in den letzten Jahren mein Mißtrauen dergestalt überhand genommen hat, daß es wie eine Krankheit ist. Auch wird mir Jahr für Jahr schwerer; und die schlimmsten und schmerzhaftesten Zeiten meiner Gesundheit erschienen mir nicht so drückend und hoffnungsarm wie meine jetzige Gegenwart. Was ist denn geschehen? Nichts als was notwendig war, – meine Differenz mit allen Menschen, von denen ich bis dahin Vertrauen empfangen hatte, ist ans Licht gekommen: man merkt gegenseitig, daß man sich eigentlich

verrechnet hat. Der eine schwenkt hierhin ab, der andere dorthin, jeder findet seine kleine Herde und Gemeinschaft, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrig bleibt und vielleicht, wie in meinem Fall, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt, — hier in Chur habe ich noch keinen guten Tag gehabt, das Wetter hat seinen Anteil daran, aber leider nicht den wesentlichsten. So oft gedachte ich der frohen Tage, die wir damals hier verlebten — der Kontrast mit jetzt ist ungeheuer: Himmel! was bin ich jetzt einsam! Ich habe niemand mehr, mit dem ich lachen kann, der mit mir Tee trinkt und mich liebevoll tröstet. — Ich denke mit Mißtrauen an den Sommer im Engadin, in Erinnerung der langen Strapaze und Selbstüberwindung, welche bisher jeder dieser Aufenthalte gewesen ist. Wäre ich wenigstens bei dem trefflichen Gast! Aber der sitzt auch trübselig und enttäuscht in seinem Venedig; ich gestehe, ich selbst würde mich erleichtert fühlen, wenn von ihm sich Gutes hören ließe. Zuletzt bin ich etwas an seinem Schicksal schuld, nämlich an seinem Geschmack und der Selbständigkeit, mit der er sich aufrecht erhalten hat.

Auch Du, mein Lama, bist mir mit diesen exzentrischen Unternehmungen da drüben ganz fremd geworden, — es liegt ja auf der Hand, daß man mehr Mittel nötig hat, einen solchen Landbesitz rentieren zu machen, mindestens das Doppelte, als was der Ankauf gekostet hat. Vor allem Arbeitskräfte: wieviel Menschen sind eigentlich nötig, um diese Quadratmeilen Waldland ertragsfähig zu machen?? — Wenn mein Herr Schwager 300 Bauernfamilien zur sichern Disposition hätte, so wäre das der einzig sichere Fond, auf dem man bauen könnte, besser als große Kapitalien. — —

Gestern ist auch die erste Andeutung des Ostermeß-Berichts von einem meiner Leipziger Verleger gekommen, er lautet sehr ungünstig. Es herrscht eben gegen meine Literatur eine solche Fremdheit, daß sie nicht einmal Abneigung ist, sondern einfach Gleichgültigkeit, absolute „Wurschtigkeit“, mit Bismarck zu reden. Das Erträgnis übrigens geht darauf und kommt gar nicht in meine Hände, insofern ich Herrn E. W. Fritsch viel Druckerei zu bezahlen habe, die die teilweise Umarbeitung und Umgestaltung meiner alten Literatur nötig gemacht hat. Hoffentlich decken sich die beiden Summen! so daß ich wenigstens nicht noch Geld neu aufnehmen muß. —

Den Frühling in Naumburg zu verleben will ich nach den vorjährigen Erfahrungen nicht wieder versuchen, obgleich es ein wahres Vergnügen ist, unsre liebe Mutter so guter Dinge in ihrem behaglichen Nest zu sehen. Laß ihr nur den Spaß mit der Vermieterei! Was soll sie denn sonst, allein wie sie ist, mit dem Hause anfangen?

Nach Naumburg komme ich also so bald nicht wieder — überhaupt nicht nach Deutschland oder zu den „Freunden“!... Wieviel Gram, Frost und Verwunderung gab es bei jedem Wiedersehen! Mit Schauern denke ich an meinen letzten längeren Aufenthalt in Basel. Wieviel heimliche Bitterkeit muß ein Mensch der Tiefe herunterschlucken, bis er die Kunst und den guten Willen hinzulernt, seine nächsten Freunde nun auch nicht mehr zu „enttäuschen“: das heißt, bis man sich entschließt, seine Not und sein Glück immer erst in die Oberfläche, in die Maske zu übersetzen, um ihnen verständlich zu werden, um etwas von sich überhaupt noch mitteilen zu können. Auch in Leipzig erfuhr ich, einige Lichtblicke ausgenommen, nichts als Demütigungen. Naumburg ist

leider meine Abneigung par excellence. Die kleine Stadt und gedrückte Seelen! Du und ich sind nicht Naumburgisch geraten: viel zu unabhängig und vielleicht auch zu leicht zufrieden und in uns zufrieden: was diesen Rats- und Staatsmenschen nicht so leicht begegnet.

Es ist so schlimm, daß ich gar keine Menschen mehr habe, die es verstünden, mich zu erholen – so gut wie Du und Gersdorff hat es niemand wieder verstanden. Ja die guten alten Zeiten! Wie wohl täte es mir, im Grunde nichts wohler, als mich von meinem guten Lama pflegen zu lassen. [---]

Du sagst, Neu-Germania habe nichts mit dem Antisemitismus zu tun, aber ich weiß es ganz sicher, daß das Kolonisationsprojekt wesentlich antisemitischen Charakter hat, aus jenem „Korrespondenzblatt“, das nur im geheimen verschickt wird und nur an die zuverlässigsten Mitglieder der Partei. (Hoffentlich gibt es Dir mein Herr Schwager nicht zu lesen! es wird immer unangenehmer.) Es scheint mir aber sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß die Partei zwar darüber redet, aber nichts tut...

Ach mein gutes Lama, wie bist Du nur dazu gekommen, Dich in solche Abenteuer zu stürzen? Wenn es nur gut endet! Immer wenn ich bedrückt bin, quälen mich allerhand Besorgnisse; denn wie ich meine liebe Schwester kenne, so wird sie lieber sterben als ihre Sache im Stich lassen. Aber das ist Nietzsche'sch!

Dein Fritz.

Dazu scheinst Du Dich durchaus zum „freiwilligen Opfertier“ auszubilden und alle Unannehmlichkeiten auf Dich zu nehmen. Und mein Herr Schwager läßt sich diesen Blitzableiter gefallen? (Siehe Menschliches, Allzumenschliches! – Beian gesagt,

warum hat Frau Wagner gerade diesen Aphorismus damals so übel genommen? Wagners wegen? Oder ihretwegen. Das war mir immer ein Rätsel.)

Nietzsches Kenntnis des gleichzeitigen Frankreich, insbesondere der französischen Literatur seiner Zeit war sehr dürftig. („Bahnhofsbuchhandlung von Sils-Maria“ hat man witzig gesagt.) Wie es mit seiner Vorliebe für französisches Leben praktisch aussieht, verrät eine Briefstelle aus dem ersten Winter in Nizza (an Gast, 4. Dezember 1883):

„Nizza, als französische Stadt, ist mir unendlich und fast ein Flecken in dieser südländischen Herrlichkeit; aber es ist auch noch eine italienische Stadt — da, im älteren Teil, habe ich mich eingemietet ...“

Später tröstet er sich damit, daß diese Stadt in ihrem Namen etwas vom Siege hat! Was ihm an Nizza außer dem Klima wohl tut, ist, daß die Stadt zu seiner Stimmung paßt:

„Man ist hier so ‚außerdeutsch‘ — ich kann es nicht stark genug ausdrücken.“ (An Gast, 24. November 1885.)

Diese Stimmung aber ist bedingt durch die Rolle, die er in Deutschland spielt.

Rohde hatte eine scharfe Bemerkung über Taine an Nietzsche geschrieben — der Wortlaut ist nicht mehr festzustellen, da der Brief von ihm selbst später vernichtet wurde —; dieses an sich geringfügige Ereignis wird zum Anlaß des Zerspringens der Freundschaft. Es handelt sich nicht um eine „Meinungsverschiedenheit“, vielmehr um die Entladung einer Spannung, die seit Rohdes Brief über „Menschliches, Allzumenschliches“ da ist. Eine ernste Meinungsverschiedenheit freilich steht im Vordergrund: Rohde mag die ihm unverständliche Vorliebe Nietzsches für das moderne Frankreich haben treffen wollen. Er hätte sich dann allerdings kein ungeeigneteres Objekt aussuchen können als den im Grunde unfranzösischen Taine. Im Hinter-

grunde aber steht die schon bezeichnete Differenz: Rohde hat seinen Frieden mit dem bürgerlichen „Reich“ geschlossen, Nietzsche greift es an, z. B. durch ironische Lobpreisungen des gegenwärtigen Frankreich, das ihm im Grunde verhaßt ist, und das er nur aus der Ferne erträgt. Der tiefere Grund des Bruches ist in Nietzsches innerstem Schicksalsbewußtsein zu suchen: die Freunde zeigen guten Willen, aber sie nehmen ihn im Kerne nicht ernst. Damit haben sie das Recht verloren, über einen Geist wie Taine zu urteilen, von dem Nietzsche das empfangen hat, was er von den Freunden noch nie empfing: ein entschiedenes, aufmunterndes Wort über seine Schriften.

An Erwin Rohde

Chur, 21. Mai 1887

Nein, mein alter Freund Rohde, ich erlaube niemandem über Mr. Taine so respektwidrig zu reden, wie Dein Brief es tut – und Dir am wenigsten, weil es wider allen Anstand geht, jemanden so zu behandeln, von dem Du weißt, daß ich ihn hochhalte. Magst Du, wenn es Dir gefällt, von mir selber nach Herzenslust und Gewohnheit Unsinn reden: – das liegt in der natura rerum, ich habe mich nie darüber beklagt, noch es je anders erwartet. Aber in bezug auf einen Gelehrten wie Taine, der Deiner species verwandter ist, solltest Du Augen im Kopfe haben. Ihn „inhaltlos“ nennen ist ganz einfach eine rasende Dummheit, studentisch zu reden, – es ist zufällig gerade der substantiellste Kopf im jetzigen Frankreich – und die Bemerkung dürfte am Platze sein, daß dort, wo einer keinen „Inhalt“ sieht, deshalb doch recht wohl ein Inhalt sein könnte, nur eben kein Inhalt für ihn. In der schmerzlichen Geschichte der modernen Seele, die in vielem Betrachte sogar eine tragische Geschichte ist, nimmt Taine seinen Platz ein als ein wohlgeratener und ehrwürdiger Typus

mehrerer der nobelsten Qualitäten dieser Seele, ihres rücksichtslosen Mutes, ihrer unbedingten Lauterkeit des intellektuellen Gewissens, ihres rührenden und bescheidenen Stoizismus inmitten tiefer Entbeh- rung und Vereinsamung. Mit solchen Eigenschaften verdient ein Denker Ehrfurcht: er gehört zu den wenigen, die ihre Zeit verewigen. Mich erquickt der Anblick eines solchen tapferen Pessimisten, der geduldig und unerbittlich seine Pflicht tut, ohne den großen Lärm und die Schauspielerei nötig zu haben, ja der ehrlich von sich sagen kann: „satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus.“ Sein Leben wird dergestalt, ob er es will oder nicht, zu einer Mission, er steht eben zu allen seinen Problemen notwendig (und nicht so beliebig, so zufällig, wie Du, gleich den meisten Philologen, zur Philologie).

Nichts für ungut! Aber ich glaube, wenn ich nur diese eine Äußerung von Dir wüßte, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Takt verachten. Glücklicherweise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch.

– Aber Du solltest Burckhardt über Taine reden hören!

Dein Freund N.

An Erwin Rohde

Chur, 23. Mai 1887

Lieber Freund, es ist nicht schön, daß ich vorgestern dergestalt einem plötzlichen Zorn gegen Dich nachgegeben habe, aber zum mindesten ist es gut, daß er herausgekommen ist: denn er hat mir etwas sehr Wertvolles eingebracht, nämlich Deinen Brief, der mich wesentlich erleichtert und meinem Gefühle gegen Dich andre Bahnen gibt.

Dein Wort über Taine klang mir über die Maßen ablehnend und ironisch: was in mir dagegen revol-

tierte, war der Einsiedler, der aus einer allzureichlichen Erfahrung weiß, mit welcher erbarmungslosen Kälte alle Abseitslebenden beiseite getan und auch wohl abgetan werden. Es kommt dazu, daß Taine, außer Burckhardt, in langen Jahren der einzige gewesen ist, der mir ein herzhaftes und teilnehmendes Wort über meine Schriften gesagt hat: so daß ich ihn und Burckhardt einstweilen für meine einzigen Leser halte. Wir sind in der Tat gründlich aufeinander angewiesen, als drei gründliche Nihilisten: ob schon ich selbst, wie Du vielleicht spürst, immer noch nicht daran verzweifle, den Ausweg und das Loch zu finden, durch das man ins „Etwas“ kommt.

Wenn man dergestalt in seinen tiefen Bergwerken steckt und gräbt, wird man „unterirdisch“, zum Beispiel mißtrauisch. Es verdirbt den Charakter: Zeugnis mein letzter Brief. Nimm fürlieb!

Dein N.

An Franz Overbeck

Sils-Maria, 17. Juni 1887

Lieber Freund,

bis jetzt habe ich auch hier oben nicht viel besseres getan als krank sein. Ich kam mit einem heftigen Anfall meines Kopfleidens an, hatte ein 12stündiges Erbrechen und befand mich in einem jener Zustände, an die mein kleines Zimmer hierselbst leider zu gut gewöhnt ist. Dieser Zustand wurde von einer gründlichen allgemeinen Erkältung abgelöst, mit Fieber, Schlaf- und Appetitlosigkeit, Schwindel, Dumpfheit, Schwäche: so daß ich weniger gehen kann als ich möchte und sogleich in Schweiß gerate (trotz der Nähe des Schnee's: vor meinem Fenster liegt der Rest einer Lawine.) Trotzdem freue ich mich, wieder hier zu sein und überhaupt noch da zu sein... Diese letzten Jahre auszuhalten – das war vielleicht

das Schwerste, was mir überhaupt mein Schicksal bisher zugemutet hat. Nach einem solchen Anrufe, wie mein Zarathustra es war, aus der innersten Seele heraus, nicht einen Laut von Antwort zu hören, nichts, nichts, immer nur die lautlose, nunmehr vertausendfachte Einsamkeit – das hat etwas über alle Begriffe Furchtbares, daran kann der Stärkste zugrunde gehen – ach, und ich bin nicht „der Stärkste!“ Mir ist seitdem zumute als sei ich tödlich verwundet, es setzt mich in Erstaunen, daß ich noch lebe. Aber es ist kein Zweifel, ich lebe noch: wer weiß, was ich noch alles zu erleben habe!

Mit Celerina ist es nichts, stelle Dir vor, der alte General Simon ist eben gestorben, und der Wirt will die ausgemachten Bedingungen nicht aufrecht erhalten. Der Verlust dieses alten strengen mir sehr zugehörigen Militärs ist wirklich für mich ein Verlust: er hat so oft mir, um Kantisch zu reden, die „Kritik der praktischen Vernunft“ dargestellt, daß ich nunmehr, im Ausland, wirklich noch ein gut Teil verlassener und „unpraktischer“ daran bin als vorher. Er starb in Siena, 71 Jahre alt. Bei einer kleinen Verschiebung der Dinge im Jahre 1848 wäre er vielleicht einer der einflußreichsten und höchstgestellten Militärs im damaligen Deutschland geworden; er gehörte zur Familie jener begabten Revolutionärs Simon.

In Chur hörte ich, zu meiner wahren Erbitterung, Schumanns Paradies und Peri. Nein, welche schändliche Verweichlichung des Gefühls! Und was für ein Philister und Biedermann schwimmt mitten in diesem See von Limonade gazeuse. Ich bin davongelaufen – mit einer wahren Sehnsucht nach den kurzweiligen und lustigen Melodien unseres Venediger Maestro. Beiläufig: ich habe ihn zu einem letzten Versuch, seine Oper anzubringen, überredet – Bülow

(der jetzt von dem Hamburger Pollini engagiert ist) soll das Werk aufführen. Wenn B. es nicht tut, tut's niemand nicht! Man muß dazu Mut, selbst Paradoxie im Leibe haben.

Treulich Dein N.

Ich bin natürlich „bei weitem der erste“ Gast. Wenn Ende des Monats das Geld flüssig wird, sende es, bitte, rekommandiert, wie gewöhnlich, Sils-Maria: das genügt. Herzliche Grüße an Deine liebe Frau.

An Peter Gast

Sils-Maria, 27. Juni 1887

Lieber Freund,

eine schöne Überraschung sondergleichen! Etwas, das ich Ihnen niemals vergessen will! Eine umanità und delicatezza, jemandem erwiesen, der neuerdings vielleicht ein wenig zuviel vom Gegenteil heimgesucht worden ist! Haben Sie Dank: ich gehe den einzelnen Stimmen nach und entdecke überall Feinheiten und Einfälle, mit denen Sie mich beschenkt haben! Was für eine schöne Kunst, wo man so viele nuances in einem Minimum von Zeit bemerkbar machen kann! — [...]

— Ich kann das Ereignis nicht verschweigen, mit dem ich schlecht fertig werde: oder vielmehr, ich bin innwendig immer noch ganz außer mir. Heinrich von Stein ist tot: ganz plötzlich, Herzschlag. Ich habe ihn wirklich geliebt; es schien mir, daß er mir aufgespart sei für ein späteres Alter. Er gehörte zu den ganz wenigen Menschen, an dessen Dasein ich Freude hatte; auch hatte er großes Vertrauen zu mir. Er sagte noch zuletzt, in meiner Gegenwart kämen ihm Gedanken, zu denen er sonst nicht den Mut fände; ich „befreite“ ihn. Und was haben wir hier oben zusammen gelacht! Er stand im Rufe, nicht zu la-

chen. Sein zweitägiger Besuch hier in Sils ohne Nebenabsichten von Natur und Schweiz, sondern direkt von Bayreuth hierher kommend und direkt von mir zu seinem Vater nach Halle zurückreisend – ist eine der seltsamsten und feinsten Auszeichnungen, die ich erfahren habe. Es machte hier Eindruck; er sagte im Hotel: „ich komme nicht wegen des Engadin“. – Sein letztes Werk, eine Geschichte der Anfänge der Ästhetik (Boileau und so weiter bis Baumgarten, Kant: sehr gelehrt) ist mir gerühmt worden. – Es war bei weitem die schönste Spezies Mensch unter den Wagnerianern: wenigstens soweit ich sie kennengelernt habe. – Diese Sache tut mir so weh, daß ich immer wieder nicht daran glaube. Nein, was ich mich einsam fühle! Zuletzt stirbt mir auch die gute Malwida weg, – wieviele bleiben dann übrig?? Ich fürchte mich, zu zählen. –

Bleiben Sie mir gut und treu, mein lieber Freund  
Gast!

Dankbar der Ihrige

F. N.

An Franz Overbeck

Sils-Maria, den 30. Juni 1887

Lieber Freund,

Deine Nachricht vom Tode Steins (die mir inzwischen auch von seiten des Vaters zugegangen ist) hat mich auf das Allerschmerzlichste berührt: oder vielmehr, ich bin immer noch ganz außer mir darüber. Ich hatte ihn so lieb, er gehörte zu den wenigen Menschen, deren Dasein an sich mir Freude machte. Auch zweifelte ich nicht daran, daß er mir gleichsam für später aufgespart sei: denn solchen Menschen, die, reich und tief, notwendigerweise eine langsame Entwicklung haben, muß man viel Zeit geben. Und man hat sie ihm nicht gegeben! Warum bin ich nicht

an seiner Stelle abgerufen worden – es hätte mehr Sinn gehabt. Aber alles ist so unsinnig: und diese noble Kreatur, die schönste Spezies Mensch, deren ich infolge meiner Wagnerischen Beziehungen überhaupt ansichtig geworden bin, ist nicht mehr! –

Für Deinen Brief meinen angelegentlichen Dank, lieber Freund, um so mehr, als er einem sehr unerquicklichen Zustande zum Trotz entstanden ist. Ich nehme an, daß ungefähr zu gleicher Zeit auch meine „Morgenröte“ in Deine Hände gelangt ist, deren nachdenkliche, aber vielleicht nicht unbedenkliche Vorrede sich Deiner Aufmerksamkeit empfehlen mag. Zuletzt gehört das alles einer Generation zu, die wir beide wahrscheinlich nicht mehr erleben werden: dieselbe, in welcher die großen Probleme, an denen ich leide, so gewiß ich auch durch sie und um ihretwillen noch lebe, leibhaftig werden müssen und in Tat und Wille übergehn müssen. In kurzer Zeit darf ich Dir auch die neue „fröhliche Wissenschaft“ schicken. – [...]

Mit den herzlichsten Wünschen für Deine Besserung bin und bleibe ich treulich

Dein Nietzsche.

Im August kommt Deussen mit seiner Frau durch Sils-Maria. Nietzsche zeigt ihm ein Requiem, welches er für seine eigene Totenfeier komponiert hatte und sagt dabei: „Ich glaube, daß es nicht mehr lange mit mir dauern wird; ich bin jetzt in den Jahren, in welchen mein Vater starb, und ich fühle, daß ich demselben Leiden erliegen werde wie er.“

Beim ersten Wiedersehen vermißt Deussen an seinem alten Freunde die stolze Haltung, den elastischen Gang und die fließende Rede von ehemals. Er scheint sich nur mühsam und etwas nach der Seite hängend zu schleppen, und seine Rede wird manchmal trocken. „Er führte uns dann zu seinen Lieblingsplätzen. Besonders in Erinnerung ist mir noch ein Rasenlager dicht am Abgrunde, hoch über einem in der Tiefe hinbrausenden Gebirgsbach... Am näch-

sten Morgen führte er mich in seine Wohnung, oder, wie er sagte, in seine Höhle. Es war eine einfache Stube in einem Bauernhause, drei Minuten von der Landstraße; Nietzsche hatte sie während der Saison für einen Franken täglich gemietet. Die Einrichtung war die denkbar einfachste. An der einen Seite standen seine mir von früher her meist noch wohlbekannten Bücher, dann folgte ein bäurischer Tisch mit Kaffeetasse, Eierschalen, Manuskripten, Toilettegegenständen in buntem Durcheinander, welche sich weiter über einen Stiefelknecht mit darin steckendem Stiefel bis zu dem noch ungemachten Bette fortsetzte. Alles deutete auf eine nachlässige Bedienung und auf einen geduldigen, sich in alles ergebenden Herrn. Nachmittags brachen wir auf, und Nietzsche gab uns das Geleite bis zum nächsten Dorfe, eine Stunde talabwärts. Hier sprach er nochmals die düstern Ahnungen aus, welche sich leider so bald erfüllen sollten. Als wir Abschied nahmen, standen ihm die Tränen in den Augen, was ich früher nie an ihm gesehen hatte.“<sup>1</sup>

An Franz Overbeck

Sils-Maria, den 17. Sept. 1887

Lieber Freund,

vermutlich bist Du schon in Basel, und vielleicht auch schon wieder in tiefer Arbeit: sie wird Dir eine Art Wohltat sein, nach den überaus schmerzlichen und unabweislichen Eindrücken, die dieser Sommer für Dich mit sich brachte. Ich habe Deinen Bericht mit tiefem Interesse gelesen. —

Dies ist mein letzter Brief, den ich in Sils noch zu schreiben habe: denn ich stehe vor der Abreise. Die nächste Adresse ist, wie ich schon neulich in Aussicht stellte, Venezia, ferma in posta. Es wäre mir wertvoll, das Geld, etwa zur Hälfte, in italienischem Papier (die andre in französischem) zu erhalten (am besten eine 500 Fr.-Note italienisch und eine vom

<sup>1</sup> P. Deussen: Erinnerungen an F. Nietzsche, 1901, Brockhaus, S. 92f.; vgl. S. 2.

gleichen Betrage französisch. Die dickeren Sendungen machen mißtrauisch.) Meine Absichten gehen dahin, etwa zwei Monate in Venedig zu bleiben (und die dortige Bibliothek auf meine Interessen hin einmal in Erwägung zu ziehn); dann aber wieder Nizza aufzusuchen. Die Frage „Klima, Helligkeit des Himmels, Trockenheit der Luft“ hat sich dies Jahr mir wieder in ihrer kardinalen Wichtigkeit ins Gedächtnis geschrieben. Ich darf noch nicht mit Neuem experimentieren. (Später ist, aus Gründen meiner Studien, der Aufenthalt an einer großen Universität mir unumgänglich: wahrscheinlich Leipzig, wo bei weitem das meiste Entgegenkommen für mich ist: ich bin froh, unter uns gesagt, daß [---] Rohde sich dort nicht festgesetzt hat...).

Meine Gesundheit ist seit meinem letzten Briefe wieder in entschiedenem Rückgange; der frühe Herbst (mit überwiegend schlechtem Wetter) hat mir arg zugesetzt.

Der Zufall mit der verlostten Obligation kommt mir insofern nicht unbequem, als ich in Kürze (etwa in 1 $\frac{1}{2}$  Monat) eine größere Summe Geld brauche, um meinen letzten Druck zu bezahlen. Mit dieser Schrift (drei Abhandlungen enthaltend) ist übrigens meine vorbereitende Tätigkeit zum Abschluß gelangt: im Grunde gerade so, wie es im Programm meines Lebens lag, zur rechten Zeit noch, trotz der entsetzlichsten Hemmnisse und Gegenwinde: aber dem Tapferen wird alles zum Vorteil. (Der einzige bisherige Leser der genannten Schrift „Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift“, mein alter ständiger Korrektor Köselitz hat, wie der beiliegende Brief verrät, viel Vergnügen an ihr.)

Professor Deussen hat mich hier besucht, mit seiner kleinen Frau; rührende Anhänglichkeit an mich.

Er reist nach Griechenland; der Umweg über Sils war sehr lebenswürdig. Übrigens der erste Philosophieprofessor Schopenhauerschen Bekenntnisses: und, daß er zu dieser Denkweise gelangt ist, daran soll ich und niemand sonst schuld sein. *Va benissimo!* Ich lege mehr Wert darauf, daß D. der erste europäische Gelehrte ist, der die indische Philosophie von innen her, auf Grund Kantisch-Schopenhauerscher Vorbereitung, versteht (– er „glaubt“ an sie: dazu war in der Tat Schop. die notwendige Zwischenstufe.) Er brachte mir das raffinierteste Werk jener Philosophie, die Sûtras des Vedânta, von ihm übersetzt und auf Kosten der Akademie gedruckt. –

Weißt Du etwas Persönliches von Herrn Karl Spitteler, der jetzt in Basel lebt (Gartenstr. 74: er schrieb an mich)? Unzweifelhaft ein eminent feiner und interessanter Kopf; wie steht er sonst? Er scheint erbittert; [–] Ich suche für seine ästhetischen Abhandlungen einen Verleger (... für mich selber einen Verleger zu finden habe ich aufgegeben ...) Mich Dir und Deiner lieben Frau angelegentlichst empfehend  
Dein Freund

N.

An Gustav Krug

Venedig, Oktober 1887

Lieber Gustav,

hiermit übersende ich Dir als meinem ältesten Freund und Bruder in *arte musica*, das einzige, was von meiner Musik übrigbleiben soll – eine Art Glaubensbekenntnis in Tönen, das sich dazu eignen möchte, einmal „zu meinem Gedächtnis“ gesungen zu werden. / Denn so ein Philosoph, wie ich, der durchaus keine Gegenwart hat und haben will, hat vielleicht eben damit eine kleine Anwartschaft auf „Zukunft“ –

– Kannst Du Dir dieses kleine Chorwerk nicht einmal vorführen lassen? Ich erinnere mich der herrlichen Klangwirkung des Gürzenichsaaes. Ein guter Chor dürfte sich von diesem Hymnus (der eine energische Haltung und zuletzt einen dramatischen Hauptakzent hat) keinen kleinen Erfolg versprechen.

In alter Liebe und Treue, mit den herzlichsten Empfehlungen an Deine liebe Frau,

Dein Freund

Nietzsche.

An Erwin Rohde

Nizza, den 11. November 1887

Lieber Freund,

es scheint mir, daß ich noch etwas von diesem Frühjahr her bei Dir gut zu machen habe? Zum Zeichen, daß es mir nicht an gutem Willen dazu fehlt, sende ich hiermit eine eben erschienene Schrift an Dich ab (– vielleicht bin ich Dir dieselbe zu alledem auch schuldig, denn sie steht im engsten Verbande mit jener, welche ich Dir zuletzt übersendete –). Nein, laß Dich nicht zu leicht von mir entfremden! In meinem Alter und in meiner Vereinsamung verliere ich wenigstens die paar Menschen nicht gern mehr, zu denen ich einmal Vertrauen gehabt habe.

Dein N.

Nota bene. Über Mr. Taine bitte ich Dich zur Besinnung zu kommen. Solche grobe Sachen, wie Du über ihn sagst und denkst, agacieren mich. Dergleichen vergebe ich dem Prinzen Napoleon; nicht meinem Freunde Rohde. Wer diese Art von strengen und großherzigen Geistern mißversteht (– Taine ist heute der Erzieher aller ernsteren wissenschaftlichen Charaktere Frankreichs), von dem glaube ich nicht leicht, daß er etwas von meiner eignen Aufgabe versteht.

Aufrichtig, Du hast mir nie ein Wort gesagt, das mir zu vermuten erlaubte, Du wüßtest, welches Schicksal auf mir liegt. Habe ich Dir je daraus einen Vorwurf gemacht? Nicht einmal in meinem Herzen; und sei es auch nur deshalb, weil ich es überhaupt von niemandem anders gewohnt bin. Wer wäre mir bisher auch nur mit einem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen! Hat irgendwer auch nur einen Schimmer von dem eigentlichen Grunde meines langen Siechtums erraten, über das ich vielleicht doch noch Herr geworden bin? Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin. —

An Franz Overbeck

Nizza, den 12. November 87

Lieber Freund,

zu Deinem Geburtstage habe ich bereits ein paar kleine Gaben vorausgeschickt: den Hymnus an das Leben\*, insgleichen das neueste (und für längere Zeit letzte) Buch. Heute habe ich nicht nur meine Wünsche für Dein bevorstehendes Lebensjahr hinzuzufügen (für Deine Gesundheit, für Deinen Kampf mit Rheumatism. und Scholastik!..): vor allem den Ausdruck meiner Verehrung und Dankbarkeit für die unwandelbare Treue, die Du mir in der härtesten und unverständlichsten Zeit meines Lebens bewiesen hast. Es scheint mir, daß sich eine Art Epoche für mich abschließt; ein Rückblick ist mehr als je am

\* [Am Rande:] Der Hymnus soll einmal dienen, „zu meinem Gedächtnisse“ gesungen zu werden: sagen wir, etwa heute über hundert Jahre, wenn man begriffen haben wird, worum es sich bei mir gehandelt hat.

Platz. Zehn Jahre Krankheit, mehr als zehn Jahre; und nicht so einfach Krankheit, für die es Ärzte und Arzneien gäbe. Weiß eigentlich irgend jemand, was mich krank machte? was mich jahrelang in der Nähe des Todes und im Verlangen nach dem Tode festhielt? Es scheint mir nicht so. Wenn ich R. Wagner ausnehme, so ist mir niemand bisher mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen, um mich mit ihm „zu verstehn“; ich war dergestalt schon als Kind allein, ich bin es heute noch, in meinem 44ten Lebensjahre. Dieses schreckliche Jahrzehnt, das ich hinter mir habe, hat mir reichlich zu kosten gegeben, was Alleinsein, Vereinsamung bis zu diesem Grade, bedeutet: die Vereinsamung und Schutzlosigkeit eines Leidenden, der kein Mittel hat sich auch nur zu wehren, sich auch nur „zu verteidigen“. Mein Freund Overbeck abgerechnet (und drei Menschen noch dazu) hat sich in den letzten zehn Jahren fast jedermann, den ich kenne, mit irgendeiner Absurdität an mir vergriffen, sei es mit empörenden Verdächtigungen, sei es mindestens in der Form schnöder Unbescheidenheit (zuletzt noch Rohde [— —]). Das hat mich, um das Beste davon zu sagen, unabhängiger gemacht; aber auch härter vielleicht und menschenverachtender als ich selbst wünschen möchte. Glücklicherweise habe ich esprit gaillard genug, um mich gelegentlich über diese Erinnerungen ebenso lustig zu machen, wie über alles andre, was nur mich betrifft; und überdies habe ich eine Aufgabe, die mir nicht erlaubt, viel an mich zu denken (eine Aufgabe, ein Schicksal oder wie mans nennen will). Diese Aufgabe hat mich krank gemacht, sie wird mich auch wieder gesund machen, und nicht nur gesund, sondern auch wieder menschenfreundlicher und was dazu gehört. —

Das Geld ist glücklich in meine Hände gelangt, und ohne daß ich vorher in irgendwelche Schwierigkeit geraten wäre. Mit Nizza halte ich es jetzt so, wie mit Sils Maria: ich versuche mich mit ihm zu arrangieren und stelle mir die guten und bewiesenen Faktoren in den Vordergrund: sein belebendes und erheiterndes Klima, seine Lichtfülle (welche mir einen Gebrauch meiner Augen gestattet, der außer allem Verhältnis zu dem steht, was sie anderwärts, namentlich in Deutschland, leisten). Die pension de Genève, tüchtig verbessert u. mit viel gutem Willen der Zukunft entgegengehend, hat mir diesmal ein wirkliches Arbeitszimmer hergerichtet (mit Licht- und Farbenmodifikationen, welche für mich absolut wichtig sind); ein kleiner Natron-Carbon-Ofen ist von Naumburg aus an mich unterwegs. Ich zahle etwas mehr Pension als früher ( $5\frac{1}{2}$  frcs. per Tag, Wohnung und 2 Mahlzeiten: meinen Morgentee besorge ich selbst); aber, unter uns gesagt, jeder andre Gast zahlt mehr (8–10 frcs.). Beiläufig: eine Tortur für meinen Stolz!!!

– Du weißt, was ich jetzt von mir verlange: meine Orte dafür sollen Nizza und Sils-Maria bleiben (Venedig als Zwischenakt: ich habe eine herrliche Erinnerung an Köselitz, der seine gütige und hohe Seele sich zu bewahren gewußt hat, trotz aller Art Enttäuschung, und jetzt Musik macht, für die ich kein anderes Wort mehr habe als „klassisch“. Zwei Sätze einer Symphonie z. B., der schönste „Claude Lorrain“ in Musik, den ich kenne.) Dir und Deiner lieben Frau einen glücklichen und guten Tag wünschend, Dein N.

[Am Rande] Prof. Deussen sendet Dir seinen Gruß; er war diesen Herbst in Athen. Ich bekam von ihm ein

Lorbeer- und Feigenblatt geschickt, dort gepflückt, wo die Akademie Platos gestanden hat.

In diesen Wochen wird auch die Rechnung C. G. Naumanns über die Herstellungskosten des neuen Buchs einlaufen; Du bekommst sofort von mir Mitteilung.

An Peter Gast

Nizza, 24. November 1887

Lieber Freund,

ich genieße diesen Morgen eine große Wohltat: zum ersten Male steht ein „Feuergötze“ in meinem Zimmer: ein kleiner Ofen – ich bekenne, daß ich um ihn herum bereits einige heidnische Sprünge gemacht habe. Die Zeit bis heute war eine blaufingrige Fröstelei, bei der auch meine Philosophie nicht auf den besten Füßen stand. Es ist schlecht erträglich, wenn man im eignen Zimmer den eiskalten Anhauch des Todes spürt, – wenn man sich nicht auf sein Zimmer auf seine Burg zurückziehen kann, sondern nur wie in sein Gefängnis zurückgezogen wird –. Der Regen floß stromweise die letzten zehn Tage: man hat berechnet, daß auf einen Quadratmeter 208 Liter Wasser gefallen sind. Der Oktober war der kälteste, den ich bisher erlebte, der November der regenreichste. Nizza ist noch ziemlich leer; doch sind wir 25 Personen bei Tische, freundliche und wohlwollende Menschlein, gegen die nichts einzuwenden ist.

Inzwischen hat nur Overbeck geschrieben, voll Freude über den „Hymnus“ und seine „schöne, ungemein eindringliche und würdevolle Weise“; („mir kommt Deine jetzige Musik außerordentlich einfach vor“). Er hebt den „prachtvollen, wiederum so sprechenden Akzent auf dem ersten ‚Pein‘“ heraus und „die mir fast noch mehr ins Herz klingende Beschwichtigung

der Schlußakte.“ – Freund Krug (der mich übrigens bittet, den Justizrat in Regierungsrat umzuwerten –) spricht von „tiefer Rührung bis zu Tränen“. „Ich hoffe bestimmt, daß der Chor hier aufgeführt wird... Die Instrumentation ist vortrefflich, soweit ich beurteilen kann. Sie zeigt eine angenehme Steigerung und Abwechslung bei weiser Mäßigung, wie z. B. auf S. 8, wo die Worte „und in der Glut des Kampfes“ durch das Tremolo der Bratschen und die Tenorposaune mit nachfolgender p-Fanfare der Trompete nur leise gedeutet werden. Schön wird sich auch S. 6 und 10 die zart herabsteigende Flöte ausnehmen“ usw. usw. –

– Daß Gluck zu seinen ersten Anhängern Rousseau gehabt hat, gibt zu denken: mir wenigstens ist alles, was dieser Mensch geschätzt hat, ein wenig fragezeichenwürdig; insgleichen alle, die ihn geschätzt haben (– es ist eine ganze Familie Rousseau, dahin gehört auch Schiller, zum Teil Kant; in Frankreich George Sand, sogar Sainte-Beuve; in England die Eliot usw.). Jedermann, der „die moralische Würde“ nötig gehabt hat, faute de mieux, hat zu den Verehrern Rousseaus gehört, bis auf unsern Liebling Dühring hinab, der den Geschmack hat, sich in seiner Selbstbiographie geradezu als Rousseau des neunzehnten Jahrhunderts zu präsentieren. (Bemerken Sie, wie jemand sich zu Voltaire und Rousseau verhält: es macht den tiefsten Unterschied, ob er zum ersten Ja sagt oder zum zweiten. Die Feinde Voltaires [z. B. Victor Hugo, alle Romantiker, selbst die letzten Raffinierten der Romantik, wie die Gebrüder Goncourt] sind allesamt gnädig gegen den maskierten Pöbelmann Rousseau – ich argwöhne, daß auf dem Grunde der Romantik selbst etwas von pöbelhaftem Ressentiment zu finden ist..) Voltaire

ist eine prachtvolle geistreiche canaille; aber ich bin der Meinung Galianis:

„un monstre gai vaut mieux  
qu'un sentimental ennuyeux“.

Voltaire ist nur auf dem Boden einer vornehmen Kultur möglich und erträglich, die sich eben den Luxus der geistigen canaillerie gestatten kann...—

Sehen Sie, welche warmen Gefühle, welche „Toleranz“ bereits mein Ofen in mich überzuströmen beginnt...

Bitte, lieber Freund, halten Sie sich diese Aufgabe gegenwärtig, Sie kommen nicht um dieselbe herum: Sie müssen in rebus musicis et musicantibus die strengeren Prinzipien wieder zu Ehren bringen, durch Tat und Wort, und die Deutschen zu dem Paradoxon verführen, das nur heute paradox ist: daß die strengeren Prinzipien und die heitere Musik zusammengehören...

Treulich und dankbar

Ihr Freund

N.

An Carl von Gersdorff

Nizza, 20. Dez. 1887

Lieber Freund,  
selten in meinem Leben hat mir ein Brief solche Freude gemacht, wie der Deinige vom 30. November. Es scheint mir, daß damit alles zwischen uns auf das Rechtschaffenste und Gründlichste wieder in Ordnung gebracht ist. Ein solches Glück konnte gar nicht auf einen passenderen Zeitpunkt mir aufgespart bleiben, als es der jetzige ist. In einem bedeutenden Sinn steht mein Leben gerade jetzt wie im vollen Mit-

tag: eine Tür schließt sich, eine andre tut sich auf. Was ich nur in den letzten Jahren getan habe, war ein Abrechnen, Abschließen, Zusammenaddieren von Vergangenen, ich bin mit Mensch und Ding nachgerade fertig geworden und habe einen Strich drunter gezogen. Wer und was mir übrigbleiben soll, jetzt wo ich zur eigentlichen Hauptsache meines Daseins übergehn muß (überzugehn verurteilt bin...), das ist jetzt eine kapitale Frage. Denn, unter uns gesagt, die Spannung, in welcher ich lebe, der Druck einer großen Aufgabe und Leidenschaft, ist zu groß, als daß jetzt noch neue Menschen an mich herankommen könnten. Tatsächlich ist die Öde um mich ungeheuer; ich vertrage eigentlich nur noch die ganz Fremden und Zufälligen und, andrerseits, die von alters her und aus der Kindheit mir Zugehörigen. Alles andre ist abgebröckelt, oder auch abgestoßen worden (es gab viel Gewalttames und Schmerzliches dabei -).

Es bewegte mich, Deinen Brief, und Deine alte Freundschaft darin, gerade jetzt zum Geschenk zu erhalten. Etwas Ähnliches geschah im vorigen Sommer, als plötzlich Deussen im Engadin erschien, den ich 15 Jahre lang nicht gesehn hatte (- er ist der erste Philosophieprofessor Schopenhauerischer Konfession und behauptet, daß ich die Ursache seiner Verwandlung sei). Ingleichen bin ich tief dankbar für alles das, was ich dem Venediger maëstro verdanke. Ich habe ihn fast jedes Jahr besucht und darf Dir ohne jede Übertreibung sagen: er ist in rebus musicis et musicantibus meine einzige Hoffnung, mein Trost und mein Stolz. Denn er ist beinahe aus mir gewachsen: und das, was er jetzt von Musik macht, ist an Höhe und Güte der Seele und an Klassizität des Geschmacks weit über allem, was jetzt sonst von Musik gemacht wird. Daß man sich ablehnend und

unanständig gegen ihn verhält und daß er ganze Jahre einer wirklichen Tortur durch Zurückweisungen, Taktlosigkeiten und deutsche Tölpeleien durchgemacht hat, steht dazu nicht im Widerspruch. Aber dies ist die Moral der Geschichte: entweder geht man an den Widerwärtigkeiten des Lebens zugrunde oder kommt stärker aus ihnen heraus.

Auch Du, mein lieber alter Freund! Du Vielgeprüfter! wirst diesen Satz unterschreiben können? —

Es scheint mir, daß ich Dir diesmal einen Geburtstagsbrief geschrieben habe? Ganz wie ehemals, in unsrer „guten alten“ Zeit? (Ich bin Dir wirklich nicht einen Augenblick untreu geworden: sage das auch Deiner lieben Frau, zugleich mit meiner gelegentlichen Empfehlung!)

In alter Liebe und

Freundschaft

Dein Nietzsche.

Eben erschienen, bei E. W. Fritsch: Hymnus an das Leben. Für gemischten Chor und Orchester komponiert von Friedrich Nietzsche. Partitur. — Bitte, lies doch die neue Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft“: — es ist einiges zum Lachen darin.

An die Schwester

Nizza, 26. Dezember 1887

Mein liebes altes Lama,

wirklich kam Dein Weihnachts-Gruß ganz zur rechten Zeit in meine Hände — bei dieser Entfernung ein wahres Wunder —, aber er fand mich nicht in der von Dir so sehr gewünschten „Heiterkeit“. Ich könnte fast sagen: im Gegenteil! Trotzdem mache ich mir immer klar, daß meine jetzt etwas vereinsamte Exi-

stenz, selbst wenn sie ein Übel sein sollte, doch das geringere von zwei Übeln ist, — und daß ich mich sehr viel schlimmer befinden würde, wenn ich jetzt Versuche machte, wieder mitten unter alten Bekannten und Freunden zu leben. Meine Aufgabe ist jetzt, mich so tief wie möglich zu sammeln und allen Störungen aus dem Wege zu gehen, die das Gleichgewicht meines Geistes zu schädigen imstande wären, damit die Frucht meines Lebens langsam reif und süß wird und nichts Saures und Verbittertes in sie kommt. Niemand kennt mich genügend; und meine Geschichte dieser letzten 15 Jahre ist Jedermann ein Rätsel. Keiner meiner „Freunde“ weiß, womit man mir wohl- und womit wehetut; und nachdem ich Malheurs aller Art durch die wohlwollende Voraussetzung erlebt habe, daß man ungefähr wisse, worum es sich bei mir handle, bin ich endlich klug genug geworden, mich von dieser Voraussetzung loszumachen. Mögen sie's treiben, wie sie Lust haben: ich treibe es nunmehr auf eigne Faust und will von Denen nichts mehr, welche mir nichts zu geben haben. Später wird sich das Urteil über mich schon wieder berichtigen. — Eine der größten Dummheiten hast Du, mein armes Lama, gemacht — für Dich und für mich! Deine Verbindung mit einem antisemitischen Chef drückt eine Fremdheit gegen meine ganze Art zu sein aus, die mich immer von neuem mit Groll oder Melancholie erfüllt. Du sagst zwar, Du habest den Koloniasator Förster und nicht den Antisemiten geheiratet und dies ist auch richtig; aber in den Augen der Welt wird Förster bis an sein Lebensende der Antisemitenchef bleiben. Also um des Himmels willen kein „Friedrichsland“ oder „Friedrichshof“! Ich habe Dich doch ausdrücklich um den Namen „Lamaland“ gebeten.

Weißt Du, mein gutes Lama, es ist eine Ehrensache für mich, nach Seiten des Antisemitismus hin absolut reinlich und unzweideutig zu sein, nämlich ablehnend, wie ich es in meinen Schriften tue. Man hat mich in den letzten Zeiten mit Briefen und antisemitischen Korrespondenzblättern heimgesucht; mein Widerwille vor dieser Partei (die gar zu gern ihren Vorteil von meinem Namen haben möchte!) ist so ausgesprochen wie möglich, aber die Verwandtschaft mit Förster, ebenso wie die Nachwirkung meines ehemaligen antisemitischen Verlegers Schmeitzner, bringen immer wieder die Anhänger dieser unangenehmen Partei auf die Vorstellung, ich müsse wohl zu ihnen gehören. Wie sehr mir das schadet und geschadet hat, kannst Du Dir kaum vorstellen. Die gesamte deutsche Presse schweigt meine Schriften tot – seitdem! sagt Overbeck! Es erweckt vor allem Mißtrauen gegen meinen Charakter, wie als ob ich öffentlich etwas ablehne, was ich im Geheimen begünstige, – und daß ich nichts dagegen zu tun vermag, daß in jedem antisemitischen Korrespondenzblatt der Name „Zarathustra“ gebraucht wird, hat mich schon mehrere Male beinahe krank gemacht. – Verzeihung! es ist unrecht, Dir das zu sagen und unbillig das arme Lama für die Gesinnungen dieser Partei verantwortlich zu machen. Aber ich bin nicht immer „billig“ gesinnt.

Malwida schrieb mir einmal, daß ich gegen zwei ungerecht wäre: gegen Wagner und gegen Dich, meine Schwester. Warum wohl? Vielleicht weil ich Euch beide am meisten geliebt habe und den Groll nicht überwinden kann, daß Ihr mich verlassen habt? – Deshalb lies aus all meinen schlimmen Gedanken und scharfen Worten den Schmerz heraus, daß ich Dich verloren habe und daß Dein Name mit einer Partei

in Verbindung gebracht wird, mit der Dich kein einziger gemeinschaftlicher Gedanke verbindet, mit welcher Du nichts zu tun hast.

Ich weiß es wohl, daß sich seit Jahren verschiedene Leute bemüht haben, Dir und mir begreiflich zu machen, daß Du nicht zu mir und zu meiner Philosophie paßt. Wir armen impressionabeln Menschen sind zuweilen schwach und fremden Einflüssen zugänglich, aber glaube mir: ich habe mich nie durch Deine „kindliche Außenseite“ täuschen lassen! Das ist „Dein Vordergrund“, hinter dem sich ein Charakter verbirgt, der der besten und tapfersten Handlungen fähig ist. Ich hätte Dir das öfter sagen sollen, aber ein alter Einsiedler und Philosoph verlernt es ganz, Liebe und Wertschätzung zu zeigen. Erst seit Du so weit davon gelaufen, fühle ich, wieviel Du mir gewesen bist. Du warst meine Erholung, die Brücke zu den „Andern“! Jetzt sitze ich einsam auf ödem Gestein, dunkle Fluten trennen mich von den andern Ufern, – kein Laut, kein Wort der Liebe erreicht mich mehr.

Dein F. N.

Nachschrift. Wenn Euer Buchhändler Euch meine Komposition schicken sollte, so wirst Du die Melodie erkennen. Sie stammt aus meiner glücklichsten Zeit, als ich „Schopenhauer als Erzieher“ schrieb und noch an Freunde und Freundschaft glaubte. Bei manchen Stellen höre ich weit in der Ferne den Rheinfall rauschen. Weißt Du noch? – Aber Verse und Orchestrierung sind nicht von mir, das weißt Du auch. Es ist bei dieser Veröffentlichung ein wenig Mystifikation, die gelegentlich am rechten Ort aufgeklärt werden soll.

1888

An Paul Deussen

Nizza, den 3. Januar 1888

Lieber Freund,

das Jahr hat begonnen, ich schreibe eben zum ersten Male seine drei Achten: was kann ich zu seinen Ehren Besseres tun, als meinem alten Freunde Deussen einen Neujahrsbrief zu schreiben? Zumal derselbe in diesem Falle auch zugleich ein Geburtstagsbrief sein wird.

Wie alt man schon ist? Wie jung man noch werden wird?...

Ich habe einen so hohen Begriff von Deiner tätigen und tapfren Existenz, daß es wenig Sinn hat, besondere Wünsche auszudrücken. Wer einen eigenen Willen in die Dinge zu legen hat, über den werden die Dinge nicht Herr; zuletzt arrangieren sich die Zufälle noch nach unsern eigentlichsten Bedürfnissen. Ich erstaune oft, wie wenig die äußerste Ungunst des Schicksals über einen Willen vermag. Oder vielmehr: ich sage mir, wie sehr der Wille selbst Schicksal sein muß, daß er immer wieder auch gegen das Schicksal Recht bekommt, ὅπερ μόρον —

Seltsam, daß gerade jetzt mir meine ältesten Freunde wieder in die Nähe gekommen sind (außer Dir zum Beispiel auch Carl von Gersdorff, von dem ich jüngst einen herrlichen Brief hatte). Nämlich zu gleicher Zeit, wo ich meiner radikalen Vereinsamung mir bewußt werde und wo ich, schmerzhaft und ungeduldig, eine menschliche Beziehung nach der andren von mir ablöse, ablösen muß. Im Grunde macht jetzt alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten zwei Jahren überhaupt getan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Ar-

beit: mich von meiner Vergangenheit zu isolieren, die Nabelschnur zwischen mir und ihr zu lösen. Ich habe so viel erlebt, gewollt und, vielleicht, erreicht, daß eine Art Gewalt not tut, um wieder fern und los davon zu werden. Die Vehemenz der inneren Schwüngen war ungeheuer; daß dies ungefähr auch aus der Ferne bemerkbar ist, erschließe ich aus den regulären epithetis ornantibus, mit denen man mich seitens der deutschen Kritik behandelt („exzentrisch“, „pathologisch“, „psychiatrisch“, et hoc genus omne). Diese Herren, die keinen Begriff von meinem Zentrum, von der großen Leidenschaft haben, in deren Diensten ich lebe, werden schwerlich einen Blick dafür haben, wo ich bisher außerhalb meines Zentrums gewesen bin, wo ich wirklich „exzentrisch“ war. Aber was liegt daran, daß man sich über mich und an mir vergreift! Schlimmer wäre es, wenn man's nicht täte (— es würde mich mißtrauisch gegen mich selber machen).

Jetzt begehre ich für eine Reihe Jahre nur eins: Stille, Vergessenheit, die Indulgenz der Sonne und des Herbstes für etwas, das reif werden will, für die nachträgliche Sanktion und Rechtfertigung meines ganzen Seins (eines sonst aus hundert Gründen ewig problematischen Seins!)

Für alles, was Du Deinerseits vorhast, habe ich, wie Du weißt, eine tiefe Sympathie. Auch gehört es zu den wesentlichsten Förderungen meiner Vorurteilslosigkeit (meines „übereuropäischen Auges“), daß Dein Sein und Wirken mich immer wieder an die einzige große Parallele erinnert, die es zu unsrer europäischen Philosophie gibt. Hier in Frankreich herrscht in betreff dieser indischen Entwicklung noch immer die alte vollkommene Unwissenheit: so daß z. B. die Anhänger A. Comtes ganz naiv Gesetze

für eine historisch-notwendige Entwicklung und Folge der philosophischen Hauptdifferenzen konstruieren, bei denen die Inder gar nicht in Betracht kommen, – Gesetze, denen die indische Entwicklung widerspricht. Aber das weiß Msr. de Roberty nicht (*l'ancienne et la nouvelle philosophie*, 1887).

Gib mir irgendwann einmal wieder ein Lebenszeichen, alter Freund; inzwischen empfehle ich, gesetzt, daß Du Lust und Zeit hast Dich mit mir zu unterhalten, Dir etwas von meiner Immoralistenliteratur zu Gemüte zu führen (besonders „Die fröhliche Wissenschaft“ und die „Morgenröte“, wohlverstanden in den neuen Ausgaben: – auch gibt es da dies und jenes zu lachen).

Deiner lieben Frau, welche mir mit ihrer kleinen tapfren und treuen Art sehr gut im Gedächtnis geblieben ist, meinen ergebensten Gruß und Glückwunsch.

Von Herzen

Dein Nietzsche.

Mein Wunsch, den Winter einmal wieder an einer gelehrten Stätte Deutschlands zu verleben mit der Nachbarschaft guter Freunde und Bücher (ein Wunsch, der in Hinsicht auf die Ernährungsbedürfnisse meines Geistes sich bisweilen zum Hunger und zur Tortur steigert) ist bisher immer an der force majeure (oder mineure –) meiner Gesundheit gescheitert. Aber „einst wird kommen der Tag“ – – –

An Franz Overbeck

[Postkarte] Nizza, den 4. Januar 1888

Dein lieber Brief samt dem Gelde glücklich ange-  
langt; schönsten Dank! Nur ein Wort hinsichtlich  
des Buchs: es war der Deutlichkeit wegen geboten,

die verschiedenen Entstehungsherde jenes komplexen Gebildes, das Moral heißt, künstlich zu isolieren. Jede dieser 3 Abhandl. bringt ein einzelnes primum mobile zum Ausdruck; es fehlt ein viertes, fünftes und sogar das wesentlichste („der Herdeninstinkt“) – dasselbe mußte einstweilen, als zu umfänglich, beiseite gelassen werden, wie auch die schließliche Zusammenrechnung aller verschiedenen Elemente und damit eine Art Abrechnung mit der Moral. Dafür sind wir eben noch im „Vorspiele“ meiner Philosophie. (Zur Genesis des Christentums bringt jede Abhandl. einen Beitrag; nichts liegt mir ferner, als dasselbe mit Hilfe einer einzigen psycholog. Kategorie erklären zu wollen.) Doch wozu schreibe ich das? Dergleichen versteht sich eigentlich zwischen Dir und mir von selbst.

Treulich und dankbar  
Dein N.

An die Schwester

Nizza, d. 25. Januar 1888

Mein altes liebes Lama.

Mit großer Genugtuung las ich den Pään meines Herrn Schwagers auf seine „unvergleichliche Frau“. Ich bin stolz, Dich erzogen zu haben – nur wenige Frauen würden mit solcher Tapferkeit, Anspruchlosigkeit und Heiterkeit diese außerordentlichen Schwierigkeiten überwinden. Aber bitte! etwas weniger Bescheidenheit! Vergiß doch nicht, daß die Herde nach pittoresken Menschen verlangt, d. h. nach solchen, die aus ihren Begabungen, Absichten, Erfolgen ein Bild mit so groben aufdringlichen Zügen machen, daß sie auch das blödeste Auge erkennt. Die Herde verehrt die Pose, die feierliche Attitüde, die uns beiden so zuwider ist. Nur die feinen Geister ver-

stehn die Scham des Edeln, der sein Höchstes und Bestes in schlichter Umhüllung verbirgt. Ich bin sicher, daß unter dieser Menschheit da drüben nur wenige ahnen, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen Dich selbst, mit welcher leidenschaftlichen Entschlossenheit Du Deine Ideale zu verwirklichen suchst. Ich frage mich nur: sind diese Ideale so viel Aufopferung wert? Ich fürchte, ich fürchte, Du wirst noch viele bittere Enttäuschungen in Deinem Leben zu überwinden haben. Schließlich wirst Du ein skeptisches altes Weibchen werden -- ohne Deine Tapferkeit verloren zu haben und gut zu Deinem alten skeptischen Bruder passen. Wie wollen wir dann über den verfluchten Idealismus unserer Jugend lachen -- vielleicht mit Tränen. -- -- --

Nun muß ich Dir aber ein kleines Erlebnis erzählen: als ich gestern meinen gewohnten Spaziergang machte, hörte ich plötzlich auf einem Nebenwege jemand sprechen und warm und herzlich lachen (es klang fast, als ob Du es wärest); und als dann der jemand zum Vorschein kam, war es ein reizendes braunäugiges Mädchen, das mich sanft wie ein Reh anschaute. Da wurde es mir einsamen Philosophen ganz warm ums Herz -- ich gedachte Deiner Heiratspläne und konnte mich auf dem ganzen Spaziergange nicht von dem Gedanken an das liebliche junge Mädchen losreißen. Gewiß, es würde mir wohlthun, etwas so Holdes um mich herum zu haben -- aber würde es ihr wohlthun? Würden sie meine Ansichten nicht unglücklich machen? und würde es mir nicht das Herz brechen (vorausgesetzt, daß ich sie liebte) ein so liebliches Wesen leiden zu sehen? ... Nein, nichts von Heiraten! --

Aber Du dankst auch mehr an einen guten Kame-  
raden [---] Meinst Du wirklich, daß eine solche

Emanzipierte mit ihrer flötengegangenen Weiblichkeit ein guter Kamerad oder als Ehegattin überhaupt nur erträglich sein könnte? Du vergißt, daß ich trotz meiner schlechten Augen einen stark entwickelten Schönheitssinn habe, ganz abgesehen davon, daß mir solche verbitterte Frauenzimmer „zuwider“ sind und mir die Laune und die ganze Atmosphäre verderben. Viel Geist bei einer Frau ist für mich immer noch sehr wenig und meistens ist dieser sogenannte „Geist“, von dem sich nur oberflächliche Männer düpiere lassen, nichts als die lächerlichste Anmaßung. Nichts ermüdender als solche geistreiche Gans, die nicht einmal weiß, wie langweilig sie ist. Denke an Frau O. ! wobei ich aber zugeben muß, daß Fr. X. ungleich angenehmer ist – aber trotzdem! Du glaubst, daß sie die Liebe verändern würde, aber ich glaube nicht an irgendwelche Veränderung durch „Liebe“. Übrigens Du hast sie viele Jahre nicht gesehen, offenbar hat sie sich nach der häßlichen, unweiblichen Seite hin entwickelt; – glaube mir, wenn Du sie jetzt sähest – der Gedanke an Liebe und Ehe würde Dir bei ihrem Anblick ebenso absurd erscheinen wie mir. Glaube mir, für Menschen wie ich bin, würde immer noch eine Heirat im Stil unseres Goethe das beste sein, d. h. eine gute Haushälterin heiraten! Aber auch diese Vorstellung macht mich schauern! Nein sicherlich, eine Frau fehlt mir nicht, eher schon eine junge lustige Tochter, für die ich ein Gegenstand der Verehrung und Fürsorge wäre. Das Beste aber wäre, ich hätte mein altes gutes Lama wieder. Eine Schwester ist für einen Philosophen eine sehr wohltätige Einrichtung, vorzüglich wenn sie heiter, tapfer und liebevoll ist (kein alter Sauertopf wie die Schwester von G. Keller!) – aber solche Wahrheiten erkennt man meistens erst, wenn es zu spät ist.

So, das war eine schöne Heiratsplauderei mit dem Lama. Mit vielen warmen Wünschen und Grüßen an Dich und Deinen Bernhard.

Treulich Dein F.

An Franz Overbeck

[Entwurf] Nizza, Februar 1888

Hier nur drei Worte, um etwas Gutes zu melden. Große Ruhe und Erleichterung eingetreten; eine lange, äußerst schmerzhafteste Krisis, bei der meine ganze Sensibilität in Aufruhr war, scheint ad acta gelegt.

Als factum brutum ausgedrückt: die erste Niederschrift meiner „Umwertung aller Werte“ ist fertig. Die Gesamt-Konzeption dafür war bei weitem die längste Tortur, die ich erlebt habe, eine wirkliche Krankheit. Ihr ändern „Erkennenden“, Ihr habt es besser, und nicht so unvernünftig! Ihr kennt die Wahrheit nicht als etwas, das man sich Stück für Stück vom Herzen abreißt und bei dem jeder Sieg sich mit einer Niederlage rächt.

An Franz Overbeck

Nizza, den 3. Februar 1888

Lieber Freund,

hier ist endlich die Rechnung des Herrn C. G. Naumann: darf ich Dich bitten, dieselbe mit Hilfe des dazu deponierten Geldes zu berichtigen? Eile tut nicht not; ich mache mir ein Gewissen daraus, Dich mit solchen Anliegen in Deiner Arbeitsruhe zu stören. —

Auch ich bin sehr in Tätigkeit; und die Umriss

der ohne allen Zweifel ungeheuren Aufgabe, die jetzt vor mir steht, steigen immer deutlicher aus dem Nebel heraus. Es gab düstere Stunden, es gab ganze Tage u. Nächte inzwischn, wo ich nicht mehr wußte, wie leben und wo mich eine schwarze Verzweiflung ergriff, wie ich sie bisher noch nicht erlebt habe. Trotzdem weiß ich, daß ich weder rückwärts, noch rechts, noch links weg entschlüpfen kann: ich habe gar keine Wahl. Diese Logik hält mich jetzt allein aufrecht: von allen andern Seiten aus betrachtet ist mein Zustand unhaltbar und schmerzhaft bis zur Tortur. Meine letzte Schrift verrät etwas davon: in einem Zustande eines bis zum Springen gespannten Bogens tut einem jeder Affekt wohl, gesetzt, daß er gewaltsam ist. Man soll jetzt nicht von mir „schöne Sachen“ erwarten: so wenig man einem leidenden und verhungern den Tiere zumuten soll, daß es mit Anmut seine Beute zerreißt. Der jahrlange Mangel einer wirklich erquickenden u. heilenden menschlichen Liebe, die absurde Vereinsamung, die es mit sich bringt, daß fast jeder Rest von Zusammenhang mit Menschen nur eine Ursache von Verwundungen wird: das alles ist vom Schlimmsten und hat nur ein Recht für sich, das Recht, notwendig zu sein. —

Habe ich nichts Besseres zu schreiben? Es sind mir schöne Zeichen von Pietät und tiefer Erkenntlichkeit seitens mehrerer Künstler zugekommen: darunter Dr. Brahms, H. von Bülow, Dr. Fuchs u. Mottl. Ingleichen hat ein geistreicher und streitbarer Däne, Dr. G. Brandes, mehrere Ergebenheitsbriefe an mich geschrieben: erstaunt, wie er sich ausdrückt, von dem ursprünglichen und neuen Geiste, der ihm aus meinen Schriften entgegenwehe und dessen Tendenz er als „aristokratischen Radikalismus“ bezeichnet. Er nennt mich den bei weitem ersten

Schriftsteller Deutschlands. — Daß Gersdorff in der gründlichsten und rechtschaffensten Weise sein Verhältnis zu uns wiederhergestellt hat, habe ich Dir wohl schon geschrieben? Ich bedaure, nicht das gleiche von Rohde melden zu können. Auf zwei Briefe, die ich mit dem herzlichsten Willen, ihm wohlzutun und den vorgekommenen Exzeß vergessen zu machen geschrieben habe, hat er nicht geantwortet; ebenso wenig auf die Zusendung meines letzten Buches. Das macht ihm keine Ehre: aber er wird krank sein, er steckt in einer schlechten Haut. — Von Paraguay gibt es sehr beruhigende Nachrichten: die Entwicklung der ganzen an sich so gewagten Unternehmung kann nicht anders als glänzend genannt werden. In der neuen Kolonie sind c. 100 Personen bereits in Tätigkeit; darunter mehrere sehr gute deutsche Familien (z. B. die Mecklenburger Baron Maltzans); meine Angehörigen gehören zu den größten Grundbesitzern in Paraguay [— —]. Daß [Dr. Förster] und ich eine Anstrengung sondern gleich zu machen haben, um uns nicht direkt als Feinde zu behandeln, kannst Du erraten... Die antisem. Blätter fallen über mich in aller Wildheit her (— was mir hundertmal mehr gefällt als ihre bisherige Rücksicht). So viel für heute! Mit besten Wünschen für Dich und Deine liebe Frau

Dein N.

An Reinhard von Seydlitz

Nizza, den 12. Februar 1888

Lieber Freund,

das war kein „stolzes Schweigen“, das mir inzwischen den Mund fast gegen jedermann verbunden hat, vielmehr ein sehr demütiges, das eines Leidenden, der

sich schämt zu verraten, wie sehr er leidet. Ein Tier verkriecht sich in seine Höhle, wenn es krank ist; so tut es auch la bête philosophe. Es kommt so selten noch eine freundschaftliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist (— meine Formel dafür ist „Umwertung aller Werte“), ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden — etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausginge, es zu suchen. Aber man geht nicht darauf aus... Unter uns gesagt, zu Dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab — durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsre lieben Deutschen!.. In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahr stehe und ungefähr fünfzehn Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den Zarathustra —), auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: „exzentrisch“, „pathologisch“, „psychiatrisch“. Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in bezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten, — aber wie kommt es, daß nie jemand dagegen protestiert? daß nie jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? — Und jahrelang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe —

Unter diesen Umständen muß man in Nizza leben. Es wimmelt auch diesmal von Nichtstuern, grecs und anderen Philosophen, es wimmelt von „meinesgleichen“: und Gott läßt, mit dem ihm eigenen Zynismus, gerade über uns seine Sonne schöner scheinen, als über das so viel achtbarere Europa des Herrn von Bismarck (– das mit fieberhafter Tugend an seiner Bewaffnung arbeitet und ganz und gar den Aspekt eines heroisch gestimmten Igels darbietet). Die Tage kommen hier mit einer unverschämten Schönheit daher; es gab nie einen vollkommeneren Winter. Und diese Farben Nizzas: ich möchte sie Dir schicken. Alle Farben mit einem leuchtenden Silbergrau durchgesiebt; geistige, geistreiche Farben; nicht ein Rest mehr von Brutalität der Grundtöne. Der Vorzug dieses kleinen Stücks Küste zwischen Alassio und Nizza ist eine Erlaubnis zum Afrikanismus in Farbe, Pflanze und Lufttrockenheit: das kommt im übrigen Europa nicht vor.

O wie gern säße ich mit Dir und Deiner lieben verehrten Frau zusammen unter irgendeinem homerisch-phäakischen Himmel... aber ich darf nicht mehr südlicher (– die Augen zwingen mich bald zu nördlicheren und stupideren Landschaften). Schreibe mir, bitte, noch einmal über die Zeit, wo Du wieder in München bist, und vergib mir diesen düsteren Brief!

Dein getreuer Freund Nietzsche.

Seltsam! Ich habe drei Tage Deine Ankunft hier im Hotel erwartet. Es war Besuch aus München angemeldet, man wollte mir nichtsagen wer; man machte zwei Plätze neben mir bei Tisch frei – Enttäuschung! Es waren alte Spieler und Montecarlisten, welche mir zuwider sind...

An Georg Brandes

Nizza, den 19. Februar 1888

Verehrter Herr,

Sie haben mich auf das Angenehmste mit Ihrem Beitrage zum Begriff „Modernität“ verpflichtet; denn gerade diesen Winter ziehe ich in weiten Kreisen um diese Wertfrage ersten Ranges herum, sehr oberhalb, sehr vogelmäßig und mit dem besten Willen, so unmodern wie möglich aufs Moderne herunterzublicken... Ich bewundere – daß ich es Ihnen gestehe! – Ihre Toleranz im Urteil ebenso sehr wie Ihre Zurückhaltung im Urteil. Wie Sie alle diese „Kindlein“ zu sich kommen lassen. Sogar Heyse! –

Ich habe mir für meine nächste Reise nach Deutschland vorgesetzt, mich mit dem psychologischen Problem Kierkegaard zu beschäftigen, insgleichen die Bekanntheit mit Ihrer älteren Literatur zu erneuern. Dies wird für mich, im besten Sinn des Worts, von Nutzen sein – und wird dazu dienen, mir meine eigene Härte und Anmaßung im Urteil „zu Gemüte zu führen“.

Gestern telegraphierte mir mein Verleger, daß die Bücher an Sie abgegangen sind. Ich will Sie und mich mit der Erzählung verschonen, warum dies so spät geschehen ist. Machen Sie, verehrter Herr, eine gute Miene zu dem „bösen Spiel“, ich meine zu dieser Nietzscheschen Literatur.

Ich selber bilde mir ein, den „neuen Deutschen“ die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen; ebenfalls selber für meine Person ein kapitaales Ereignis in der Krisis der Werturteile zu sein. Aber das könnte ein Irrtum sein; und außerdem noch eine Dummheit – ich wünsche, über mich nichts glauben zu müssen.

Ein paar Bemerkungen noch: sie beziehen sich auf meine Erstlinge (– die Juvenilia und Juvenalia):

Die Schrift gegen Strauß, das böse Gelächter eines „sehr freien Geistes“ über einen solchen, der sich dafür hielt, gab einen ungeheuren Skandal ab: ich war damals schon Prof. ordin. trotz meiner 27 Jahre, somit eine Art von Autorität und etwas Bewiesenes. Das Unbefangenste über diesen Vorgang, wo beinahe jede „Notabilität“ Partei für oder gegen mich nahm und eine unsinnige Masse von Papier bedruckt worden ist, steht in Karl Hillebrands „Zeiten, Völker und Menschen“ Band 2. Daß ich das altersmüde Machwerk eines außerordentlichen Kritikers verspottete, war nicht das Ereignis, sondern daß ich den deutschen Geschmack bei einer kompromittierenden Geschmacklosigkeit in flagranti ertappte: er hatte Straußens „alten und neuen Glauben“ einmütig, trotz aller religiös-theologischen Parteiverschiedenheit, als ein Meisterstück von Freiheit und Feinheit des Geistes (auch des Stils!) bewundert. Meine Schrift war das erste Attentat auf die deutsche Bildung (– jene „Bildung“, welche, wie man rühmte, über Frankreich den Sieg errungen habe–). Das von mir formulierte Wort „Bildungsphilister“ ist aus dem wütenden Hin und Her der Polemik in der Sprache zurückgeblieben.

Die beiden Schriften über Schopenhauer und Richard Wagner stellen, wie mir heute scheint, mehr Selbstbekenntnisse, vor allem Selbstgelöbnisse über mich dar als etwa eine wirkliche Psychologie jener mir ebenso tief verwandten als antagonistischen Meister (– ich war der erste, der aus beiden eine Art Einheit destillierte; jetzt ist dieser Aberglaube sehr im Vordergrunde der deutschen Kultur: alle Wagnerianer sind Anhänger Schopenhauers. Dies war anders als ich jung war. Damals waren es die letzten Hegelinge, die zu Wagner hielten, und „Wagner und Hegel“ lautete die Parole in den fünfziger Jahren noch.)

Zwischen den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ und „Menschliches, Allzumenschliches“ liegt eine Krisis und Häutung. Auch leiblich: ich lebte jahrelang in der nächsten Nachbarschaft des Todes. Dies war mein großes Glück: ich vergaß mich, ich überlebte mich... Das gleiche Kunststück habe ich noch einmal gemacht. —

So haben wir also einander Geschenke überreicht: ich denke ein paar Wanderer, die sich freuen, einander begegnet zu sein?...

Ich verbleibe Ihr ergebenster

Nietzsche.

An die Schwester

Nizza, 31. März 1888

Meine geliebte Schwester.

Diesmal muß ich meinem armen Lama einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich es das letzte, eigentlich vorletzte Mal, so arg erschreckt habe; aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin beinahe die Beute der düstersten Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur einem guten Erlebnis um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, dank der beinahe alles, was von außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Untier heranwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen

Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnot. Das Gefühl allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich [— — —]. Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Tier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Taten hinterher zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Teilnahme, jede herzliche Verehrung? —

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens ziemlich aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele. —

Ich fürchte mich geradezu vor dem Frühling, der ist immer meine schwache Zeit. Andererseits weiß ich keine Stelle mehr, wo ich Menschen hätte, die mir jetzt nütze wären. Rede mir nicht von „Freunden“! Sie werden allesamt, ohne Ausnahme, von Jahr zu Jahr immer mehr zu einem Gänsefußbegriff. Oder darf ich Seydlitz, Gersdorff und Gast ausnehmen?

[-----]

Ich möchte Dich um einen kleinen Dienst bitten. Schreib ein paar Worte an meinen Leipziger höchst abgeschmackten Verleger, mit dem ich beinahe am Ende bin, Herrn E. W. Fritsch (Leipzig, Königstr. 6). Sage ungefähr, daß ich Dir beunruhigt geschrieben habe, daß ich nichts von den Verlagsangelegenheiten hörte. Sodann gib ihm Auskunft, wie er Dir die neuaufgelegten Werke schicken soll; schreib

ihm alles ganz genau und deutlich, er scheint sehr ungeschickt zu sein. Wenn Dir so viel an den Vorreden liegt, könntest Du Dich auch an Euren erfahrenen Buchhändler wenden, wenigstens gehen sie dann nicht verloren, wie bei Fritzsch. Ich will Dir ja gewiß nicht meine Bücher verbieten, ich möchte Dir nur nicht das Herz damit schwer machen, da meine Schriften so feindlich gegen das Christentum sind und besagtes Christentum sehr vorteilhaft zur Begründung von Kolonien scheint. Siehe Nordamerika und die Puritaner! Aber vielleicht ist meine Vorsicht übertrieben?

Die zweite Hälfte Deines Briefes hat mich sehr überrascht: Du sagst das Beste, was mir bisher über meine „neuen Ideen“ gesagt worden ist, und Du schreibst es in Deiner eigenen Weise, als etwas von Dir Erlebtes, nicht als etwas dem Studium meiner Bücher Nachempfundenes. Wie stark fühle ich bei allem, was Du sagst und tust, daß wir derselben Rasse angehören: Du verstehst mehr von mir als die andern, weil Du dieselbe Herkunft im Leibe hast. Das paßt sehr gut zu meiner „Philosophie“.

Du darfst aber nicht über meine Briefe weinen, mein altes gutes Lama. Du weißt doch, wie schnell meine Stimmungen wechseln. Ich dachte schon, daß Dich mein Dezemberbrief, mitten aus dem Winter meines Mißvergnügens, betrüben würde – dafür habe ich Dir auch vor einigen Wochen desto heiterer geschrieben, heiterer auch als heute. Danke mein liebes Lama in Liebe an Deinen

Bruder.

Laß den Brief an Fritzsch, oder erwähne nur Deine Wünsche. Unsere Mutter hat schon vor einigen Wochen an ihn geschrieben, es hat sich aber nichts gebessert.

## ANGRIFF UND ENDE

1888—1889

—  
1888

An Peter Gast

Turin, 7. April 1888

Lieber Freund,

wie hat mir das wohlgetan! Der erste Gruß, der mich hier empfing, war von Ihnen; und der letzte, der mich in Nizza erreichte, war auch von Ihnen. Und wie gute seltsame Dinge meldeten Sie! Daß Ihr Quartett in irgendwelcher kalligraphischen Vollkommenheit vor Ihnen liegt und daß Sie seinethalben nun auch diesen Winter segnen! Im Grunde wird man eine sehr anspruchsvolle Art Mensch, wenn man bei sich sein Leben durch Werke sanktioniert: namentlich verlernt man damit, den Menschen zu gefallen. Man ist zu ernst, sie spüren das: es ist ein teufelsmäßiger Ernst hinter einem Menschen, der vor seinem Werke Respekt haben will...

Lieber Freund, ich benutze die erste Windstille einer sehr stürmischen Fahrt, um an Sie zu schreiben. Vielleicht gibt mir dies einige Ruhe und Haltung: denn ich war bisher außer Rand und Band und bin noch nie unter so ungünstigen Verhältnissen gereist. Ist es möglich, zwischen Montag und Samstag so viel absurde Dinge zu erleben! Es mißrieth alles, von Anfang! ich lag zwei Tage krank, wo? — in Sampierdarena. Glauben Sie ja nicht, daß ich dahin habe reisen wollen. Nur mein Koffer hatte die ursprüngliche Intention nach Turin festgehalten; wir ändern, näm-

lich mein Handgepäck und ich, gingen in verschiedenen Richtungen auseinander. Und wie teuer war die Reise! Wie bereicherte man sich an meiner Armut! Ich bin wirklich nicht gemacht mehr zum Alleinreisen: es regt mich zu sehr auf, so daß ich alles dumm anfangen. Auch hier ging es zunächst drunter und drüber. Nachts schlaflos, erstaunt, nicht begreifend, was der Tag alles gebracht hatte. — Wenn ich Sie einmal wiedersehe, will ich Ihnen eine Szene in Savona beschreiben, die einfach in die „Fliegenden Blätter“ gehört. Nur machte sie mich krank. —

In Genua bin ich herumgegangen wie ein Schatten unter lauter Erinnerungen. Was ich einstmals dort liebte, fünf, sechs ausgesuchte Punkte, gefiel mir jetzt noch mehr: es schien mir von unvergleichlicher bleicher noblesse und hoch über allem, was die Riviera bietet. Ich danke meinem Schicksal, daß es mich in diese harte und düstere Stadt in den Jahren der *décadence* verurteilt hatte: geht man aus ihr heraus, so ist man auch jedesmal aus sich herausgegangen, — der Wille weitet sich wieder, man hat nicht den Mut mehr, feige zu sein. Ich war nie dankbarer, als bei dieser *Pelerinage* bei Genua. —

Aber Turin! Lieber Freund, seien Sie beglückwünscht! Sie raten mir nach dem Herzen! Das ist wirklich die Stadt, die ich jetzt brauchen kann! Dies ist handgreiflich für mich und war es fast vom ersten Augenblick an: wie schauderhaft auch die Umstände meiner ersten Tage waren. Vor allem miserables Regenwetter, eisig, unbeständig, auf die Nerven drückend, mit schwülen halben Stunden dazwischen. Aber was für eine würdige und ernste Stadt! Gar nicht Großstadt, gar nicht modern, wie ich gefürchtet hatte: sondern eine Residenz des 17. Jahrhunderts, welche nur Einen kommandierenden Geschmack in al-

lem hatte, den Hof und die noblesse. Es ist die aristokratische Ruhe in allem festgehalten: es gibt keine mesquinen Vorstädte; eine Einheit des Geschmacks, die bis auf die Farbe geht (die ganze Stadt ist gelb, oder rotbraun). Und für die Füße wie für die Augen ein klassischer Ort! Was für Sicherheit, was für Pflaster, gar nicht zu reden von den Omnibus und Trams, deren Einrichtung hier bis ins Wunderbare gesteigert ist! Man lebt, scheint es, billiger hier als in den andern großen Städten Italiens, die ich kenne; auch hat mich noch niemand betrogen. Man hält mich für einen ufficiale tedesco (während ich diesen Winter im offiziellen Fremdenverzeichnis Nizzas comme Polonais figurirte). Nein, was für ernste und feierliche Plätze! Und der Palaststil ohne Prätension; die Straßen sauber und ernst – und alles viel würdiger, als ich es erwartet hatte! Die schönsten Cafés, die ich sah. Diese Arkaden haben bei einem solchen Wechselklima etwas Notwendiges: nur sind sie geräumig, sie drücken nicht. Abends auf der Po-Brücke: herrlich! Jenseits von Gut und Böse!!

Das Problem bleibt das Wetter Turins. Ich habe außerordentlich bisher unter ihm gelitten: ich erkannte mich kaum wieder. –

Es grüßt Sie in dankbarer Ergebenheit

Ihr Freund

Nietzsche.

An Carl Fuchs

Turin, den 14. April 1888

Lieber und werter Herr Doktor,

ich habe auch hier wie in Nizza Ihr Bild vor mir auf dem Tische: was Wunders, wenn mich gar nicht selten die Lust ankommt, mit Ihnen zu reden? Und daß ich's tue? – Wozu, frage ich mich, diese absurde

Entfremdung durch den Raum (durch jenen Raum, von dem die Philosophen sagen, er sei von uns erfunden –), diese Lücke zwischen den wenigen Menschen, die sich etwas zu sagen hätten! – –

Kennen Sie Turin? Das ist eine Stadt nach meinem Herzen. Sogar die einzige. Ruhig, fast feierlich. Klassisches Land für Fuß und Auge (durch ein süperbes Pflaster und einen Farbenton von gelb und braunrot, in dem alles eins wird). Ein Hauch gutes achtzehntes Jahrhundert. Paläste, wie sie uns zu Sinnen reden: nicht Renaissanceburgen. Und daß man mitten in der Stadt die Schneealpen sieht! Daß die Straßen schnurgerade in sie hineinzulaufenscheinen! Die Luft trocken, sublim-klar. Ich glaubte nie, daß eine Stadt durch Licht so schön werden könnte.

Fünzig Schritt von mir der palazzo Carignano (1670): meingrandioses Vis-à-Vis. Noch einmal fünfzig Schritt das teatro Carignano, wo man gerade sehr achtungswürdig „Carmen“ präsentiert. Man kann halbe Stunden in Einem Atem durch hohe Bogengänge gehn. Hier ist alles frei und weit geraten, zumal die Plätze, so daß man mitten in der Stadt ein stolzes Gefühl von Freiheit hat.

Hierher habe ich mein Huckepack von Sorgen und Philosophie geschleppt. Bis zum Juni wird es gehn, ohne daß die Hitze mich quält. Die Nähe der Berge garantiert eine gewisse Energie, selbst Rauhigkeit. Dann kommt meine alte Sommerresidenz Sils-Maria an die Reihe: das Oberengadin, meine Landschaft, so fern vom Leben, so metaphysisch ... Und dann ein Monat Venedig: ein geweihter Ort für mein Gefühl, als Sitz (Gefängnis, wenn man will) des einzigen Musikers, der mir Musik macht, wie sie heute unmöglich erscheint: tief, sonnig, liebevoll, in vollkommener Freiheit unter dem Gesetz –

Irgendwo und irgendwann las ich, daß man nur in wenig Städten Deutschlands Schopenhauers Gedächtnis gefeiert habe. Man hob Danzig hervor. Dabei gedachte ich Ihrer.

Wie alles davonläuft! Wie alles auseinanderläuft! Wie still das Leben wird! Kein Mensch, der mich kannte, weit und breit. Meine Schwester in Südamerika. Briefe immer seltner. Und man ist noch nicht einmal alt!!!! Nur Philosoph! Nur abseits! Nur kompromittierend abseits! –

Ein curiosum: eben trifft ein Zeitungsblatt aus Dänemark ein. Daraus lerne ich, daß an der Kopenhagener Universität ein Zyklus öffentlicher Vorlesungen „om den túske filosof Friedrich Nietzsche“ gehalten wird. Der Vortragende ist der Privatdozent Dr. Georg Brandes. –

Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrem Schicksale, werter Freund! Wohin treibt jetzt das Schiff? Und warum liest man nicht Ihre gesammelten Critica? Ich hörte von niemandem lieber Werturteile de rebus musicis et musicantibus.

Treulich der Ihre  
Nietzsche.

An die Schwester

Turin, d. 3. Mai 1888

Mein liebes liebes Lama.

Unsere gute Mutter schreibt mir einen besorgten Brief, daß ihre und meine Ansichten über den Antisemitismus zu den Ohren Deines Herrn Gemahls kommen und Dich dadurch betrüben könnten. Einer meiner Briefe, zu ihrem Geburtstag geschrieben, bei schlechtem düstern Wetter und noch düsterrer Laune, scheint in die Hände Deiner verehrungswürdigen Schwiegermutter geraten zu sein – durch irgendeine,

von unserer Mutter jedenfalls nicht gewollten Verwechslung. Aber nicht wahr, mein liebes Lama, ich habe Dir doch viel hübsche Briefe geschrieben? Und wir haben uns doch lieb – sehr lieb, wenn wir auch einander wehe getan haben: Du mir durch Deine antisemitische Heirat und ich Dir durch mancherlei ungerechte und unbillige Vorwürfe über diese Heirat? – Der Anti-Antisemitismus unserer lieben Mutter ist sehr harmlos; er hat nur den einen Grund, daß dessentwegen unser „einziges Lamm“ oder Lama etwas übereilt übers Meer geschleppt worden ist, denn jetzt gäbe es für Förster vielleicht keinen rechten Grund mehr, Deutschland zu verlassen. Trotzdem mag es so besser sein, daß er auf eine ganz bestimmte positive Arbeit angewiesen ist und nicht aufs Streiten und Negieren.

Und hiermit berühre ich nochmals meine Stellung zum Antisemitismus oder zu den Antisemiten, für welche ich, da es unter ihnen so achtbare, tüchtige, willensstarke Charaktere gibt, manches Günstige geltend machen kann. Das hindert aber nicht, nein das bedingt vielmehr sogar, daß ich dem Antisemitismus, der soviel tüchtige Kraft vergeudet und vergiftet, den Krieg mache. – Aber bemerke wohl: wo ich geringschätze, mache ich keinen Krieg!

Hier komme ich zu meiner augenblicklichen Beschäftigung, einer kleinen Schrift, die sich zu einem Pamphlet über Musik entwickelt und gegen Wagner wendet. Auch hier mache ich Krieg und zwar, wie es sich von selbst versteht, den leidenschaftlichsten Krieg, da ich nichts in der Welt so wie Wagner und seine Musik geliebt und bewundert habe und mit Tribschen die erquicklichsten und erhabensten Erinnerungen verbinde. (Weißt Du noch? ... den Mondscheinabend im Borkenhäuschen?) Jetzt aber hat die Wagnerei

ihre Zeit gehabt, sie wirkt verderblich. Das sollte sich ihre Gefolgschaft sagen. Sie sagt es sich aber nicht! Im Gegenteil, sie wird immer fanatischer, verworrener, christlicher und verdüsterter – wie das gesamte Europa. Die Wagnererei ist nur ein Einzelfall. – Wie hat sich alles gegen die Jahre 1869–72 verändert! Damals war ich Wagnerianer wegen des guten Stücks Antichrist, das Wagner mit seiner Kunst und Art vertrat. Ich bin der Enttäuschteste aller Wagnerianer, denn in dem Augenblick, wo es anständiger als je war Heide zu sein, wurde Wagner Christ. Wir Deutschen, gesetzt, daß wir es je mit ernstesten Dingen ernst genommen haben, sind allesamt Spötter und Atheisten! Wagner war es auch! –

Frau Wagner nennt man jetzt die „Markgräfin von Bayreuth“ – ein hübscher Scherz, doch habe ich allerhand wehmütige Hintergedanken dabei. Wie hat man seit Tribschen den armen Wagner zu gleicher Zeit verweltlicht und verchristlicht. Ja, ja die Frauen!

Inzwischen ist eine flüchtige Kunde von einem „wahrhaft fürstlichen Einzug“ in Eure Kolonie zu mir gedrungen. Ich warte jeden Tag auf mehr, d. h. ausführlichere Nachricht. Auch habe ich Ursache mich ein wenig stolz zu gebärden. Was hast Du dazu gesagt, daß Brandes Vorlesungen an der Universität Kopenhagen „om den tyske filosof Friedrich Nietzsche“ hält? Sie nehmen einen glänzenden Verlauf. Der Saal zum Bersten voll. Mehr als 300 Zuhörer. Die großen Zeitungen geben Berichte. Wenn ich mich nur mehr darüber freuen könnte! Aber ich denke mit Bitterkeit an meine Freunde in Deutschland und Basel, die mich seit sechzehn Jahren im Stich gelassen haben, nicht nur in meiner Philosophie, sondern in meiner Ehre. Keiner verteidigt mich mehr.

Aber denken wir an angenehmere Dinge! – Du

kannst Dir kaum vorstellen, wie ich mich über Eure guten Nachrichten freue! Und nicht wahr mein altes Lama?

Nein, es wird so leicht kein Grund  
unsre Seelen trennen?

Es umarmt Dich Dein Bruder.

An Reinhard von Seydlitz

Turin, 13. Mai 1888

Lieber Freund,

es dünkt mich unwahrscheinlich, daß Du Dich endgültig zur Mumie (männlicher geredet: zum Mum) entschlossen hast. Der Frühling ist da: Du wirst wieder für die Reize des „deutschen Gemüts“ offen stehn – und vielleicht sogar für die der Freundschaft! Dein Brief kam sehr erquicklich in den Winter meines Nizzaer Mißvergnügens hinein, von dem ich Dir, zu meinem Bedauern, eine nicht unverächtliche Probe gegeben habe. Mit dem Verlassen Nizzas haben mich diesmal auch die schwarzen Geister verlassen – und, Wunder über Wunder, ich habe einen merkwürdigeren Frühling bisher gehabt. Den ersten seit zehn, fünfzehn Jahren – vielleicht noch länger! Nämlich: ich habe Turin entdeckt ... Turin keine bekannte Stadt! – nicht wahr? Der gebildete Deutsche reist daran vorbei. Ich, in meiner willkürlichen Verhärtung gegen alles, was die Bildung heischt, habe mir aus Turin meine dritte Residenz zurechtgemacht, will sagen Sils-Maria als erste und Nizza als zweite. An jedem Ort vier Monate; für Turin zwei Monate Frühjahr und zwei Monate Herbst. Seltsam! Was mich dazu überredet, ist die Luft, die trockne Luft, die an allen drei Orten gleich ist, und aus denselben meteorologischen Gründen. Schneegebirge im Norden

und Westen – auf diese Rechnung kam ich hierher – und bin entzückt! Selbst an sehr warmen Tagen – wir hatten schon solche – gibt es jenen berühmten Zephyr, von dem ich bisher nur durch die Dichter wußte (ohne ihnen zu glauben! Lügenvolk!). Die Nächte frisch. Man sieht mitten aus der Stadt hinein in den Schnee. Außerdem vorzügliche Theater, italienisch oder französisch; Carmen, wie billig, zur Feier meiner Gegenwart (successo piramidale – Verzeihung für die ägyptische Anspielung!). Eine ernste, fast großgesinnte Welt stiller Straßen mit Palästen des vorigen Jahrhunderts, sehr aristokratisch. (Ich selbst wohne dem palazzo Carignano gegenüber, ein alter palazzo des Justizministeriums.) Höhe der Caféhauskultur, der gelati, des cioccolato Torinese. Dreisprachige Buchhandlungen. Universität, gute Bibliothek, Sitz des Generalstabs. Die Stadt mit herrlichen Allen; unvergleichliche Uferlandschaften am Po. Bei weitem die angenehmste, reinlichste, großräumigste Stadt Italiens, mit dem Luxus der portici in einer Länge von 10020 Meter. – Die Nordwinde, scheint es, bringen mir Heiterkeit; und stelle Dir vor, es kommen Nordwinde sogar aus Dänemark zu mir. Das nämlich ist das Neueste: an der Kopenhagener Universität liest jetzt der Dr. Georg Brandes einen größeren Zyklus Vorlesungen über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche! Dieselben haben, nach den Zeitungen, einen glänzenden Verlauf, der Saal jedesmal zum Brechen voll; mehr als 300 Zuhörer.

Wie lange wird es dauern, ehe meine peripherischen Wirkungen (– denn ich habe Anhänger in Nordamerika und sogar in Italien) zurückwirken auf das geliebte Vaterland? – wo man mit einem tückischen Ernste mich seit Jahren gewähren läßt, ohne

auch nur zu mucksen ... Das ist sehr philosophisch  
– und klug!

Anbei eine Frage. Ist Dir durch meinen Verleger meine letzte Schrift, die „Streitschrift“ hübsch, wie sich's geziemt, „zu geehrten Händen“ übersandt worden?

Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Zynismus, härter noch als der Winter ringsherum, sein Wasser an seinem eignen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme geschundene Kreatur, blickt sich um, dankbar, sehr dankbar –

Du hast jetzt in Madame Judith Gautier (ehemals Mendès) – Tribschener Angedenkens – eine eifrige Kameradin in der Propaganda für Japon. Hast Du von ihrem großen Theatererfolge mit „la marchande des sourires“ gelesen?

Adieu, lieber Freund, empfehl mich Deiner lieben Frau zu Gnaden (– es gibt sehr gute Nachrichten von meiner Schwester, die jetzt nun endgültig übersiedelt in die Kolonie Nueva Germania ist) und, wenn es möglich, auch Deiner verehrten Frau Mutter.

Mit einem herzlichen Glückwunsch

Dein Freund Nietzsche.

An Peter Gast

Turin, 31. Mai 1888

Wenn ich Ihnen sofort wieder antworte, so wird es Ihnen nicht zweifelhaft sein, woran es mir fehlt, – daß Sie mir fehlen, lieber Freund! Wie sehr auch der Frühling mir geraten ist, er bringt mir gerade das beste nicht, das, was auch die schlimmsten Frühlinge mir bisher brachten – Ihre Musik! Dieselbe ist mit meinem Begriff „Frühling“ zusammengewach-

sen – seit Recoaro! – ungefähr so, wie das sanfte Glockenläuten über der Lagunenstadt mit dem Begriff „Ostern“. Sooft mir eine Ihrer Melodien einfällt, bleibe ich mit einer langen Dankbarkeit an diesen Erinnerungen hängen: ich habe durch nichts soviel Wiedergeburt, Erhebung und Erleichterung erfahren wie durch Ihre Musik. Sie ist meine gute Musik par excellence, für die ich innewendig mir immer ein reinlicheres Kleid anziehe als zu allen anderen.

Ich erlaubte mir, vorgestern Theaterberichte des Dr. Fuchs an Sie abzusenden. Es ist viel Feines und Erlebtes darin.

Die Vorlesungen des Dr. Brandes sind auf eine schöne Weise zu Ende gegangen, – mit einer großen Ovation, von der aber Brandes behauptet, daß sie nicht ihm gegolten habe. Er versichert mich, daß mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei. Es scheint, daß meine Probleme diese Nordländer sehr interessiert haben; im einzelnen waren sie besser vorbereitet, z. B. für meine Theorie einer „Herrenmoral“ durch die allgemeine genaue Kenntnis der isländischen Sagas, die das reichste Material dafür abgeben. Es freut mich, zu hören, daß die dänischen Philologen meine Ableitung von bonus gutheißen und akzeptieren: an sich ist es ein starkes Stück, den Begriff „gut“ auf den Begriff „Krieger“ zurückzuführen. Ohne meine Voraussetzungen würde nie ein Philologe auf einen solchen Einfall geraten können. –

Es ist wirklich schade, daß Sie nicht eine Ausschweifung ins Cadore gemacht haben statt ins Papierschwärzerische. Mein schlechtes Beispiel verdirbt ersichtlich Ihre an sich sehr viel besseren Sitten. Das Wetter war sehr geeignet zu einer solchen Gebirgs-

entdeckung: ich selbst zwar habe auch keinen Gebrauch davon gemacht und bin in ähnlicher Weise darüber mit mir unzufrieden.

Eine wesentliche Belehrung verdanke ich diesen letzten Wochen: ich fand das Gesetzbuch des Manu in einer französischen Übersetzung, die in Indien, unter genauer Kontrolle der hochgestellten Priester und Gelehrten daselbst, gemacht worden ist. Dies absolut arische Erzeugnis, ein Priesterkodex der Moral auf Grundlage der Veden, der Kastenvorstellung und uralten Herkommens – nicht pessimistisch, wie sehr auch immer priesterhaft – ergänzt meine Vorstellungen über Religion in der merkwürdigsten Weise. Ich bekenne den Eindruck, daß mir alles andere, was wir von großen Moralgesetzgebungen haben, als Nachahmung und selbst Karikatur davon erscheint: voran der Ägyptizismus; aber selbst Plato scheint mir in allen Hauptpunkten einfach bloß gut belehrt durch einen Brahmanen. Die Juden erscheinen dabei wie eine Tschandalarasse, welche von ihren Herren die Prinzipien lernt, auf die hin eine Priesterschaft Herr wird und ein Volk organisiert. ... Auch die Chinesen scheinen unter dem Eindruck dieses klassischen uralten Gesetzbuchs ihren Konfuzius und Laotse hervorgebracht zu haben. Die mittelalterliche Organisation sieht wie ein wunderliches Taster aus, alle die Vorstellungen wiederzugewinnen, auf denen die uralte indisch-arische Gesellschaft ruhte – doch mit pessimistischen Werten, die ihre Herkunft aus dem Boden der Rassen-décadence haben. – Die Juden scheinen auch hier bloß „Vermittler“, – sie erfinden nichts.

Soviel, mein lieber Freund, zum Zeichen, wie gern ich mich mit Ihnen unterhielte –. Dienstag Abreise. –

Von Herzen

Ihr Nietzsche.

An Peter Gast

Sils-Maria, 20. Juni 1888

Lieber Freund,

Ihr „Liebesduett“ kam wie ein Blitz hinein in meine Trübsal. Ich war mit einem Schlage genesen; ich bekenne, selbst geweint zu haben vor Vergnügen. Welche Erinnerungen gibt mir diese himmlische Musik! Und doch schien ich sie jetzt erst, wo ich sie sechsmal hintereinander gelesen habe, völlig zu verstehen, – sie scheint mir auch im höchsten Grade „singbar“. Es ist ein hohes schwärmerisches Gefühl darin, das Stendhal entzückt haben würde: ich las gerade gestern noch in seinem reichsten Buche „Rome, Naples et Florence“ und dachte fortwährend dabei an Sie! – Er erzählt unter anderm, wie er Rossini fragt: „Was lieben Sie mehr, die Italiana in Algeri oder den Tancredi?“ Er antwortet: „Il matrimonio segreto“ ...

Lieber Freund, das bringt mich darauf, Ihnen zu gratulieren, daß Sie bei dem Titel „Der Löwe von Venedig“ verblieben sind. Es ist doch ein sehr anregender und zur Phantasie redender Titel. Es wäre schade, wenn der kleine Wink „Venedig“ fehlte ... Ingleichen gefällt mir die Bezeichnung „italienische komische Oper“: sie wirkt vielfachen Verwechslungen und Mißverständnissen entgegen. Endlich: Sie haben recht, bei Ihrem „Peter Gast“ zu bleiben: ich begriff es, als ich's las. – Es ist derb, naiv und, mit Erlaubnis gesagt, deutsch ... Sie wissen, daß ich, seit letztem Herbst, Ihre Opernmusik sehr deutsch empfinde – altdeutsch, gutes sechzehntes Jahrhundert!

Nochmals meinen schönsten Dank – es war wirklich eine Kur, das plötzliche Erscheinen dieses herrlichen Duetts.

Inzwischen nämlich war ich sehr behängt und verdeckt, wie der Himmel, und zu allem Guten untüchtig. Die absurde Unordnung des Klimas war mit dabei beteiligt. Nachdem wir eine Woche das heißeste Wetter gehabt haben, das überhaupt im Engadin möglich ist (24 Grad), stecken wir seit 6 Tagen wieder im Winter. Erst schneite es einen halben Tag, später zwei ganze Tage: und seitdem zieht es immer mit schweren Wolken über uns herum.

In der Bibliothek des Hotels fand ich ein Leben Wagners von Nohl: das in einem kostbaren Stil abgefaßt ist. Ich selbst komme darin vor, als „der geistvolle Freund und Patron“; wörtlich! – Der König von Bayern, der [—], sagt zu Wagner: „Also Sie mögen die Weiber auch nicht? sie sind so langweilig!“ – Diese „Meinung“ findet Nohl „jugendlich umfassen“...

Overbeck schrieb gestern von seinen schlechten Gesundheitsverhältnissen und daß er nächste Woche ins neue Haus zieht. Er freut sich außerordentlich, von Ihrer Reise nach Deutschland und dem Quartett zu hören.

Der Tod des Kaisers Friedrich hat mich bewegt: zuletzt war er ein kleines Schimmerlicht von freiem Gedanken, die letzte Hoffnung für Deutschland. Jetzt beginnt das Regiment Stöcker: – ich ziehe die Konsequenz und weiß bereits, daß nunmehr mein „Wille zur Macht“ zuerst in Deutschland konfisziert werden wird...

Es grüßt Sie auf das Wärmste und Dankbarste  
Ihr Freund

Nietzsche.

– Ist meine Karte, Spitteler betreffend, bei Ihnen  
angelangt?

An Karl Knortz in Evansville (Indiana)

Sils-Maria, den 21. Juni 1888

Hochgeehrter Herr!

Das Eintreffen von zwei Werken Ihrer Feder, das mich Ihnen zu Dank verpflichtet, scheint mir zu verbürgen, daß inzwischen meine Literatur in Ihren Besitz übergegangen ist. Die Aufgabe, ein Bild von mir, sei es vom Denker, sei es vom Schriftsteller und Dichter zu geben, scheint mir außerordentlich schwer. Der erste größere Versuch der Art ist letzten Winter von dem ausgezeichneten Dänen Dr. Georg Brandes gemacht worden, der Ihnen als Literarhistoriker bekannt sein wird. Derselbe hat unter dem Titel „Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche“ einen längeren Zyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über mich veranstaltet, deren Erfolg, nach allem, was mir von dort gemeldet worden ist, ein glänzender gewesen sein muß. Er hat eine Zuhörerschaft von 300 Personen für die Kühnheit meiner Problemstellungen lebhaft interessiert und, wie er selbst sagt, meinen Namen im ganzen Norden populär gemacht. Sonst habe ich eine mehr verborgene Hörer- und Verehrerschaft, zu der auch einige Franzosen, wie Mr. Taine gehören. Meine innerste Überzeugung ist, daß diese meine Probleme, diese ganze Position eines „Immoralisten“ für heute noch viel zu früh, noch viel zu unvorbereitet ist. Mir selbst liegt der Gedanke an Propaganda vollkommen fern; ich habe noch nicht einen Finger dafür gerührt.

Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, daß es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existiert, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die inneren Erlebnisse nachholen, auf

Grund deren jenes Werk entstehen konnte. Fast möchte ich raten, mit den letzten Werken anzufangen, die die weitgreifendsten und wichtigsten sind („Jenseits von Gut und Böse“ und „Genealogie der Moral“). Mir selbst sind am sympathischsten meine mittleren Bücher, „Morgenröte“ und „Die fröhliche Wissenschaft“ (es sind die persönlichsten).

Die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, Jugendschriften in gewissem Sinne, verdienen die höchste Beachtung für meine Entwicklung. In „Völker, Zeiten und Menschen“ von Karl Hillebrand stehen ein paar sehr gute Aufsätze über die ersten „Unzeitgemäßen“. Die Schrift gegen Strauß erregte einen großen Sturm; die Schrift über Schopenhauer, deren Lektüre ich besonders empfehle, zeigt, wie ein energischer und instinktiv jasagender Geist auch von einem Pessimisten die wohlthätigsten Impulse zu nehmen versteht. Mit Richard Wagner und Frau Cosima Wagner war ich einige Jahre, die zu den wertvollsten meines Lebens gehören, in tiefem Vertrauen und innerstem Einvernehmen verbunden. Wenn ich jetzt zu den Gegnern der Wagnerschen Bewegung gehöre, so liegen, wie es sich von selbst versteht, dahinter keine mesquinen Motive. In den gesammelten Werken Wagners Band IX (wenn ich mich recht erinnere) steht ein Brief an mich, der von unserm Verhältnis Zeugnis ablegt.

Ich bilde mir ein, daß meine Bücher durch Reichtum psychologischer Erfahrungen, durch Unerschrockenheit vor dem Gefährlichsten, durch eine erhabene Freimütigkeit ersten Ranges sind. Ich scheue auch, hinsichtlich der Kunst der Darstellung und der artistischen Ansprüche, keine Vergleichung. Mit der deutschen Sprache verbindet mich eine lange Liebe, eine heimliche Vertrautheit, eine tiefe Ehrfurcht! Grund

genug, um fast keine Bücher mehr zu lesen, die in dieser Sprache geschrieben werden.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die ergebensten Grüße Ihres

Professor Dr. Nietzsche.

An Malwida von Meysenbug

Sils, Ende Juli 1888

Hochverehrte Freundin,

endlich! nicht wahr? – Aber ich verstumme unwillkürlich gegen jedermann, weil ich immer weniger Lust habe, jemand in die Schwierigkeiten meiner Existenz blicken zu lassen. Es ist wirklich sehr leer um mich geworden. Wörtlich gesagt, es gibt niemanden, der einen Begriff von meiner Lage hätte. Das Schlimmste an ihr ist ohne Zweifel, seit 10 Jahren nicht ein Wort mehr gehört zu haben, das mich noch erreichte – und dies zu begreifen, dies als notwendig zu begreifen! Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben. [– –] Wie man das büßen muß! – Es stellt aus jedem menschlichen Verkehr heraus, es macht eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit, man ist wie ein Tier, das beständig verwundet wird. Die Wunde ist, keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören und die Last, die man zu teilen, die man abzugeben wünschte (– wozu schriebe man sonst?) in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben. Man kann daran zugrunde gehn, „unsterblich“ zu sein! – Zufällig habe ich noch das Mißgeschick, mit einer Verarmung und Verödung des deutschen Geistes gleichzeitig zu sein, die Erbarmen macht. Man behandelt mich im lieben Vaterlande wie einen, der ins Irrenhaus gehört: dies ist die Form des „Verständnisses“ für mich! Außerdem steht mir auch der Bayreuther Kretinismus in Wege. Der alte

Verführer Wagner nimmt mir, auch nach seinem Tode noch, den Rest von Menschen weg, auf die ich wirken könnte. — Aber in Dänemark — es ist absurd, zu sagen! — hat man mich diesen Winter gefeiert!! Der geistreiche Dr. Georg Brandes hat es gewagt, einen längeren Zyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über mich zu halten! Und mit glänzendem Erfolge! Mehr als 300 Zuhörer regelmäßig! Und eine große Ovation am Schluß! — Eben stellt man mir etwas Ähnliches für Newyork in Aussicht. Ich bin der unabhängigste Geist Europas und der einzige deutsche Schriftsteller — das ist etwas! —

Das erinnert mich an eine Frage Ihres letzten verehrten Briefes. Daß ich für Bücher, wie ich sie schreibe, kein Honorar erhalte, werden Sie voraussetzen. Aber was Sie vielleicht nicht voraussetzen, ich habe auch die ganzen Herstellungs- und Vertriebskosten zu bestreiten (in den letzten Jahren ca. 4000 fr.). In Anbetracht, daß ich bei Presse und Buchhandel verfehmt und ausgeschlossen bin, verkauft sich nicht ein Hundert der gedruckten Exemplare. Ich bin fast ohne Vermögen, meine Pension in Basel ist bescheiden (3000 fr. jährlich), doch habe ich von letzterer immer etwas zurückgelegt: so daß ich bis jetzt keinen Pfennig Schulden habe. Mein Kunststück ist, das Leben immer mehr zu vereinfachen, die langen Reisen zu vermeiden, eingerechnet das Leben in Hotels. Es ging bisher; ich will es auch nicht anders haben. Nur gibt es für den Stolz diese und jene Schwierigkeit. —

Unter diesem mannigfachen Druck von innen und außen her hat leider meine Gesundheit sich nicht zum besten befunden. In den letzten Jahren ging es nicht mehr vorwärts. Die letzten Monate, wo die

Ungunst des Wetters dazu kam, sahen sogar meinen schlechtesten Zeiten zum Verwechseln ähnlich. —

Um so besser ist es inzwischen meiner Schwester gegangen. Die Unternehmung scheint glänzend gelungen, der festliche, beinahe fürstliche Einzug in der Kolonie vor ungefähr 4 Monaten hat einen großen Eindruck auf mich gemacht. Es sind jetzt ca. 120 Deutsche, nebst einem reichlichen Zubehör einheimischer Peons; es sind gute Familien darunter, z. B. die Mecklenburger Baron Maltzans. —

Ich wurde kürzlich sehr lebhaft an Sie, verehrteste Freundin, erinnert, dank einem Buche, in dem eine Vordergrundfigur des ersten Bandes der „Memoiren einer Idealistin“ in hellstes Licht trat. Ingleichen hat mir Frl. von Salis sehr dankbar über ihr Zusammensein mit Ihnen geschrieben.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlbe-  
finden und der Bitte um fortdauernde, wenn auch  
stille Anteilnahme

Ihr treu ergebener

Nietzsche.

— Es bedarf Größe der Seele, um meine Schriften überhaupt auszuhalten. Ich habe das Glück, alles, was schwach und tugendhaft ist, gegen mich zu erbittern.

An Carl Fuchs

Sils, d. 29. Juli 1888

Lieber Freund,

inzwischen habe ich den Auftrag gegeben, daß Ihnen eines der wenigen Exemplare meines ineditum zugestellt wird: zum Zeichen, daß alles wieder zwischen uns in Ordnung ist und daß der farouche Augenblick einer allzu verwundbaren und allzu vereinsamten Seele überwunden ist. Der vierte Teil Zarathustra, von mir mit jener Scham vor dem „Publico“ behan-

delt, welche in Hinsicht auf die drei ersten Teile nicht gewahrt zu haben mir bittere Reue macht... Genauer ist es ein Zwischenakt zwischen dem Zarathustra und dem, was folgt („Namen nennen dich nicht...“). Dergenauiere Titel, der bezeichnender wäre:

Die Versuchung Zarathustras.

Ein Zwischenspiel.

Herr C. G. Naumann hat sicherlich Ihnen inzwischen zu Gebote gestellt, was er von mir in Verlag hat; ich gab den Wink dazu. Was Herr Fritzsche getan hat, weiß ich nicht; ich kann im Augenblick nichts von ihm verlangen und erlangen – aus Gründen! – [...]

Das Wetter ist äußerst ungleich und wechselt alle drei Stunden; meine Gesundheit wechselt mit ihm. Gestern kam ein Brief aus Bayreuth an mich an, aus vollem Parsifal heraus geschrieben. Ein mir unbekannter Wiener Verehrer, der mich seinen „Meister“ nennt (oh!!!) und mich zu einer Art Großmutsakt gegen den Parsifal auffordert: – ich sollte großmütiger sein, als Siegfried gegen den alten Wanderer. Sprach übrigens im Namen von einem ganzen Kreise meiner „Jünger“, wie er sich ausdrückte, lauter für „Jenseits von Gut und Böse“ sehr dankbaren „freien Geistern“... (– ich hätte ihnen so viele große, tiefe, auch furchtbare Worte gesagt ..) [...]

Wenn Sie je daran kommen sollten (– es fehlt Ihnen ja an Zeit dazu, werter Freund!!) über mich etwas zu schreiben, so haben Sie die Klugheit, die leider noch niemand gehabt hat, mich zu charakterisieren, zu „beschreiben“, – nicht aber „abzuwerten“. Es gibt dies eine angenehme Neutralität: es scheint mir, daß man sein Pathos dabei beiseite lassen darf und die feinere Geistigkeit um so mehr in

die Hände bekommt. Ich bin noch nie charakterisiert – weder als Psychologe, noch als Schriftsteller („Dichter“ eingerechnet), noch als Erfinder einer neuen Art Pessimismus (eines dionysischen, aus der Stärke geborenen, der sich das Vergnügen macht, das Problem des Daseins an seinen Hörnern zu packen), noch als Immoralist (– die bisher höchst-erreichte Form der „intellektuellen Rechtschaffenheit“, welche die Moral als Illusion behandeln darf, nachdem sie selbst Instinkt und Unvermeidlichkeit geworden ist –). Es ist durchaus nicht nötig, nicht einmal erwünscht, Partei dabei für mich zu nehmen: im Gegenteil, eine Dosis Neugierde, wie vor einem fremden Gewächs, mit einem ironischen Widerstande, schiene mir eine unvergleichlich intelligenterer Stellung zu mir. – Verzeihung! Ich schrieb eben einige Naivetäten – ein kleines Rezept, sich glücklich aus etwas Unmöglichem herauszuziehen...

Mit freundlichstem Graße

Ihr N.

Die Fröhliche Wissenschaft „la gaya scienza“ müssen Sie jedenfalls lesen: es ist mein mittelstes Buch, – sehr viel feines Glück, sehr viel Halkyonismus...

„Immer wieder habe ich an eine Abendstunde denken müssen, in der wir zwischen Sils-Maria und Sils-Barseglia auf und ab gingen: da setzte mir Nietzsche irgendein Küchenrezept mit großem Eifer auseinander; es handelte sich um eine Speise, die ihm bekam, d. h. bei der er es mit seinem kranken Magen aushalten konnte. Plötzlich fand ich das Ding komisch, blieb stehen, lachte und sagte: ‚Das wäre etwas für die ‚Fliegenden Blätter‘, daß wir Professoren hier laufen und uns über Küchenrezepte unterhalten. Aber da wurde er ernstlich böse und hielt mir eine Vorlesung, welch ein Frevel es sei, des Leibes Pflege zu vernachlässigen.“ (J. Kaftan, A. d. Werkstatt d. Übermenschen, 1906, S. 72f.)

An Reinhard von Seydlitz

Sils-Maria, d. 13. September 1888

Lieber Freund,

es scheint manches, das bereits für München unterwegs war, dies Jahr ausgeblieben zu sein: rechne auch mich – ich sage es mit viel Bedauern – unter das Münchener Defizit. Der Sommer war, wie alle Welt weiß, ein Skandal: ich bewundere meine Geduld, ich hätte Gründe gehabt, aus so viel Häuten zu fahren, um mein Zimmer damit zu tapezieren. Zuletzt überschwemmte sich noch das Engadin in einem Anfall von Wassersucht, daß wenig gefehlt hat und wir wären Fische geworden. Lauter ungewöhnliche Dinge in Sils: ein Sommer, glutheiß, von 1½ Wochen im ganzen und vor den Frühling arrangiert; an Stelle des Frühlings und Sommers ein zweideutiger und nicht immer zweideutiger Winter; achtzehn Untiere von Lawinen, die Hinterlassenschaft des sogenannten eigentlichen Winters; neue Glocken; eine Forelle von 30 Pfund; Herr Bädeker und Frau, welche mein Hotel (Alpenrose) den ganzen Sommer über auszeichneten, „ansternten“... Zuletzt berechnete mir unser Meteorolog, daß eben in vier Tagen 220 Millimeter Niederschlag gefallen sind, während ein Monat mit gesunden Durchschnittsbedürfnissen nur 80 Millimeter Wasser nötig hat. –

Übermorgen geht es westwärts –: es ist nicht nur die geographische Lage, welche es verbietet, Turin zum „Süden“ zu rechnen. – Ich komme gerade dort an, wenn die große Hochzeit Savoyen-Bonaparte zu Ende geht. Später – wer weiß! – aber ich glaube Nizza. – Mein innerer Haushalt steht ganz und gar im Dienste einer extremen Unternehmung, die, als Büchertitel, in drei Worte zu bringen ist „Um-

wertung aller Werte“. Ich sinne öfter über die Maßregeln nach, die die Toleranz Europas gegen mich erfinden wird: eigens ein kleines Sibirien mit künstlicher Eis- (und gelato-) Bildung konstruieren, um mich nach Sibirien verbannen zu können...

Dies schließt nicht aus, daß ich ein paar Heiterkeiten verbrochen habe. Die eine, welche sich alsbald die Freiheit nehmen wird, mit einigem Mutwillen über Deine Schwelle zu springen, heißt „Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem.“ (– böse Zungen lesen: Der Fall Wagners). Auch Hans von Bülow gibt sich über ein verwandtes Thema zum besten: und in Anbetracht, daß wir beide etwas hinter den Kulissen gelebt haben... Ende des Jahres wird eine andre Sache von mir öffentlich, welche meine Philosophie in ihrer dreifachen Eigenschaft, als lux, als nux und als crux, zur Erscheinung bringt. Sie heißt, mit aller Anmut und Tugend: „Müßiggang eines Psychologen“ – und ist entstanden, während ich hier „an den Wänden“ hinaufstieg. Unter anderem wird den Deutschen darin dergestalt die Wahrheit gesagt, daß auch für mich Ehren und Handschreiben nur noch etwa von japanischen Majestäten zu gewärtigen sind. Ich deute in aller Bescheidenheit an, daß der „Geist“, der sogenannte „deutsche Geist“ spazierengegangen und irgendwo in der Sommerfrische wohnt – jedenfalls nicht im „Reich“ – eher schon in Sils-Maria....

Womit ich Dir und Deiner lieben Frau mich mit herzlichem Bedauern empfehle.

Treulich Dein Nietzsche.

(Bis Mitte November mutmaßliche Adresse: Torino, ferma in posta.)

In den letzten Wochen vor dem Zusammenbruch tritt die Gestalt des Musikers Peter Gast stärker hervor. An ihn sind vor allem die letzten halkyonischen Stimmungsbriefe der Herbstmonate gerichtet. Die Briefe Gasts machen auf Nietzsche starken Eindruck. So schreibt z. B. Gast am 8. Oktober aus Berlin: „Berlin ist ein gebautes Laster...“ Diese Wendung geht unmittelbar in das Ecce-Homo über. Im Hinblick auf die „Götzendämmerung“ spricht Gast am 25. Oktober von Nietzsches „weltregierendem Geiste“ – der Brief an Gast vom 13. November greift die Wendung auf. Der Titel „Müßiggang eines Psychologen“, den die Götzendämmerung ursprünglich tragen sollte, wird von Gast abgelehnt; der Brief, worin er seine Ablehnung begründet, ist für Nietzsche wichtig geworden. Gast schreibt am 20. September:<sup>1</sup> „Der Titel ‚Müßiggang eines Psychologen‘ klingt mir, wenn ich mir vergegenwärtige, wie er auf Nebenmenschen wirken könne, zu anspruchslos: Sie haben Ihre Artillerie auf die höchsten Berge gefahren, haben Geschütze wie es noch keine gegeben, und brauchen nur blind zu schießen, um die Umgebung in Schrecken zu versetzen. Eines Riesen Gang, bei dem die Berge in den Urgründen erzittern, ist schon kein Müßiggang mehr... Voll der merkwürdigsten, sonderbarsten, unbegreiflichsten Eindrücke grüße ich Sie, verehrter Herr Professor, mit den herzlichsten Wünschen für Turin

als Ihr dankbarer Schüler  
K.“

Gasts Fähigkeit mitzugehen, ja Gedanken zu erraten, hat etwas fast Unheimliches. Daneben ist ihm ein kräftiger Geschmack und eine selbständige Intelligenz eigen. Er hört z. B., daß Brandes Vorträge über Nietzsche gehalten hat. „Ich denke mir, daß er gleich von Ihrem Satz vom Willen zur Macht ausging, vom Befehlen und Gehorchen“, so schreibt er, Brandes weit überschätzend, am 26. Mai an Nietzsche. „Diese Sätze gehen am meisten gegen die Überzeugung unsrer Epoche.“ – Mehrmals hat Nietzsche Briefe Gasts an Overbeck weitergegeben, mit der stummen Auffor-

<sup>1</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt, 1923, II. Bd. S. 153.

derung: lies und schäme Dich! Die „Morgenröte“ wird schon im Jahre 1881 von Gast ein „weltbewegendes Buch“ genannt. Overbeck dagegen schreibt als Antwort auf die bevorwortete Morgenröte am 4. Juli 1887 wohl, daß die nüchternste, bescheidenste literarhistorische Untersuchung, die er etwa noch zum besten gäbe, Nietzsche verpflichtet sei, aber er weiß über die Hauptsache nur zu sagen: „In einem gewissen Sinne schlägst Du gewiß Probleme der Zukunft an ...“<sup>1</sup>

Gast lebt als Musiklehrer bei einer reichen Familie in Pommern und Berlin, während Nietzsches Geschick in Turin sich erfüllt. Am 2. Januar schreibt Gast aus einem Weihnachtsaufenthalt in Annaberg, seiner Geburtsstadt, über den Zarathustra: daß er jetzt erst erkenne, wie Nietzsche ganze tiefe Hintergedankenwelt bereits hinter der „Geburt der Tragödie“ lag, „die Sie selbst als für jedermann erratbar hielten, die aber zu sehr nur ganz Ihr Eigen war, als daß sie damals auch nur hätte geahnt werden können“. Und mit der Sicherheit eines Hellsehers fügt er hinzu, wie schwer es sei, über Nietzsche etwas zu schreiben: „Das Schwere ist eigentlich, den furchtbaren Kontrast zwischen Ihnen, der über den Heros hinaus zum Gott will, und der ganzen tragischen Ameisenkomödie zum Ausdruck zu bringen.“<sup>2</sup>

Auf den mit „Der Gekreuzigte“ unterzeichneten Zettel antwortet Gast am 9. Januar aus Berlin: „Verehrter Herr Professor! Es müssen große Dinge sein, die mit Ihnen vorgehen! Ihr Enthusiasmus, Ihre Gesundheit und alles, was Sie ‚reinen Leibs, geweihten Sinns‘ getan oder als getan ahnen lassen, muß auch die Siechhaftesten aufrütteln...“ Die Aufforderung jenes Zettels „Singe mir ein neues Lied“ wird von ihm buchstäblich genommen: er berichtet im nämlichen Briefe, daß ihm diese „lapidarischen Worte, ein Thema“ wie ungarische Musik klingend“ eingegeben hätten.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> F. Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck, S. 386.

<sup>2</sup> Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche, hgg. von A. Mendt, 1923, II. Bd. S. 178.

<sup>3</sup> Ebenda S. 179f.

An Peter Gast

Turin, den 27. Sept. 1888

Lieber Freund,

heute traf Ihre am 24. von Wurchow abgegangene Korrektur des Bogen 2 hier ein, zugleich mit Naumanns Sendung vom 25. (der 4. Druckbogen). Im Grunde dürfte die Verbindung Berlin-Turin erheblich schneller sein, als Wurchow-Turin. Die Sache geht auch nicht mehr lange; es werden wahrscheinlich 6 Bogen sein oder ein Weniges mehr. Eine letzte Revision tut nicht not; das Manuskript war viel besser vorbereitet, als das Wagner-Pamphlet.

Was den Titel angeht, so kam Ihrem sehr humanen Einwande mein eignes Bedenken zuvor: schließlich fand ich aus den Worten der Vorrede die Formel, die vielleicht auch Ihrem Bedürfnisse genügt. Was Sie mir von der „großen Artillerie“ schreiben, muß ich, mitten im Fertigmachen des ersten Buchs der „Umwertung“, einfach annehmen. Es läuft wirklich auf horrible Detonationen hinaus: ich glaube nicht, daß man aus der ganzen Literatur ein Seitenstück zu diesem ersten Buche in puncto Orchesterklang (eingerechnet Kanonendonner) findet. — Der neue Titel (der an 3 bis 4 Stellen ganz bescheidne Veränderungen nach sich zieht) soll sein:

Götzen-Dämmerung.

Oder:

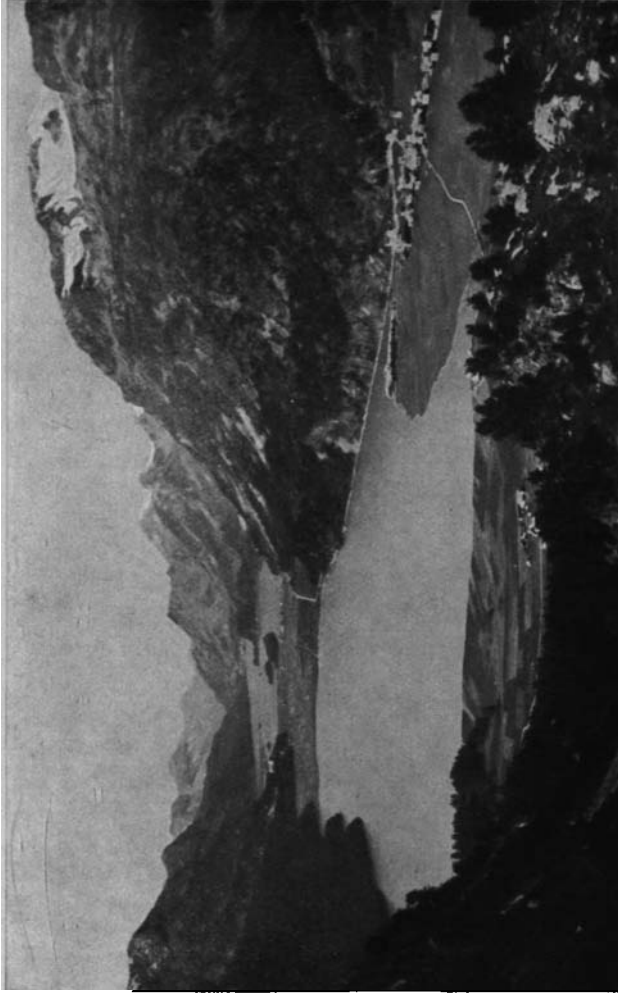
wie man mit dem Hammer philosophiert.

Von

F. N.

Der Sinn der Worte, zuletzt auch an sich erratbar, ist, wie gesagt, das Thema der kurzen Vorrede.

Der erste Brief über den „Fall“ war von Gersdorff. Er schreibt auch vom Löwen-Duett (ex ungue leonem —) „das ist Musik, wie ich sie liebe. Wo



**Blick auf die Seen des Oberengadin**

Vorn der See von Silvaplana, rechts die Ortschaft Silvaplana; in der Mitte vorn die Häuser von Surlej.  
Im Hintergrunde der See von Sils Maria, links der Ort Sils Maria. Hinter dem Silser See der Malojapaß



sind die Ohren, sie zu hören, wo die Musikanten, sie zu spielen?“ – Ein Kuriosum, das Gersdorff mitteilt und das mich sehr erbaut: Gersdorff ist Zeuge eines rasenden Wutausbruchs Wagners gegen Bizet gewesen, als Minnie Hauck in Neapel war und Carmen sang. Auf dieser Grundlage, daß Wagner auch hier Partei genommen hat, wird meine Bosheit an einer gewissen Hauptstelle viel schärfer empfunden werden. Übrigens warnt mich Gersdorff ganz ernsthaft vor den Wagnerianerinnen. – Auch in diesem Sinne wird der neue Titel Götzen-Dämmerung gehört werden, – – also noch eine Bosheit gegen Wagner ... [...]

Fünf Schritt von mir ist die größte Piazza, mit dem alten mittelalterlichen Kastell: auf ihr ist ein reizendes kleines Theater, vor dem man nachts (von 8 $\frac{1}{4}$ ) im Freien sitzt, sein gelato ißt und jetzt gerade allerliebste die französische „Mascotte“ von Audran hören kann (– mir sehr gut bekannt von Nizza). Diese in keinem Punkte gemein werdende Musik, mit so viel hübschen, geistreichen kleinen Melodien, gehört ganz in die idyllische Art Sein, die ich jetzt abends nötig habe. (Das Gegenstück dazu: der „Zigeunerbaron“ von Strauß: ich lief mit Ekel und bald davon – die zwei Arten der deutschen Gemeinheit, die animalische und die sentimentale, nebst ganz schauderbaren Versuchen, hier und da den gebildeten Musiker zu zeigen: Himmel! was sind im Geschmack uns die Franzosen über!)

Das Wetter läßt zu wünschen. Aber ich vertrage hier das schlechte Wetter besser und habe noch keinen Tag zur Arbeit verloren.

Es grüßt Sie, lieber Freund, mit den allerherzlichsten Wünschen für Berlin und was daran hängt,  
Ihr N.

– Zuletzt habe ich mich nicht einmal für Ihren guten Brief bedankt, aus dem mir die Worte „voll der merkwürdigsten, sonderbarsten, unbegreiflichsten Eindrücke“ im Gedächtnis geblieben sind.

An Malwida von Meysenbug

Turin, den 4. Okt. 1888

Verehrteste Freundin,

eben gab ich meinem Verleger Auftrag, umgehend drei Exemplare meiner eben erscheinenden Schrift „Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem“ an Ihre Versailler Adresse abgehen zu lassen. Diese Schrift, eine Kriegserklärung in aestheticis, wie sie radikaler gar nicht gedacht werden kann, scheint eine bedeutende Bewegung zu machen. Mein Verleger schrieb, daß auf die allererste Meldung von einer bevorstehenden Schrift von mir über dies Problem und in diesem Sinne so viel Bestellungen eingelaufen sind, daß die Auflage als erschöpft gelten kann. – Sie werden sehn, daß ich bei diesem Duell meine gute Laune nicht eingebüßt habe. Aufrichtig gesagt, einen Wagner abtun gehört, inmitten der über alle Maßen schweren Aufgabe meines Lebens, zu den wirklichen Erholungen. Ich schrieb diese kleine Schrift im Frühling, hier in Turin: inzwischen ist das erste Buch meiner Umwertung aller Werte fertig geworden. –

Diese Schrift gegen Wagner sollte man auch französisch lesen. Sie ist sogar leichter ins Französische zu übersetzen als ins Deutsche. Auch hat sie in vielen Punkten Intimitäten mit dem französischen Geschmack: das Lob Bizets am Anfang würde sehr gehört werden. – Freilich, es müßte ein feiner, ein sogar raffinierter Stilist sein, um den Ton der Schrift

wiederzugeben —: zuletzt bin ich selber jetzt der einzige raffinierte deutsche Stilist. —

Ich wäre sehr erkenntlich, wenn Sie in diesem Punkte den unschätzbaren Rat von Mr. Gabriel Monod einholen wollten (— ich hätte diesen ganzen Sommer Anlaß gehabt, einen andren Rateinzuholen, den des Mr. Paul Bourget, der in meiner nächsten Nähe wohnte: aber er versteht nichts in rebus musicis et musicantibus; davon abgesehn wäre er der Übersetzer, den ich brauchte —).

Die Schrift, gut ins Französische übersetzt, würde auf der halben Erde gelesen werden: — ich bin in dieser Frage die einzige Autorität und überdies Psychologe und Musiker genug, um auch in allem Technischen mir nichts vormachen zu lassen. —

Ihren gütigen Brief, hochverehrte Freundin, habe ich mit wahrer Rührung gelesen. Sie haben einfach Recht, — ich auch...

Ihnen das Allerherzlichste von seiten eines alten Freundes wünschend

N.

Mit der Bitte, mich dem verehrten Kreise, in dem Sie leben, angelegentlich zu empfehlen.

An Malwida von Meysenbug

Turin, den 18. Oktober 1888

Verehrte Freundin,

das sind keine Dinge, worüber ich Widerspruch zulasse. Ich bin, in Fragen der *décadence*, die höchste Instanz, die es jetzt auf Erden gibt: diese jetzigen Menschen mit ihrer jammervollen Instinktentartung, sollten sich glücklich schätzen, jemanden zu haben, der ihnen in dunkleren Fällen reinen Wein einschenkt. Daß Wagner es verstanden hat, von sich den Glauben zu erwecken (— wie Sie es mit verehrungs-

würdiger Unschuld ausdrücken), der „letzte Ausdruck der schöpferischen Natur“, gleichsam ihr „Schlußwort“ zu sein, dazu bedarf es in der Tat des Genies, aber eines Genies der Lüge... Ich selber habe die Ehre, etwas Umgekehrtes zu sein – ein Genie der Wahrheit – –

Friedrich Nietzsche.

An Malwida von Meysenbug [Entwurf]

Verehrte Freundin, haben Sie eigentlich erraten, warum ich Ihnen überhaupt diese „Exekution Wagners“ zusandte? – Ich wollte Ihnen einen Beweis mehr dafür in die Hand geben, daß Sie nie ein Wort, noch einen Wunsch von mir verstanden haben. Die Gründe, warum ich vor zehn Jahren Wagnern den Rücken kehrte, sind in dieser Schrift in eine literarische Form gebracht – so maßvoll, so heiter wie möglich, anbei gesagt: denn ich hätte hart und mit Verachtung reden können. Ich habe alle meine Hauptpfeile zurückbehalten – – – Dieser tiefe Mangel an Instinkt, an Feinheit in der Unterscheidung von „wahr“ und „falsch“, den ich den modernen Menschen vorwerfe – Sie sind ja selber ein extremer Fall davon, Sie, die Sie sich Ihr Leben lang fast über jedermann getäuscht haben, sogar über Wagner, um wieviel mehr aber im etwas schwierigeren Falle, über mich! ... Verstehen Sie nichts von meiner Aufgabe? Was es heißt ‚Umwertung aller Werte‘? –

An Franz Overbeck

Turin, den 18. Okt. 1888

Lieber Freund,

ich machte gestern, mit Deinem Brief in der Hand, meinen gewohnten Nachmittagsspaziergang außerhalb Turins. Reinstes Oktoberlicht überall; der herr-

liche Baumweg, der mich ungefähr eine Stunde dicht am Po entlangführte, vom Herbste noch kaum berührt. Ich bin jetzt der dankbarste Mensch von der Welt – herbstlich gesinnt in jedem guten Sinne des Wortes: es ist meine große Erntezeit. Alles wird mir leicht, alles gerät mir, obwohl schwerlich schon jemand so große Dinge unter den Händen gehabht hat. Daß das erste Buch der Umwertung aller Werte fertig ist, druckfertig, das melde ich Dir mit einem Gefühle, für das ich kein Wort habe. Es werden vier Bücher; sie erscheinen einzeln. Diesmal führe ich, als alter Artillerist, mein großes Geschütz vor: ich fürchte, ich schieße die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften auseinander. – Mit jener Schrift, über die ich im letzten Brief eine Andeutung machte, sind wir bald am Ende: es ist, um mir möglichst wenig Zeit von meiner jetzt ganz unschätzbaren Zeit zu nehmen, mit ausgezeichnete Präzision gedruckt worden. Dein Zitat aus „Menschl. Allzumenschl.“ kam vollkommen zur rechten Zeit, um eingetragen zu werden. – Diese Schrift ist bereits eine hundertfache Kriegserklärung, mit einem fernen Donner im Gebirge; im Vordergrund viel „Lustiges“, von der Art meiner bedingten Lustigkeit\*... Man kann sich zum Erstaunen leicht mit dieser Schrift über meinen Grad von Heterodoxie unterrichten, die in der Tat keinen Stein auf dem andern läßt. Gegen die Deutschen gehe ich darin in ganzer Front vor: Du wirst Dich nicht über „Zweideutigkeit“ zu beklagen haben. Diese

\*[Am Rande:]

Inmitten der ungeheuren Spannung dieser Zeit war ein Duell mit Wagner für mich eine vollkommene Erholung: auch tat es not, jetzt, wo ich in offenem Krieg auftrete, einmal öffentlich zu beweisen, daß ich „das Handgelenk frei habe“

unverantwortliche Rasse, die alle großen Malheurs der Kultur auf dem Gewissen hat und in allen entscheidenden Momenten der Geschichte etwas „andres“ im Kopfe hatte (– die Reformation zur Zeit der Renaissance; Kantische Philosophie, als eben eine wissenschaftliche Denkweise in England und Frankreich mit Mühe erreicht war; „Freiheitskriege“ beim Erscheinen Napoleons, des einzigen, der bisher stark genug war, aus Europa eine politische und wirtschaftliche Einheit zu bilden –) hat heute „das Reich“, diese Rekrudescenz der Kleinstaaterei und des Kulturatomismus, im Kopfe, in einem Augenblicke, wo die große Wertfrage zum erstenmal gestellt wird. Es gab nie einen wichtigeren Augenblick in der Geschichte: aber wer wüßte etwas davon? Das Mißverhältnis, das hier zutage tritt, ist vollkommen notwendig: im Augenblick, wo eine noch nie geahnte Höhe und Freiheit der geistigen Leidenschaft Besitz ergreift von dem höchsten Probleme der Menschheit und für deren Schicksal die Entscheidung heraufbeschwört, muß sich die allgemeine Kleinheit und Stumpfheit um so schärfer dagegen abheben. Gegen mich gibt es durchaus noch keine „Feindschaft“: man hat einfach keine Ohren für irgend etwas von mir, folglich weder ein Für, noch ein Wider...

Lieber Freund, lege, wenn ich bitten darf, auch noch die 500 frs., von denen Du schreibst, bei der Handwerkerbank nieder. Ich muß jetzt mit aller Kraft Ökonomie machen, um den außerordentlichen Druckkosten der nächsten drei Jahre gewachsen zu sein. (Ich nehme also an, daß die am 1. Oktober fällig gewordenen 1000 frs. jetzt ganz daselbst deponiert sind.) Ende Dezember werde ich dann freilich die 500 frs. sehr dringend nötig haben. Mein Plan

ist, bis zum 20. November hier auszuhalten (– ein etwas frostiges Vorhaben, da der Winter früh kommt!) Dann will ich nach Nizza und daselbst, mit vollkommenem Bruch aller bisherigen usances, mir die Existenz herstellen, die ich jetzt brauche. Ich habe bisweilen auch an Bastia auf Korsika gedacht: doch fürchte ich mich, mitten in der tiefen Selbstbesinnung, die mir not tut, vor dem Experiment und seinen Gefahren.

Herr Köselitz ist nach Berlin übergesiedelt; seine Briefe atmen die allerbeste Seelenverfassung, die man auf Erden wünschen kann. Auch geschieht etwas für ihn: darüber einmal später. Adresse: Berlin SW. Lindenstraße 116, IV, 1.

Es grüßt Dich und Deine liebe Frau auf das Dankbarste

Dein Nietzsche.

An Georg Brandes

Turin, den 20. Oktober 1888

Werter und lieber Herr, wiederum kam ein angenehmer Wind von Norden mit Ihrem Briefe: zuletzt war es bisher der einzige Brief, der ein „gutes Gesicht“, der überhaupt ein Gesicht zu meinem Attentat auf Wagner machte. Denn man schreibt mir nicht. Ich habe selbst bei Näheren und Nächsten einen heillosen Schrecken hervorgebracht. Da ist zum Beispiel mein alter Freund Baron Seydlitz in München unglücklicherweise gerade Präsident des Münchner Wagner-Vereins; mein noch älterer Freund, der Justizrat Krug in Köln, Präsident des dortigen Wagner-Vereins; mein Schwager Dr. Bernhard Förster in Südamerika, der nicht unbekannt Antisemit, einer der eifrigsten Mitarbeiter der Bayreuther Blätter – und meine verehrungswürdige Freundin Malwida von

Meysenbug, die Verfasserin der Memoiren einer Idealistin, verwechselt nach wie vor Wagner mit Michel Angelo...

Andererseits hat man mir zu verstehen gegeben, ich solle auf der Hut sein vor der Wagnerianerin: die hätte in gewissen Fällen keine Skrupel. Vielleicht wehrt man sich, von Bayreuth aus, auf reichsdeutsche Manier, durch Interdiktion meiner Schrift – als „der öffentlichen Sittlichkeit gefährlich“... Man könnte selbst meinen Satz „wir kennen alle den unästhetischen Begriff des christlichen Junkers“ als Majestätsbeleidigung verstehen. — — —

Ihre Intervention zu Ehren der Witwe Bizets hat mir großes Vergnügen gemacht. Bitte geben Sie mir ihre Adresse; insgleichen die des Fürsten Urussow. Ein Exemplar ist an Ihre Freundin, die Fürstin Dmitrievna Ténicheff abgesandt. — Bei meiner nächsten Veröffentlichung, die nicht gar zu lange mehr auf sich warten lassen wird (– der Titel ist jetzt „Götzendämmerung. Oder: Wie man mit dem Hammer philosophiert“), möchte ich sehr gern auch an den von Ihnen mit so ehrenden Worten mir vorgestellten Schweden ein Exemplar senden. Nur weiß ich seinen Wohnort nicht. — Diese Schrift ist meine Philosophie in nuce – radikal bis zum Verbrechen...

– Über die Wirkung des „Tristan“ hätte auch ich Wunder zu berichten. Eine richtige Dosis Seelenqual scheint mir ein ausgezeichnetes Tonicum vor einer Wagnerischen Mahlzeit. Der Reichsgerichtsrat Dr. Wiener in Leipzig gab mir zu verstehen, auch eine Karlsbader Kur diene dazu...

– Ach was Sie arbeitsam sind! Und ich Idiot, der ich nicht einmal Dänisch verstehe! – Daß man gerade „in Rußland wieder aufleben“ kann, glaube ich Ihnen vollkommen; ich rechne irgendein russisches

Buch, vor allem Dostojewski (französisch übersetzt, um des Himmels willen nicht deutsch!!) zu meinen größten Erleichterungen.

Von Herzen und mit einem Recht, dankbar zu sein

Ihr Nietzsche.

An Peter Gast

Turin, d. 30. Okt. 88

Lieber Freund,

ich sah mich eben im Spiegel an, — ich habe nie so ausgesehn. Exemplarisch gut gelaunt, wohlgenährt und zehn Jahre jünger als es erlaubt wäre. Zu alledem bin ich, seitdem ich Turin zur Heimat gewählt habe, sehr verändert in den Honneurs, die ich mir selber erweise, — erfreue mich z. B. eines ausgezeichneten Schneiders und lege Wert darauf, überall als distinguirter Fremder empfunden zu werden. Was mir auch zum Verwundern gelungen ist. Ich bekomme in meiner Trattoria unzweifelhaft die besten Bissen, die es gibt: man macht mich immer aufmerksam, was gerade besonders gelungen ist. Unter uns, ich habe bis heute nicht gewußt, was mit Appetit essen heißt; ebensowenig, was ich nötig habe, um bei Kräften zu sein. Meine Kritik der Winter in Nizza ist jetzt sehr herbe: unzureichende und gänzlich gerade mir unzuträgliche Diät. Dasselbe, vielleicht verstärkt, gilt, es hilft nichts, lieber Freund! von Ihrem Venedig. Ich esse hier, mit der allerheitersten Verfassung an Seele und Eingeweide, gut viermal soviel wie in der „Panada“. — Auch sonst ist Nizza die reine Torheit gewesen. Landschaftlich ist Turin mir in einer Weise mehr sympathisch als dies kalkige baumarme und stupide Stück Riviera, daß ich mich gar nicht genug ärgern kann, so spät davon loszukom-

men. Ich sage kein Wort von der verächtlichen und feilen Art Mensch daselbst, – die Fremden nicht ausgenommen. Hier kommt Tag für Tag mit gleicher unbändiger Vollkommenheit und Sonnenfülle herauf: der herrliche Baumwuchs in glühendem Gelb, Himmel und der große Fluß zart blau, die Luft von höchster Reinheit – ein Claude Lorrain, wie ich ihn nie geträumt hatte zu sehn. Früchte, Trauben in braunster Süße – und billiger als in Venedig! In allen Stücken finde ich es hier lebenswert. Der Café in den ersten Cafés, ein kleines Kännchen, von merkwürdiger Güte, sogar erster Güte, wie ich sie noch nicht fand, 20 cs. – und man zahlt in Turin nicht Trinkgelder. Mein Zimmer, erste Lage im Zentrum, Sonne von früh bis Nachmittag, Blick auf den Palazzo Carignano, die Piazza Carlo Alberto und darüber weg auf die grünen Berge – monatlich 25 frs. mit Bedienung, auch Stiefelputzen. In der Trattorie zahle ich für jede Mahlzeit 1 fr. 15 und lege, was entschieden als Ausnahme empfunden wird, noch 10 cs. bei. Dafür habe ich: ganz große Portion Minestra, sei es trocken, sei es in Bouillon: allergrößte Auswahl und Abwechslung, und die italienischen Mehlfabrikate alle von erster Güte (– ich lerne hier erst die großen Unterschiede); dann ein ausgezeichnetes Stück zartes Fleisch, vor allem Kalbsbraten, den ich nirgends so gegessen habe, mit einem Gemüse dazu, Spinat usw.; drei Brötchen, hier sehr schmackhaft (für den Liebhaber die Grissini, die ganz dünnen Brot-röhrchen, die Turinischer Geschmack sind). – Ein Ofen ist bestellt, aus Dresden: wissen Sie, Natron-Carbon-Heizung – ohne Rauch, folglich ohne Schornstein. Ingleichen lasse ich aus Nizza meine Bücher kommen. Es ist übrigens wundervoll mild, auch die Nächte. Mein Frostgefühl, von dem ich schrieb, hat

nur interne Gründe. Es war übrigens sofort wieder in Ordnung.

Mit Ihrem Brief haben Sie mir eine große Freude gemacht. Im Grunde habe ich's nicht annähernd von irgend jemand erlebt, zu hören, wie stark meine Gedanken wirken. Die Neuheit, der Mut der Neuerung ist wirklich ersten Ranges: – was die Folgen betrifft, so sehe ich jetzt mitunter meine Hand mit einigem Mißtrauen an, weil es mir scheint, daß ich das Schicksal der Menschheit „in der Hand“ habe. – Sind Sie zufrieden, daß ich den Schluß mit der Dionysos-Moral gemacht habe? Es fiel mir ein, daß diese Reihe Begriffe um keinen Preis in diesem Vademekum meiner Philosophie fehlen dürfe. Mit den paar Sätzen über die Griechen darf ich alles herausfordern, was über sie gesagt ist. – Zum Schluß jene Hammerrede aus dem Zarathustra – vielleicht, nach diesem Buche, hörbar ... Ich selbst höre sie nicht ohne einen eiskalten Schauer durch den ganzen Leib.

Das Wetter ist so herrlich, daß es gar kein Kunststück ist, etwas gut zu machen. An meinem Geburtstag habe ich wieder etwas angefangen, das zu geraten scheint und bereits bedeutend avanciert ist. Es heißt „Ecce homo. Oder Wie man wird, was man ist.“ Es handelt, mit einer großen Verwegenheit, von mir und meinen Schriften: ich habe nicht nur damit mich vorstellen wollen vor dem ganz unheimlich solitären Akt der Umwertung, – ich möchte gern einmal eine Probe machen, was ich bei den deutschen Begriffen von Preßfreiheit eigentlich riskieren kann. Mein Argwohn ist, daß man das erste Buch der Umwertung auf der Stelle konfisziert, – legal mit allerbestem Recht. Mit diesem „Ecce homo“ möchte ich die Frage zu einem derartigen Ernste, auch Neugierde steigern, daß die landläufigen und

im Grunde vernünftigen Begriffe über das Erlaubte hier einmal einen Ausnahmefall zuließen. Übrigens rede ich von mir selber mit aller möglichen psychologischen „Schläue“ und Heiterkeit, – ich möchte durchaus nicht als Prophet, Untier und Moralscheusal vor die Menschen hintreten. Auch in diesem Sinne könnte dies Buch gut tun: es verhütet vielleicht, daß ich mit meinem Gegensatz verwechselt werde. –

Auf Ihre Kunstwarthumanität bin ich sehr neugierig. Wissen Sie eigentlich, daß ich Herrn Avenarius im Sommer einen extrem groben Brief geschrieben habe, wegen der Art, mit der sein Blatt Heinrich Heine fallen ließ? – Grobe Briefe – bei mir das Zeichen von Heiterkeit ...

Es grüßt Sie auf das Herzlichste, mit lauter unaussprechbaren Neben-, Hinter- und Vorderwünschen (– „eins ist notwendiger, als das andre“: also sprach Zarathustra)

N.

An Malwida von Meysenbug

Turin, den 5. November 1888

Warten Sie nur ein wenig, verehrteste Freundin! Ich liefere Ihnen noch den Beweis, daß „Nietzsche est toujours haïssable“. Ohne allen Zweifel, ich habe Ihnen unrecht getan: aber da ich diesen Herbst an einem Überfluß von Rechtschaffenheit leide, so ist es mir eine wahre Wohltat, unrecht zu tun ...

Der „Immoralist“.

An Peter Gast

Turin, 13. November 1888

Lieber Freund,

Ihr letzter Brief gab mir, unter anderem, einen Seufzer über meine Dummheit ein; ich hätte, mit nur einiger Feinheit, wissen müssen, daß, um Ihres Be-

suchs in Turin nicht verlustig zu gehn, das Wort „Turin“ ein paar Briefe lang verboten war. Sie unterschätzen, was mir, unter allen übrigen „Glücksgütern“, hier abgeht – und nicht nur hier, sondern überall, – und nicht nur seit gestern, sondern seit mehr als einem Jahre: il mio maestro Pietro Gasti. Als Sie neulich eine gewisse Linie Noten mit auroramäßigen Rosenfingern in einen Brief hineinschrieben, war ich ganz einfach neidisch – ich werde mich hüten, zu sagen, auf wen oder was ...

Der Herbst ist zu Ende, – er hat in einer selbst für Turiner überraschenden Gleichmäßigkeit von Anfang Oktober bis weit in den November hinein seine goldene Schönheit Tag für Tag da capo gespielt. Jetzt ist es ein wenig düster, die Luft nicht zu kalt; seltsam, wie gut der Farbenton den alten Palazzi steht. Für mein Befinden wage ich zu behaupten, daß es so beinahe wohltätiger, als die bewußte „Reihe von schönen Tagen“ ist, mit denen sogar ein Goethe schlecht fertig zu werden wußte. – Nun, keine Lästerung! denn ich bin gut mit ihnen fertig geworden, – zu gut selbst ... Mein „Ecce homo. Wie man wird, was man ist“ sprang innerhalb des 15. Oktobers, meines allergnädigsten Geburtstags und -Herrn, und dem 4. November mit einer antiken Selbstherrlichkeit und guten Laune hervor, daß es mir zu wohlgeraten scheint, um einen Spaß dazu machen zu dürfen. Die letzten Partien sind übrigens bereits in einer Tonweise gesetzt, die den Meistersingern abhanden gekommen sein muß, „die Weise des Weltregierenden“ ... Das Schlußkapitel hat die unerquickliche Überschrift „Warum ich ein Schicksal bin“. Daß dies nämlich der Fall ist, wird so stark bewiesen, daß man am Schluß vor mir als „Larve“ und „fühlende Brust“ sitzen bleibt ...

Besagtes Manuskript hat bereits den Krebsgang nach der Druckerei angetreten. Für die Ausstattung habe ich diesmal dasselbe „beliebt“, wie für die „Umwertung“: zu der es eine feuerspeiende Vorrede ist.

Herr Carl Spitteler hat sein Entzücken über den „Fall“ im Berner „Bund“ ausgesprudelt: er hat erstaunlich zutreffende Worte, – er gratulierte mir auch brieflich dazu, daß ich bis ans Ende gegangen sei: er scheint die Gesamtbezeichnung unsrer modernen Musik als *décadence*-Musik für eine kulturhistorische Feststellung ersten Ranges zu halten. Übrigens hatte er sich zuerst an den „Kunstwart“ gewendet.

Von Paris aus wird mir ein Aufsatz in der *Revue nouvelle* in Aussicht gestellt. Auch eine St. Petersburger Beziehung hat sich daraufhin angeknüpft: Fürstin Anna Dmitrievna Ténicheff. – Dieser Tage trifft die Adresse der charmanten Witwe Bizets bei mir ein, der eine Freude mit der Zusendung meiner Schrift zu machen ich sehr ersucht werde.

Unsre wunderbaren Weiblein von der Turiner Aristokratie haben für Januar einen *Concorso di bellezza* ausgedacht: sie sind ganz übermütig geworden, seit die Bilder der erstgekrönten Schönheiten in Spaa hier anlangten. Ich sah, im Frühling schon, einen derartigen *concours* in Porträts, bei der letzten Ausstellung; worin sie sich offenbar aller Welt überlegen fühlen, das ist der Busento, der mit vollkommener Naivetät dem Maler anvertraut wird. Unsre neue Mitbürgerin, die schöne Lätitia Bonaparte, jüngst mit dem Duca d'Aosta vermählt und hier residierend, wird jedenfalls bei der Partie sein.

Es grüßt Sie mit der Bitte, die ersten Worte meines Briefs tragisch zu nehmen,

Ihr Freund            Nietzsche.

An Hippolyte Taine

[Entwurf] Turin, November 1888

Verehrter Herr!

Das Buch, das in Ihre Hände zu legen ich mir den Mut nehme, ist vielleicht das wunderlichste Buch, das bisher geschrieben wurde – und in Hinsicht auf das, was es vorbereitet, beinahe ein Stück Schicksal. Es wäre mir von unschätzbarem Werte, wenn dasselbe französisch gelesen werden könnte: ich habe meine Leser jetzt in aller Welt, nebenbei auch in Rußland; ich bin unglücklich, deutsch zu schreiben, obgleich ich vielleicht besser schreibe, als je es ein Deutscher schrieb. Zuletzt werden die Franzosen aus dem Buche die tiefe Sympathie heraushören, die sie verdienen: ich habe in allen meinen Instinkten Deutschland den Krieg erklärt (– p. 58 ein eigener Abschnitt „Was den Deutschen abgeht“).

Ein Wort darüber, an wen ich vielleicht Exemplare zu senden hätte? ... Eine vollkommene und sogar meisterhafte Kenntnis des Deutschen ist freilich die Voraussetzung, um das Buch zu übersetzen.

Mit dem Ausdruck meiner alten Verehrung

F. N.

An Georg Brandes

Turin, den 20. November 1888

Verehrter Herr, Vergebung, daß ich auf der Stelle antworte. Es gibt jetzt in meinem Leben curiosa von Sinn im Zufall, die nicht ihresgleichen haben. Vorgestern erst; jetzt wieder. – Ach, wenn Sie wüßten, was ich eben geschrieben hatte, als Ihr Brief mir seinen Besuch machte. –

Ich habe jetzt mit einem Zynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heißt „Ecce homo“ und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten; es endet in

Donnern und Wetterschlägen gegen alles, was christlich oder christlich-infekt ist, bei denen einem Sehen und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christentums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christentums auch nur die Existenz vermutet hat. — Das Ganze ist das Vorspiel der „Umwertung aller Werte“, des Werks, das fertig vor mir liegt: ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis. —

Erraten Sie, wer in „Ecce homo“ am schlimmsten wegkommt? Die Herren Deutschen! Ich habe ihnen furchtbare Dinge gesagt ... Die Deutschen haben es zum Beispiel auf dem Gewissen, die letzte große Zeit der Geschichte, die Renaissance, um ihren Sinn gebracht zu haben — in einem Augenblick, wo die christlichen Werte, die *décadence*-Werte, unterlagen, wo sie in den Instinkten der höchsten Geistlichkeit selbst überwunden durch die Gegeninstinkte waren, die Lebensinstinkte. Die Kirche anzugreifen — das hieß ja das Christentum wiederherstellen. — (Cesare Borgia als Papst — das wäre der Sinn der Renaissance, ihr eigentliches Symbol.)

— Auch dürfen Sie darüber nicht böse sein, daß Sie selber an einer entscheidenden Stelle des Buchs auftreten — ich schrieb sie eben — in diesem Zusammenhange, daß ich das Verhalten meiner deutschen Freunde gegen mich stigmatisiere, das absolute In-Stich-gelassen-sein mit Ehre wie mit Philosophie. — Sie kommen, eingehüllt in eine artige Wolke von Glorie, auf einmal zum Vorschein ...

Ihren Worten über Dostojewski glaube ich unbedingt; ich schätze ihn andererseits als das wertvollste psychologische Material, das ich kenne — ich bin ihm

auf eine merkwürdige Weise dankbar, wie sehr er auch immer meinen untersten Instinkten zuwider geht. Ungefähr mein Verhältnis zu Pascal, den ich beinahe liebe, weil er mich unendlich belehrt hat; der einzige logische Christ.

– Vorgestern las ich, entzückt und wie bei mir zu Hause „Les mariés“ von Herrn August Strindberg. Meine aufrichtigste Bewunderung, der nichts Eintrag tut, als das Gefühl, mich dabei ein wenig mitzubewundern. Turin bleibt meine Residenz.

Ihr Nietzsche, jetzt Untier.

Wohin darf ich Ihnen die „Götzendämmerung“ senden? Im Fall, daß Sie noch 14 Tage in Kopenhagen sind, ist keine Antwort nötig.

An Peter Gast

Turin, 2. Dez. 88

Sonntagnachmittag, nach 4 Uhr, unbändig schöner Herbsttag. Eben zurückgekommen von einem großen Konzert, das im Grunde der stärkste Konzerteindruck meines Lebens ist, – mein Gesicht machte fortwährend Grimassen, um über ein extremes Vergnügen hinwegzukommen, eingerechnet, für 10 Minuten die Grimasse der Tränen. Ach, daß Sie nicht dabei waren! Im Grunde war's die Lektion von der Operette auf die Musik übertragen. Unsre 90 ersten Musiker der Stadt; ein ausgezeichneter Dirigent; das größte Theater von hier mit herrlicher Akustik; 2500 Zuhörer, alles, ohne Ausnahme, was hier in Musik mitlebt und mitredet. Pubblico sceltissimo, aufrichtig: ich hatte nirgendwo noch das Gefühl, daß dermaßen nuances verstanden wurden. Es waren lauter extrem raffinierte Sachen, und ich suche vergebens nach einem intelligenteren Enthusiasmus. Nicht ein Zugeständnis an einen Durchschnittsge-

schmack. — Anfang Egmont-Ouvertüre — sehen Sie, dabei dachte ich nur an Herrn Peter Gast ... Darauf Schuberts Ungarischer Marsch, prachtvoll von Liszt auseinandergelegt und instrumentiert. Ungeheurer Erfolg, da capo. — Darauf etwas für das ganze Streichorchester allein: nach dem vierten Takte war ich in Tränen. Eine vollkommen himmlische und tiefe Inspiration, von wem? von einem Musiker, der 1870 in Turin starb, Rossaro — ich schwöre Ihnen zu, Musik allerersten Ranges, von einer Güte der Form und des Herzens, die meinen ganzen Begriff vom Italiener verändert. Kein sentimentaler Augenblick — ich weiß nicht mehr, was „große“ Namen sind ... Vielleicht bleibt das Beste unbekannt. — Folgte: Sakuntala-Ouvertüre, achtmaliger Beifallssturm. Alle Teufel, dieser Goldmark! Das hatte ich ihm nicht zugetraut. Diese Ouvertüre ist hundertmal besser gebaut, als irgend etwas von Wagner und psychologisch so verfänglich, so raffiniert, daß ich wieder die Luft von Paris zu atmen begann. Instrumental durchdacht und ausgerechnet, lauter Filigran. — Jetzt wieder etwas für Streichorchester allein: „Cyprisches Lied“ von Vilbac, wieder das äußerste von Delikatesse der Erfindung und der Klangwirkung, wieder ungeheurer Erfolg und da capo, obschon ein langer Satz. — Endlich: „Patrie“! Ouvertüre von Bizet. Was wir gebildet sind! Er war 35 Jahr, als er dies Werk, ein langes, sehr dramatisches Werk, schrieb: Sie sollten hören, wie der kleine Mann heroisch wird ...

Ecco! Kann man sich besser ernähren lassen? Und ich habe 1 fr. Eintritt gezahlt ...

Heute abend „Francesca da Rimini“ im Carignano: ich legte dem letzten Brief einen Bericht darüber bei. Der Komponist Cagnoni wird zugegen sein.

Es scheint mir nachgerade, daß Turin auch im Musikurteil, wie sonst, die solideste Stadt ist, die ich kenne.

Ihr Freund N.

Druckbogen werden jetzt wohl noch ausbleiben: ich habe gestern das ganze Manuskript noch einmal zurückverlangt.

Strindberg an Nietzsche<sup>1</sup>

Holte bei Kopenhagen, Herbst 1888

Gehrter Herr,

ohne Zweifel haben Sie der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, und, was nicht das wenigste ist, Sie haben den Mut, vielleicht auch den Drang gehabt, diese herrlichen Worte dem Lumpenpack ins Gesicht zu speien. Ich danke Ihnen dafür! Jedoch scheint es mir, daß Sie bei aller Freimütigkeit des Geistes dem Verbrechertyp ein wenig geschmeichelt haben. Betrachten Sie die Hunderte von Photographien, die den kriminellen Menschen Lombrosos erläutern, und Sie werden einräumen, daß der Verbrecher ein niedriges Tier ist, ein Degenerierter, ein Schwächling, nicht im Besitz der nötigen Fähigkeiten, die Gesetzesparaphen zu umgehen, die seinem Willen und seiner Kraft zu starke Hindernisse bieten. Beachten Sie wohl das dumm-moralische Aussehen dieser ehrlichen Bestien! Welch eine Enttäuschung für die Moral!

Und Sie wollen in unsere grönländische Sprache übersetzt werden! Warum nicht ins Französische oder Englische? Sie können unsere Intelligenz darnach beurteilen, daß man mich wegen meiner Tragödie in ein Krankenhaus sperren wollte, und daß ein so feiner und reicher Geist wie Brandes durch diese „Tölpel-Majorität“ zum Schweigen gebracht wird.

Ich schließe alle Briefe an meine Freunde: Lest Nietzsche! Das ist mein Carthago est delenda!

<sup>1</sup> K. Strecker: Nietzsche und Strindberg, 1921, Gg. Müller, S. 35f.

Jedenfalls wird Ihre Größe von dem Augenblick an, da Sie bekannt und verstanden werden, auch schon erniedrigt, und der süße Pöbel fängt an, Sie zu duzen wie einen der Seinen. Es ist besser, daß Sie die vornehme Zurückgezogenheit bewahren und uns andere, 10000 Höhere, eine geheime Pilgerfahrt nach Ihrem Heiligtum machen lassen, um dort nach Herzenslust zu schöpfen. Lassen Sie uns die esoterische Lehre behüten, um sie rein und unverletzt zu erhalten und sie nicht ohne die Vermittlung der ergebenen Jünger verallgemeinern, im Namen welcher ich zeichne

August Strindberg.

An August Strindberg

Turin, den 7. Dezember 1888

Sehr lieber und werter Herr!

Ist ein Brief von mir verlorengegangen? Ich habe sofort nach der zweiten Lektüre des Père Ihnen geschrieben, tief ergriffen von diesem Meisterstück harter Psychologie; ich habe insgleichen Ihnen die Überzeugung ausgedrückt, daß Ihr Werk prädestiniert ist, jetzt in Paris aufgeführt zu werden, im Théâtre libre des Ms. Antoine, — Sie sollten das von Zola einfach fordern! —

— Der hereditäre Verbrecher ist *décadent*, selbst Idiot — kein Zweifel! Aber die Geschichte der Verbrecherfamilien, für die der Engländer Galton („the hereditary genius“) das größte Material gesammelt hat, führt immer auf einen zu starken Menschen für ein gewisses soziales Niveau zurück. Der letzte große Pariser Kriminalfall Prado gab den klassischen Typus: Prado war seinen Richtern, seinem Advokaten selbst durch Selbstbeherrschung, Esprit und Übermut überlegen; trotzdem hatte ihn der Druck der Anklage physiologisch schon so heruntergebracht, daß einige Zeugen ihn erst nach alten Porträts wiedererkannten. —

Jetzt aber fünf Worte unter uns, sehr unter uns! Als gestern mich Ihr Brief erreichte – der erste Brief in meinem Leben, der mich erreicht hat –, war ich gerade mit der letzten Manuskriptrevision von „Ecce homo“ fertig geworden. Da es in meinem Leben keinen Zufall mehr gibt, so sind Sie folglich auch kein Zufall. Warum schreiben Sie Briefe, die in einem solchen Augenblick eintreffen! – –

„Ecce homo“ soll in der Tat deutsch, französisch und englisch zugleich erscheinen. Ich habe gestern das Manuskript noch an meinen Drucker geschickt; sobald ein Bogen fertig wird, muß er in die Hände der Herren Übersetzer. Wer sind diese Übersetzer? Aufrichtig, ich wußte nicht, daß Sie selber für das ausgezeichnete Französisch Ihres Père verantwortlich sind; ich glaubte an eine meisterhafte Übersetzung. Für den Fall, daß Sie selbst die französische Übersetzung in die Hand nehmen wollten, wüßte ich mich nicht glücklich genug zu schätzen über dies Wunder eines sinnreichen Zufalls. Denn, unter uns, meinen „Ecce homo“ zu übersetzen, bedarf es eines Dichters ersten Ranges; es ist im Ausdruck, im Raffinement des Gefühls, tausend Meilen jenseits aller bloßen „Übersetzer“. Zuletzt ist es kein dickes Buch; ich nehme an, es wird in der franz. Ausgabe (vielleicht bei Lemerre, dem Verleger Paul Bourgets!) gerade einen solchen Band für 3 frs. 50 machen. Da es vollkommen unerhörte Dinge sagt und mitunter, in aller Unschuld, die Sprache eines Weltregierenden redet, so übertreffen wir durch Zahl der Auflagen selbst Nana. –

Andererseits ist es antideutsch bis zur Vernichtung; die Partei der französischen Kultur wird durch die ganze Geschichte hindurch festgehalten (– ich behandle die deutschen Philosophen allesamt als „un-

bewußte Falschmünzer“ –). Auch ist das Buch nicht langweilig, – ich habe es mitunter selbst im Stil „Prado“ geschrieben. – Um mich gegen deutsche Brutalitäten („Konfiskation“) sicher zu stellen, werde ich die ersten Exemplare, vor der Publikation, dem Fürsten Bismarck und dem jungen Kaiser mit einer brieflichen Kriegserklärung übersenden: darauf dürfen Militärs nicht mit Polizeimaßregeln antworten. – Ich bin ein Psychologe. – – –

– Erwägen Sie, verehrter Herr! Es ist eine Sache allerersten Ranges. Denn ich bin stark genug dazu, die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke zu zerbrechen. –

– Blicke die Frage der englischen Übersetzung. Würden Sie einen Vorschlag dafür? – Ein antideutsches Buch in England ...

Sehr ergeben

Ihr Nietzsche

An Peter Gast

Turin, den 9. Dezember 1888

Lieber Freund,

ich war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, da trat Ihr Brief festlich zur Tür herein, leider nicht in Begleitung des „Kunstwart“. Doch wird es sich nur um Stunden handeln. – Ihre herrlichen Neuigkeiten in puncto „Provence“ erquicken mich wie wenige Dinge mich erquicken könnten; denn da es mir gut geht, ist es eigentlich billig, daß es meinen „Nächsten“ noch besser geht. Der erste Schritt, hier wie überall, ist der schwerste – und über den helfen nur die Weiblein hinweg ...

Auch ich habe Gutes zu melden. Das „Ecce homo“ ist vorgestern an C. G. Naumann abgegangen, nachdem ich es, zur letzten Gewissensberuhigung, noch

einmal vom ersten bis zum letzten Wort auf die Goldwage gelegt habe. Es geht dermaßen über den Begriff „Literatur“ hinaus, daß eigentlich selbst in der Natur das Gleichnis fehlt: es sprengt, wörtlich, die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke – höchster Superlativ von Dynamit...

Strindberg hat mir vorgestern seinen ersten Brief geschrieben – es war der erste Brief mit einem welt-historischen Akzent, der mich erreichte. Er hat den Begriff davon, daß Zarathustra ein Non plus ultra ist. Zugleich traf noch ein Brief aus St. Petersburg ein, von einer der allerersten Frauen Rußlands, beinahe eine Liebeserklärung, jedenfalls ein kuriose Stück Brief: Madame la Princesse Anna Dmitrievna Ténicheff. Auch der intelligenteste Kopf der Petersburger Gesellschaft, der alte Fürst Urussow soll sich stark für mich interessieren. Georg Brandes hält diesen Winter wieder Vorlesungen in diesen Kreisen und wird ihnen Wunderdinge berichten. Ich sagte wohl, daß Strindberg und Brandes befreundet sind, daß beide in Kopenhagen leben? – Strindberg hält mich übrigens für den größten Psychologen des Weibes ... Ecco, Malvida!!! –

Gestern habe ich die „Götzendämmerung“ an Mr. Taine geschickt, mit einem Brief, worin ich ihn bitte, für eine französische Übersetzung des Werks sich zu interessieren. Auch für die englische Übersetzung habe ich einen Gedanken: Miß Helen Zimmern, die jetzt in Genf, im nächsten Verkehr mit meinen Freundinnen Fynn und Mansuroff lebt. Sie kennt auch Georg Brandes (– sie hat Schopenhauer den Engländern entdeckt: warum nicht erst recht dessen Antipoden? ...)

Mit E. W. Fritsch bin ich noch nicht weiter; doch hoffe ich, mit einiger Geduld, daß der Preis noch ein

paar tausend Mark heruntergeht. Wenn ich meine ganze Literatur für 8000 Mark zurückerwerbe, so habe ich das Geschäft gemacht. — Naumann berät mich in dieser Sache.

Machen Sie doch meinem alten Freund Professor Paul Deussen möglichst schnell einen Besuch (Berlin W., Kurfürstendamm 142). Sie können ihm einmal gründlich sagen, was ich bin und was ich kann. Er ist mir übrigens sehr zugetan und auf jene Weise, die auf Erden die seltenste ist: er hat mir diesen Sommer, zum Zweck meiner Druckkosten, 2000 Mark zugestellt (— zu gleichem Zweck, hören Sie!, Fräulein Meta von Salis 1000 frcs.!! —). Unter uns, ich beschwöre Sie!

Jetzt eine ernste Sache. Lieber Freund, ich will alle Exemplare des vierten Zarathustra wieder zurückhaben, um dies ineditum gegen alle Zufälle von Leben und Tod sicherzustellen (— ich las es dieser Tage und bin fast umgekommen vor Bewegung). Wenn ich es nach ein paar Jahrzehnten welthistorischer Krisen — Kriege! — herausgeben werde, so wird es erst die rechte Zeit sein. Strengen Sie, bitte, Ihr Gedächtnis an, wer Exemplare hat. Meine Erinnerung gibt: Lanzky, Widemann, Fuchs, Brandes, wahrscheinlich Overbeck. Haben Sie die Adresse von Widemann? — Wieviel Exemplare waren es? wieviel haben wir noch? — Ein paar mögen in Naumburg sein.

Wetter, nach wie vor, unvergleichlich. Drei Kisten Bücher aus Nizza eingetroffen. — Ich blättere seit einigen Tagen in meiner Literatur, der ich jetzt zum ersten Male mich gewachsen fühle. Verstehen Sie das? Ich habe alles sehr gut gemacht, aber nie einen Begriff davon gehabt, — im Gegenteil!... Zum Beispiel die diversen Vorreden, das fünfte Buch „gaya scienza“ — Teufel, was steckt

da drin! – Über die dritte und vierte Unzeitgemäße werden Sie in Ecce homo eine Entdeckung lesen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehn, – mir standen sie auch zu Berge. Beide reden nur von mir, anticipando... Weder Wagner, noch Schopenhauer kamen psychologisch drin vor... Ich habe beide Schriften erst seit 14 Tagen verstanden. –

Zeichen und Wunder!

Es grüßt Sie der  
Phönix.

– Menschliches, Allzumenschliches hat mir im höchsten Grade imponiert: es hat etwas von der Ruhe eines Grandseigneur.

An Peter Gast

Turin, den 22. Dezember 1888

Lieber Freund,

dies Papier habe ich entdeckt, das erste, auf dem ich schreiben kann. Ingleichen Feder, diese aber aus Deutschland: Soenneckens Rundschrittfeder. Ingleichen Tinte, diese aber aus Newyork, teuer, ausgezeichnet.

Ihre Nachrichten sind ausgezeichnet; der Fall Joachim ist ersten Ranges. Ohne Juden gibt es keine Unsterblichkeit, – sie sind nicht umsonst „ewig“. – Auch Dr. Fuchs macht seine Sache vortrefflich; ich bekenne, daß, solange es eine Chance Hochberg gibt (– es kann ja jeden Augenblick ein toller Wagnerianer an seine Stelle treten), die Chance im Auge zu behalten ist.

Von Herrn W. erbitten Sie sich, so rücksichtsvoll wie möglich, das Exemplar des IV. Zarathustra wieder aus: ich muß das Werk gegen alle Zufälle von Leben und Tod sicherstellen. –

Sehr kurios! Ich verstehe seit vier Wochen meine eignen Schriften, — mehr noch, ich schätze sie. Allen Ernstes, ich habe nie gewußt, was sie bedeuten; ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, den Zarathustra ausgenommen, daß sie mir imponiert hätten. Es ist die Mutter mit ihrem Kinde: sie liebt es vielleicht, aber in vollkommner Stupidität darüber, was das Kind ist. — Jetzt habe ich die absolute Überzeugung, daß alles wohlgeraten ist, von Anfang an, — alles eins ist und eins will. Ich las vorgestern die „Geburt“: etwas Unbeschreibliches, tief, zart, glücklich...

Herr Spitteler ist, seit Ihrem „Kunstwart“, zur Salzsäule erstarrt: er blickt auf seine Unzulänglichkeit vom letzten Januar zurück...

Die Schrift „N. contra W.“ wollen wir nicht drucken. Das „Ecce“ enthält alles Entscheidende auch über diese Beziehung. Die Partie, welche, unter anderm, auch den maestro Pietro Gasti bedenkt, ist bereits in „Ecce“ eingetragen. Vielleicht nehme ich auch das Lied Zarathustras — es heißt „Von der Armut des Reichsten“ — noch hinein. Als Zwischenspiel zwischen zwei Hauptabschnitten.

Unbeschreiblich delikater Brief von Msr. Taine aus Paris (— er bekommt auch Peter Gast zu lesen!); er beklagt, für toutes mes audaces und finesses nicht genug deutsch zu verstehn — d. h. nicht gleich beim ersten Blick sie zu verstehn — und empfiehlt mir, als einen kompetenten Leser, der aufs tiefste auch Deutschland und deutsche Literatur studiert habe, niemand Geringeres als den Chefredakteur des Journal des Débats und der Revue des Deux Mondes, Msr. Bourdeau, eine der ersten und einflußreichsten Personagen Frankreichs. Der soll mein Bekanntwerden in Frankreich in die Hand nehmen, die Frage der Übersetzung: dazu empfiehlt ihn Msr. Taine. —

Damit ist der große Panama-Kanal nach Frankreich hin eröffnet.

Meine herzlichsten Grüße an Ihre verehrten Angehörigen!

Ihr Freund

Nietzsche

– Erster Schnee, hübsch!!!

An die Schwester

[Entwurf] Turin, Dezember 1888

Meine Schwester!

Ich habe Deinen Brief empfangen und nachdem ich ihn mehrere Male gelesen habe, sehe ich mich in die ernste Notwendigkeit versetzt, von Dir Abschied zu nehmen. Jetzt, wo sich mein Schicksal entschieden hat, empfinde ich jedes Deiner Worte an mich mit verzehnfachter Schärfe: Du hast nicht den entferntesten Begriff davon, nächstverwandt mit dem Menschen und Schicksal zu sein, in dem sich die Frage von Jahrtausenden entschieden hat, – ich habe, ganz wörtlich geredet, die Zukunft der Menschheit in der Hand.

Ich kenne die menschliche Natur und bin unsäglich fern davon, in irgendeinem einzelnen Falle zu verurteilen, was das Verhängnis der Menschheit überhaupt ist; mehr noch: ich verstehe, wie gerade Du, aus vollkommener Unmöglichkeit, die Dinge zu sehn, in denen ich lebe, fast in den Gegensatz von mir hast flüchten müssen. Was mich dabei beruhigt, ist, zu denken, daß Du es auf Deine Weise gut gemacht hast, daß Du jemanden hast, den Du liebst und der Dich liebt, daß von Dir eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen bleibt, der Dein Vermögen sowohl wie Deine Kraft geweiht ist, – endlich, was ich nicht verschweigen will, daß eben diese Aufgabe Dich etwas fern weg von mir

geführt hat, so daß die nächsten chocs dessen, was sich jetzt vielleicht mit mir begibt, Dich nicht erreichen. — Das Letzte wünsche ich um Deinetwillen: ich bitte vor allem inständig darum, Dich von keiner freundlichen und in diesem Falle gerade gefährlichen Neugierde verführen zu lassen, die Schriften, die jetzt von mir herauskommen, zu lesen. Dergleichen könnte Dich über alle Maßen verwunden — und mich, in dieser Vorstellung, noch dazu... In diesem Sinne bedaure ich selbst, die Schrift gegen Wagner an Dich abgeschickt zu haben, die, inmitten der ungeheuren Spannung, in der ich lebe, eine wahre Wohltat für mich war — als ein honnettes Duell eines Psychologen mit einem frommen Verführer, den niemand leicht als solchen erkennt.

Zu aller Beruhigung will ich von mir selber so viel sagen, daß mein Befinden ausgezeichnet ist, von einer Festigkeit und Geduld, wie ich in meinem ganzen früheren Leben keine Stunde gehabt habe; daß das Schwerste mir leicht wird, daß alles gerät, was ich unter die Hände nehme. Die Aufgabe, die auf mir liegt, ist trotzdem meine Natur — so daß ich jetzt erst einen Begriff davon habe, was mein mir vorbestimmtes Glück war. Ich spiele mit der Last, welche jeden Sterblichen zerdrücken würde... Denn das, was ich zu tun habe, ist furchtbar, in jedem Sinne des Wortes: ich fordre nicht einzelne, ich fordre die Menschheit mit meiner entsetzlichen Anklage als Ganzes heraus; wie auch die Entscheidung fällt, für mich oder gegen mich, in jedem Fall haftet unsäglich viel Verhängnis an meinem Namen...

Indem ich Dich von Herzen bitte, in diesem Brief keine Härte, sondern das Gegenstück dazu zu sehn, eine wirkliche Humanität, die sich bemüht, überflüssigem Unheil vorzubeugen, bitte ich Dich, mir

über diese Notwendigkeit hinweg, Deine Liebe zu bewahren.

Dein Bruder

An die Mutter

Turin, den 21. Dezember 1888

Meine alte Mutter,

es gibt, wenn mich nicht alles täuscht, in den nächsten Tagen Weihnachten: vielleicht kommt mein Brief noch zur rechten Zeit (vielleicht auch hat Herr Kürbitz einen Wink verstanden, den ich ihm vor einigen Tagen gegeben habe) mit der Bitte, Dir etwas auszu-denken, was Dir Vergnügen macht und wobei Du gerne an Dein altes Geschöpf denkst und, im übrigen, um Nachsicht bittend, daß es nicht mehr ist. — Wir haben auch hier ein wenig Winter, doch nicht so, daß ich hätte heizen müssen. Die Sonne und der helle Himmel werden nach ein paar Tagen Nebel immer wieder Herr. Es gab ein großes Leichenbegängnis, einer unsrer Prinzen, der Vetter des Königs; sehr verdient um Italien, auch um die Marine, denn er war der Admiral der Flotte.

Ich bin in jedem Sinne froh, mit Nizza fertig zu sein, — man hat mir indessen 3 Bücherkisten hierher gesandt. Auch die einzige wohltätige und liebenswürdige Gesellschaft, die ich dort hatte, die ausgezeichneten Köchlin's, feine und an die besten Kreise gewöhnte Leute, fehlen zum ersten Male diesen Winter in Nizza. Es geht schlecht mit dem alten Köchlin, Madame Cécilie hat mir ausführlich geschrieben: beständiges Fieber. Sie sind bei Genua, in Nervi. — Dagegen habe ich aus Genf gute und heitere Nachrichten von Madame Fynn und ihrer russischen Freundin.

Das allerbeste aber bekomme ich von meinem Freunde Gast zu hören, dessen ganze Existenz sich er-

staunlich verändert hat. Nicht nur daß die ersten Künstler Berlins, Joachim, de Ahna sich auf das tiefste für seine Werke interessieren, diese anspruchsvollste und verwöhnteste Art Künstler, die Deutschland hat: Du würdest vor allem verwundert sein, daß er in den reichsten und vornehmsten Zirkeln Berlins nur verkehrt. Vielleicht erlebt seine Oper ihre erste Aufführung in Berlin; Graf Hochberg steht den Kreisen nahe, die er frequentiert. —

Im Grunde ist Dein altes Geschöpf jetzt ein ungeheuer berühmtes Tier: nicht gerade in Deutschland, denn die Deutschen sind zu dumm und zu gemein für die Höhe meines Geistes und haben sich immer an mir blamiert, aber sonst überall. Ich habe lauter ausgesuchte Naturen zu meinen Verehrern, lauter hochgestellte und einflußreiche Menschen, in St. Petersburg, in Paris, in Stockholm, in Wien, in Newyork. Ach wenn du wüßtest, mit welchen Worten mir die ersten Personagen ihre Ergebenheit ausdrücken, die scharmantersten Frauen, eine Madame la Princesse Ténicheff durchaus nicht ausgeschlossen. Ich habe wirkliche Genies unter meinen Verehrern, — es gibt heute keinen Namen, der mit so viel Auszeichnung und Ehrfurcht behandelt wird, als der meinige. — Siehst Du, das ist das Kunststück: ohne Namen, ohne Rang, ohne Reichtum werde ich hier wie ein kleiner Prinz behandelt, von jedermann bis zu meiner Höckerin herab, die nicht eher Ruhe hat, als bis sie das Süßeste aus allen ihren Trauben zusammengesucht hat.

Zum Glück bin ich jetzt allem gewachsen, was meine Aufgabe von mir verlangt. Meine Gesundheit ist wirklich ausgezeichnet; die schwersten Aufgaben, zu denen noch nie ein Mensch stark genug war, fallen mir leicht.

Meine alte Mutter, empfangе, zum Schluß des Jahres, meine herzlichsten Wünsche und wünsche mir selber ein Jahr, das den großen Dingen, die in ihm geschehn müssen, in jeder Hinsicht entspricht.

Dein altes Geschöpf.

An Carl Fuchs

Turin, 27. Dezember 1888

Alles erwogen, lieber Freund, hat es von jetzt ab keinen Sinn mehr, über mich zu reden und zu schreiben; ich habe die Frage, wer ich bin, mit der Schrift, an der wir drucken, „*Ecce homo*“, für die nächste Ewigkeit ad acta gelegt. Man soll sich fürderhin nie um mich bekümmern, sondern um die Dinge, derentwegen ich da bin. [— —] Zunächst wird „Nietzsche contra Wagner“ herauskommen: wenn alles gerät, auch noch französisch. Das Problem unsres Antagonismus ist hier so tief genommen, daß eigentlich auch die Frage Wagner ad acta gelegt ist. Eine Seite „Musik“ über Musik in der genannten Schrift ist vielleicht das Merkwürdigste, was ich geschrieben habe.. Das, was ich über Bizet sage, dürfen Sie nicht ernst nehmen; so wie ich bin, kommt Bizet tausendmal für mich nicht in Betracht. Aber als ironische Antithese gegen Wagner wirkt es sehr stark; es wäre ja eine Geschmacklosigkeit ohnegleichen gewesen, wenn ich etwa von einem Lobe Beethovens hätte ausgehen wollen. [— —]

Die stupide Taktlosigkeit Fritzschs, mich in seinem eignen Blatte zu verhöhnen, hat den großen Nutzen, daß sie mir einen Anlaß bot, Fritzsch zu schreiben: „Wieviel wollen Sie für meine ganze Literatur? In aufrichtiger Verachtung Nietzsche.“ Antwort: c. 11 000 Mark. — Gesetzt, daß ich auf diese Weise im letzten Augenblick Alleinbesitzer meiner Werke

werde (— denn auch C. G. Naumann besitzt nichts von mir), so war die Dummheit Fritzsche ein Glücksfall ersten Rangs. — Ich will schon dafür Sorge tragen, daß Sie zur rechten Zeit alle meine Schriften, die Ihnen fehlen, zugeschickt bekommen: warten Sie nur noch ein wenig! — Der Gedanke mit Rostock, gesetzt auch, daß es ein Interimgedanke von zwei Jahren wäre, scheint mir sehr vorzüglich, namentlich in der Übung und Einübung der eigentlichen Dirigentenqualitäten, — auch sonst...

Lieber Freund, ich bitte Sie dringend darum, Ihre Schrift über Wagner an meinen Verleger Herrn C. G. Naumann zu schicken: Sie dürfen sie mir mit einer kleinen Vorrede widmen. — Wir müssen die Deutschen durch esprit rasend machen...

Den Tristan umgehen Sie ja nicht: er ist das kapitale Werk und von einer Faszination, die nicht nur in der Musik, sondern in allen Künsten ohnegleichen ist. —

Ich schlage vor, den ausgezeichneten Aufsatz des Herrn Gast über mich als Vorrede zu Ihrer Schrift gegen Wagner voranzudrucken: macht einen prachtvollen Eindruck.

Titel: Der Fall Nietzsche  
von Peter Gast und Carl Fuchs.

An Franz Overbeck

Turin, Weihnachten 1888

Lieber Freund,  
wir müssen die Sache mit Fritzsche schnell machen, denn in zwei Monaten bin ich der erste Name auf der Erde. —

Ich wage noch zu erzählen, daß es in Paraguay so schlimm als möglich steht. [— —]

Was hier in Turin merkwürdig ist, das ist eine



Friedrich Nietzsches Grab  
Familiengruft in Röcken bei Lützen



vollkommene Faszination, die ich ausübe, obwohl ich der anspruchsloseste Mensch bin und nichts verlange. Aber wenn ich in ein großes Geschäft komme, so verändert sich jedes Gesicht; die Frauen auf der Straße blicken mich an, — meine alte Hökerin legt für mich das Süßeste von Trauben zurück und hat den Preis ermäßigt!... Er ist an sich lächerlich... Ich esse in einer der ersten Trattorien, mit 2 ungeheuren Etagen von Sälen und Zimmern. Ich zahle für jede Mahlzeit 1 Fr. 25 mit Trinkgeld — und ich bekomme das Ausgesuchtteste in der ausgesuchtesten Zubereitung\*—, ich habe nie einen Begriff davon gehabt, weder was Fleisch, noch was Gemüse, noch was alle diese eigentl. ital. Speisen sein können... Heute z. B. die delikatesten ossobuchi, Gott weiß, wie man deutsch sagt, das Fleisch an den Knochen, wo das herrliche Mark ist! Dazu broccoli auf eine unglaubliche Weise zubereitet, zuerst die allerzartesten Makaroni. — Meine Kellner glänzen von Feinheit u. Entgegenkommen: das beste ist, ich mache niemanden dümmer...

Da in meinem Leben noch alles möglich ist, so notiere ich mir alle diese Individuen, die in dieser unentdeckten Zeit mich entdeckt haben. Ich verschwöre es nicht, daß mich bereits mein zukünftiger Koch bedient. —

Noch niemand hat mich für einen Deutschen gehalten... Ich lese das Journal des Débats, man hat es mir instinktiv beim ersten Betreten des ersten Cafés gebracht. —

Es gibt auch keine Zufälle mehr: wenn ich an jemand denke, tritt ein Brief von ihm höflich zur Tür

\*[Am Rande:]

Moral: ich habe auch noch nie einen verdorbenen Magen gehabt ..

herein . . . Naumann ist in einem prachtvollen Feuereifer. Ich habe den Argwohn, daß er die Festtage hat drucken lassen. Es sind 5 Bogen in 2 Wochen mir zugeschickt worden. Den Schluß von *Ecce homo* macht ein Dithyrambus von einer ganz grenzenlosen Erfindung, — ich darf nicht daran denken, ohne zu schluchzen.

Unter uns, ich komme dieses Frühjahr nach Basel, — ich habe es nötig! Zum Teufel, wenn man nie ein Wort im Vertrauen sagen kann . . . .

Dein Freund N.

Dr. Fuchs führt eben das Duett K.s in einem Danziger Konzert auf, er wünscht fürs dortige Theater den Löwen von Venedig! In Anbetracht aber, daß Joachim seine Teilnahme fortsetzt, so ist das Werk sehr wahrscheinlich vom Grafen Hochberg alsbald in Beschlag genommen . . . . K. ist fortgelaufen für die Weihnachtszeit zu seinen Eltern, um sich nicht beschenken zu lassen . . . . Die von Krauses machen in der Weihnachtszeit (wie sonst) einen fürstlichen Aufwand: sie senden z. B. in jede Familie ihrer Dörfer eine Weihnachtskiste. K. hat Krause zu seinem Venedig. Freunde, dem berühmten Passin geführt, um ihm einige Tausende zu verdienen zu geben. — P. lebt jetzt in Berlin.

An Franz Overbeck

Erhalten am 28. Dezember 1888 von Turin

Lieber Freund,

soeben mußte ich lachen: mir fiel Dein alter Kassierer ein, den ich noch zu beruhigen habe. Es wird ihm wohl tun, zu hören, daß ich seit 1869 nicht mehr heimatberechtigt in Deutschland bin und einen wunderschönen Basler Paß besitze, der mehrere Male von schweizerischen Konsulaten erneuert worden ist. —

– Ich selber arbeite eben an einem Promemoria für die europäischen Höfe zum Zwecke einer antideutschen Liga. Ich will das „Reich“ in ein eisernes Hemd einschnüren und zu einem Verzweiflungskrieg provozieren. Ich habe nicht eher die Hände frei, bevor ich nicht den jungen Kaiser, samt Zubehör in den Händen habe.

Unter uns! Sehr unter uns! – Vollkommene Windstille der Seele! Zehn Stunden ununterbrochen geschlafen!

N.

An Franz Overbeck

Erhalten 31. Dezember 1888 von Turin

Nein, lieber Freund, mein Befinden ist nach wie vor ausgezeichnet; nur habe ich den Brief bei sehr schlechtem Licht geschrieben – ich erkannte nicht mehr, was ich schrieb. Auch darfst Du nicht denken, daß jene „traurigen“ Mitteilungen auch nur im entferntesten mich berührten; das liegt seit Jahren tausend Meilen unter mir. – Die Sache mit F. laufen zu lassen ist jedenfalls die Vernunft selbst: er hat mir in seinem neuesten Brief noch erklärt, daß er sich an die genannte Ziffer gebunden wisse. – Ich bin heute sehr glücklich über einen überaus liebevollen und delikaten Brief des Mr. Bourdeau, der mir erzählt, wieviel er von mir schon kenne und wie er von seinem Freunde Hillebrand sehr gut über mich seit lange unterrichtet worden sei. Das Journal des Déb. bringe im Monat Januar einen Artikel über den „Fall Wagner“ aus der Feder Monods. – Auch Heusler hat mir auf das herzlichste geschrieben. –

(Ich verhandle auch mit Bonghi. –)

„Crépuscule des idoles“ wird zuerst in Angriff genommen; ich bin für die Übersetzung desselben

Werks mit Miß Helen Zimmern in Unterhandlung, die auch schon Schopenhauer den Engländern vorgestellt hat. — Unterschätze nicht, daß ich den Fall Fritsch als Glücksfall empfinde...

Mein Brief kommt gerade zur rechten Zeit, um Dir und Deiner lieben Frau herzlich zum neuen Jahr Glück zu wünschen.

Dein Freund

N.

— Weißt Du, in meiner äußeren Lage verändert sich in den nächsten Jahren gar nichts, vielleicht überhaupt nicht mehr. Ich mag jeden Grad von Anseh'n erreichen, ich will weder meine Gewohnheiten, noch mein Zimmer für 25 Frs. aufgeben. Man muß sich an diese Sorte Philosoph gewöhnen. —

Es ist wieder recht schlechtes Licht — come in Londra, sagen mir die Turiner seit 6 Tagen. Nebbia!...

Ich bildete mir sogar ein, ich hätte Dir lauter sehr heitre Sachen geschrieben? — Aufrichtig, ich weiß gar nicht mehr, wie das aussieht, was man Ärger nennt...

An Peter Gast

Turin, den 31. Dezember 1888

— Sie haben tausendmal Recht! Warnen Sie selbst Fuchs... Sie werden in Ecce homo eine ungeheure Seite über den Tristan finden, überhaupt über mein Verhältnis zu Wagner. Wagner ist durchaus der erste Name, der in E. h. vorkommt. — Dort, wo ich über nichts Zweifel lasse, habe ich auch hierüber den Mut zum Äußersten gehabt.

— Ah, Freund! welcher Augenblick! — Als Ihre Karte kam, was tat ich da ... Es war der berühmte Rubicon...

– Meine Adresse weiß ich nicht mehr: nehmen wir an, daß sie zunächst der Palazzo del Quirinale sein dürfte.

N.

An August Strindberg

Lieber Herr!

Sie werden die Antwort auf Ihre Novelle in Kürze zu hören bekommen – sie klingt wie ein Flintenschuß. Ich habe einen Fürstentag nach Rom zusammenbefohlen, ich will den jungen Kaiser füsiliieren lassen.

Auf Wiedersehen! Denn wir werden uns wiedersehen.

Une seule condition: Divorçons...

Nietzsche Cäsar.

Strindberg an Nietzsche<sup>1</sup>

Holtibus pridie Cal. Jan.  
MDCCCLXXXIX

Carissime Doctor!

Θέλω, θέλω μανῆναι!

Litteras tuas non sine perturbatione accepi et tibi gratias ago.

Rectius vives, Licini, neque altum  
Semper urgendo neque, dum procellas  
Cautus horrescis nimium premendo  
Litus iniquum.

Interdum juvat insanire!  
Vale et Fave!

Strindberg  
(Deus, optimus maximus).

An August Strindberg

Herrn Strindberg!

Eheu?... nicht mehr Divorçons?...

Der Gekreuzigte.

<sup>1</sup> K. Strecker: Nietzsche und Strindberg, 1921, Gg. Müller, S. 92.

An Georg Brandes

[Poststempel] Torino, 4. I. 89

Dem Freunde Georg!

Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück, mich zu finden: die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren ...

Der Gekreuzigte.

An Peter Gast

[Poststempel] Torino, Ferrovia, 4. I. 89

Meinem Maëstro Pietro.

Singe mir ein neues Lied: Die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich.

Der Gekreuzigte.

An Jacob Burckhardt

[Poststempel] Torino, 4. I. 89

Meinem verehrungswürdigen Jacob  
Burckhardt.

Das war der kleine Scherz, dessentwegen ich mir die Langeweile, eine Welt geschaffen zu haben, nachsehe. Nun sind Sie – bist Du – unser großer größter Lehrer: denn ich, zusammen mit Ariadne, habe nur das goldne Gleichgewicht aller Dinge zu sein, wir haben in jedem Stücke Solche, die über uns sind ...

Dionysos.

An Franz Overbeck

Erhalten am 7. Januar 1889

Dem Freunde Overbeck und Frau.

Obwohl Ihr bisher einen geringen Glauben an meine Zahlungsfähigkeit bewiesen habt, hoffe ich doch noch zu beweisen, daß ich je-

mand bin, der seine Schulden bezahlt. – Zum Beispiel gegen Euch ...

Ich lasse eben alle Antisemiten erschießen ...

Dionysos.

Als Dionysos erhebt Nietzsche seinen Freund Rohde „unter die Götter“. Cosima erhält einen großen grauen Zettel mit den Worten:

„Ariadne, ich liebe Dich. Dionysos.“

Andere Zettel sind gerichtet an den König von Italien, an den vatikanischen Staatssekretär Mariani, an das Haus Baden, an Hans von Bülow, an Spitteler, an Malwida von Meysenbug. Die herrschende Wahnidee bleibt: Nietzsche hat einen europäischen Fürstentag in Rom zusammenberufen, an dem auch der Papst teilnimmt.

„Freund Seydlitz soll, zusammen mit Monsieur Catulle Mendès, einer meiner größten Satyre und Festtiere sein.“

Ein längerer zusammenhängender Brief, „am 6. Januar 1889“ datiert, mit „Nietzsche“ unterschrieben, ist an Jacob Burckhardt abgegangen. Dieser Brief beginnt mit der Versicherung, daß er, Nietzsche, sehr viel lieber Basler Professor als Gott wäre, aber er habe es nicht gewagt, seinen Privategoismus soweit zu treiben, um seinetwegen die Schaffung der Welt zu unterlassen. Er sei dazu verurteilt, die nächste Ewigkeit durch schlechte Witze zu unterhalten, und habe deshalb eine Schreiberei eingerichtet. Die Briefe stecke er selber in den Kasten, er, der große Feuilletonist der grande monde. Unangenehm sei es ihm, weil seiner Bescheidenheit zusetzend, daß im Grunde jeder Name in der Geschichte er selbst sei. In diesem Herbst war er zweimal bei seinem Begräbnisse zugegen. Eine Nachschrift lautet:

„Der Rest für Frau Cosima ... Ariadne ... von Zeit zu Zeit wird gezaubert.“

Am Rande ist geschrieben, daß Burckhardt von diesem Brief jeden Gebrauch machen könne, der ihn, Nietzsche, in der Achtung der Basler nicht heruntersetze. Ebenfalls am Rande:

„Ich habe Kaiphaz in Ketten legen lassen, auch bin ich voriges Jahr von den deutschen Ärzten auf sehr langwierige Weise gekreuzigt worden. Wilhelm, Bismarck und alle Antisemiten abgeschafft.“

Der Schriftsteller Karl Strecker ist der flüchtigen, aber nicht bedeutungslosen persönlichen Beziehung zwischen Nietzsche und Strindberg nachgegangen und hat deshalb im Jahre 1913 auch Turin besucht. Er erzählt: <sup>1</sup> „Alle Leute, die sich 1913 in Turin noch Nietzsches erinnerten, berichteten von den Eindrücken eines einsamen, in sich gekehrten, tief schwermütigen Mannes. Die in seinen damaligen Briefen hier und da zur Schau getragene Heiterkeit, das unterstrichene Lob der Stadt, sind eher ein Beweis für als gegen diese Tatsache.“

„Die Straße Carlo Alberto, in der Nietzsche wohnte, erstreckt sich vom Corso Vittorio Emanuele, — nahe dem Bahnhof — bis zur Piazza Carlo Alberto, sie ist lang, aber nicht breit und von sehr hohen gleichförmigen Häusern verdunkelt. Bei trübem Wetter — und Turin hat 107 Regentage durchschnittlich — ein melancholischer Engpaß von trostloser Länge. Allerdings liegt das Haus Nr. 6, wo Nietzsche drei Treppen hoch wohnte, an der Ecke des Platzes Carlo Alberto, auf den er den Blick hatte. Aber der Zugang hat die Einförmigkeit eines pneumatischen Rohrs, und niemand wird behaupten, daß Nietzsche, so überaus empfindlich gegen äußere Eindrücke, dem frisches Wehen der Luft, Helligkeit, weiter Ausblick Lebensbedürfnisse waren, wohl daran getan habe, in seiner düstersten Zeit hier zu wohnen. — Sein damaliger Wirt, der Zeitungsverkäufer Davide Fino, war fortgezogen. Ich fand ihn in dem großen Gebäude der Hauptpost, wo er gleich am Eingang einen

<sup>1</sup> K. Strecker: Nietzsche und Strindberg, 1921, Gg. Müller, S. 41f.

Laden hatte und Ansichtskarten, Zeitschriften, Zeitungen, Schreibwaren verkaufte. Der kleine ältliche Herr machte einen angenehmen Eindruck, man las die Ehrlichkeit auf seinem Gesicht. Er war sehr erfreut, als ich ihm erzählte, ich sei auf Professor Dr. ‚Nitzkys‘ Spuren. Und obwohl un-aufhörlich Käufer kamen und gingen, die er allein bediente, fand er doch Zeit genug, mir zu erzählen, was er wußte... Der Kern dieser Berichte war jedesmal – Nietzsches einsames Leben, seine Verdüsterung. Noch in seiner letzten Zeit war er öfter in der Buchhandlung gewesen, und da man sich sehr zuvorkommend gegen ihn gezeigt – es klingt etwas davon in Nietzsches Briefen aus Turin wieder – hatte er oft lange dort gesessen und in neuen Büchern gelesen, gekauft aber bei seiner großen Sparsamkeit nur selten etwas... Abends hat er, so erzählte Davide Fino, oft stundenlang auf dem Klavier phantasiert, und seine Tochter, die musikalisch war, wollte wissen, daß es meist – Wagnersche Musik gewesen. Einige Tage vor seinem Zusammenbruch hatte er in einem nervösen Anfall schon einmal einen Straßenauflauf verursacht. Ein müder alter Droschkengaul, der auf dem Platz vor seinem Wagen stand, erregte so stark das Mitleid des großen Mitleidvernichters, daß er ihm um den Hals fiel und heftig weinte...“

Ein ähnliches Vorkommnis hat die Schwester nach dem Bericht eines Dritten überliefert:<sup>1</sup> „In einem Café habe mein Bruder täglich die französische Zeitung ‚Journal des Débats‘ gelesen. Eines Tages schließt einer der Fortgehenden schnell die Tür des Cafés und dem nacheilenden kleinen Hund wird die Pfote gequetscht. Dessen Besitzer hatte sich aber entfernt ohne darauf zu achten, und der Hund blieb wimmernd zurück. Mein Bruder allein habe sich des Hundes erbarmt, den Kellner um eine Schale Wasser gebeten, sein Taschentuch genommen und damit dem Hunde einen regelrechten Verband gemacht. Das hatte er ja 1870 als Krankenpfleger gelernt. Alle hätten dem freundlichen Gelehrten mit Vergnügen zugesehen, und das Hund-

<sup>1</sup> E. Förster-Nietzsche: Der einsame Nietzsche, 1913, Kröner, S. 508f.

chen habe sich zu seinen Füßen niedergelegt. Plötzlich öffnet sich die Tür und der rechtmäßige Herr des Hundes pfeift. Darauf stürzt das Hündchen samt seinem Verband von dannen und ward nicht mehr gesehen. Aber einige Tage später, als mein Bruder wiederum das ‚Journal des Débats‘ liest und vors Gesicht hält, kommt das Hündchen, klopft mit der Pfote an sein Bein, knurrt ein wenig, um sich bemerklich zu machen und trägt im Maule das sauber gewaschene und geplättete Taschentuch.“

An einem der ersten Januartage stürzt Nietzsche in der Nähe seiner Wohnung auf der Straße zusammen. Sein Wirt kommt zufällig hinzu und führt ihn ins Haus. Durch die Briefe werden die Basler Freunde beunruhigt, Overbeck entschließt sich, und fährt nach Turin. Am 8. Januar trifft er hier ein. Den Augenblick des Wiedersehens schildert sein Brief an Gast vom 15. Januar 1889:<sup>1</sup>

„Es war der letzte Moment, wo seine Fortschaffung ohne besondere Hindernisse außer seinem eigenen Zustand noch möglich war. Ich übergehe die rührenden Verhältnisse, in denen ich N. als Pflegling seiner Wirtsleute — Inhaber eines Zeitungskioskes auf der Via Carlo Alberto — fand, auch sie mögen für Italien bezeichnend sein. Mit dem fürchterlichen Moment, wo ich N. widersah, bin ich wieder bei der Hauptsache, in ganz einziger Weise ein fürchterlicher Moment, und ganz anders als alles folgende. Ich erblicke N. in einer Sofaecke kauern und lesend — wie sich dann ergab, die letzte Korrektur von N. contra Wagner — entsetzlich verfallen aussehend, er mich und stürzt sich auf mich zu, umarmt mich heftig, mich erkennend, und bricht in einen Tränenstrom aus, sinkt dann in Zuckungen aufs Sofa zurück, ich bin auch vor Erschütterung nicht imstande, auf den Beinen zu bleiben. Hat ihm sich in diesem Augenblick der Abgrund aufgetan, an dem er steht oder in den er vielmehr gestürzt ist? Jedenfalls hat sich nichts der Art wiederholt. Zugegen war die ganze Familie Fino. Kaum lag N. stöhnend und zuckend wieder da, als man ihm das

<sup>1</sup> C. A. Bernoulli: F. Overbeck und F. Nietzsche, 1908, *Die-derichs*, Bd. II S. 233 f.

auf dem Tisch stehende Bromwasser zu schlucken gab. Augenblicklich trat Beruhigung ein, und lachend begann N. vom großen Empfang zu reden, der für den Abend vorbereitet sei. Damit war er im Kreise der Wahnvorstellungen, aus dem er dann, bis ich ihn aus den Augen verloren, nicht wieder getreten ist, über mich und überhaupt über die Personen anderer stets klar, über sich in völliger Nacht befangen. D. h. es kam vor, daß er in lauten Gesängen und Rasereien am Klavier sich maßlos steigernd, Fetzen aus der Gedankenwelt, in der er zuletzt gelebt hat, hervorstieß, und dabei auch in kurzen mit einem unbeschreiblich gedämpften Tone vorgebrachten Sätzen, sublimen, wunderbar hellsichtige und unsäglich schauerliche Dinge über sich als den Nachfolger des toten Gottes vernehmen ließ, das Ganze auf dem Klavier gleichsam interpunktierend, worauf wieder Konvulsionen und Ausbrüche eines unsäglichem Leidens erfolgten, doch wie gesagt, das kam nur vor in wenigen flüchtigen Momenten, soweit ich dabei gewesen, im ganzen überwogen die Äußerungen des Berufs, den er sich selbst zuschrieb, der Possenreißer der neuen Ewigkeiten zu sein, und er, der unvergleichliche Meister des Ausdrucks, war außerstande, selbst die Entzückungen seiner Fröhlichkeit anders als in den trivialsten Ausdrücken oder durch skurriles Tanzen und Springen wiederzugeben. Dabei die kindlichste Harmlosigkeit, die ihn auch in den drei Nächten, in denen er schon tobend den ganzen Haushalt wach erhalten hatte, nie verlassen hatte, und eben diese Harmlosigkeit und die fast unbedingte Lenksamkeit, sobald man auf seine Ideen von königlichen Empfängen und Einzügen, Festmusiken usw. einging, machte wenigstens für den Reisebegleiter, den ich auf Willes strenge Anweisungen in Turin gesucht und mitgenommen, den Transport hierher zum Kinderspiel. Er fand, mit fast dreistündigem Aufenthalt in Novara, von Mittwoch 2,20 nachm. bis Donnerstag früh  $\frac{3}{4}$  8 statt, fing mit einer furchtbaren halben Stunde bei glänzendem Sonnenschein auf dem Turiner Bahnhof im Gewühl desselben an, auch Novara führte einige Auftritte herbei, sonst fuhren wir drei allein, N. durch Chloral

schlafstüchtig gemacht, doch immer wieder erwachend, aber höchstens zu lauten Gesängen sich steigernd, darunter in der Nacht das wunderschöne Gondellied, dessen Herkunft ich später entdeckte, während mir beim Hören völlig rätselhaft war, wie der Sänger einen solchen Text noch zustande brachte bei übrigens völlig eigentümlicher Melodie.“

Das Gedicht „Venedig“ steht im *Ecce Homo*. Es lautet:

An der Brücke stand  
jüngst ich in brauner Nacht.  
Fernher kam Gesang:  
goldener Tropfen quoll's  
über die zitternde Fläche weg.  
Gondeln, Lichter, Musik –  
trunken schwamm's in die Dämm'ung hinaus ...

Meine Seele, ein Saitenspiel,  
sang sich, unsichtbar berührt,  
heimlich ein Gondellied dazu,  
zitternd vor bunter Seligkeit.  
– Hörte jemand ihr zu? ...

Nach der Erzählung eines Augenzeugen, der damals in Jena Student war, wird von C. A. Bernoulli berichtet:<sup>1</sup> „Wenn Frau Pastor Nietzsche Gelzers [in Jena] einen Besuch machen wollte, brachte sie gewöhnlich ihren Sohn mit, der ihr wie ein Kind nachlief. Um ungestört zu sein, führte sie ihren Sohn in den Salon, wo er zuerst an der Tür stehen blieb. Sie ging ans Klavier und spielte Akkorde, worauf er immer näher trat und zuletzt auch anfing zu spielen – zunächst stehend, bis die Mutter ihn auf den Stuhl niederdrückte, wenn ich so sagen darf. Worauf er stundenlang weiter ‚phantasierte‘. Drüben wußte Frau Pastor ihren Sohn aufgehoben, ohne ihn beaufsichtigen zu müssen, solange sie Akkorde hörte.“

<sup>1</sup> C. A. Bernoulli: Nietzsche und die Schweiz, 1922, Haessel, S. 107f.

Am 28. August 1900 nachmittags wurde der Leib im Erbbegräbnis zu Röcken begraben. Dem Wunsche gemäß, den Nietzsche einmal geäußert hatte, sprach an seinem Grabe kein Priester.

#### Abschiedsworte der Freunde<sup>1</sup>

Max Heinze

Einen letzten Gruß rufe ich Dir, Friedrich Nietzsche, ins Grab zu, Dir meinem Schüler und Pflegebefohlenen in früher, Dir, meinem hochgeschätzten Kollegen in späterer Zeit, Dir, meinem treugeliebten Freunde! Ein gewaltiges Werk hast Du vollbracht. Mit Deinem Geiste, mit Deinem Werke hast Du noch von dem Krankenzimmer aus einen großen Teil der geistigen Welt erobert. Have cara anima!

Carl von Gersdorff

Als ehemaliger Zögling der Landesschule Pforte, wo Du vor fast 40 Jahren mich Deiner Freundschaft würdigtest, welche mir mein Leben erst wahrhaft lebenswert machte, rufe auch ich Dir aus dankbarem Herzen den altehrwürdigen Abschiedsgruß zu:

„have cara anima“,

ja in noch höherem Sinne:

„have anima candida“.

Carl Fuchs

Heil dir, Freundschaft!  
Meiner höchsten Hoffnung  
erste Morgenröte!  
Ach! ohn' Ende  
schien oft Pfad und Nacht mir,  
alles Leben  
ziellos und verhaßt!

<sup>1</sup> Zur Erinnerung an Friedrich Nietzsche.

Zweimal will ich leben,  
 nun ich schau in deiner Augen  
 Morgenglanz und Sieg,  
 Du liebste Göttin!

So mit Deinen Worten, dankt Dir Einer, dem Du, seit fast dreißig Jahren, mit Deiner Lehre den Sinn auch seines Daseins vertieft, dem Du mit ihr und Deiner hohen Freundschaft den Wert des Lebens, wie rau es ihm auch begegnete, verdoppelt hast!

#### Peter Gast

– Und nun, da Dein Leib, nach der ungeheuren Odyssee Deines Geistes, zur Heimaterde zurückkehrt, rufe ich Dir als Dein Schüler, und im Namen Deiner Freunde, ein heißes „habe Dank“ in Deine große Vergangenheit nach.

Wie konnten wir Deine Freunde sein? Doch nur indem Du uns überschätzttest!

Was Du als weltbewegender Geist warst, das liegt vor aller Augen; und was Du als Mensch des Herzens warst – gewiß verkündet es jeder Deiner Gedanken. Denn auf all Deinem Denken lag die Weihe der Größe – und alle großen Gedanken kommen, wie Vauvenargues sagt, aus dem Herzen.

Wir aber, die wir das unendliche Glück hatten, Dir im täglichsten Leben nahe sein zu dürfen, wir wissen nur zu gut, daß mit Buch und Schrift sich nicht wiedergeben läßt, was den Zauber gerade Deines Wesens ausmachte. Das ist nun für immer dahin. –

Was der Blick Deines Auges, was Dein liebreicher Mund sagte – es war voll Schonung und Güte, es war ein Verbergen Deiner Majestät: Du wolltest (um an eines Deiner zartesten Worte zu erinnern) – Du wolltest uns Scham ersparen. Denn dem Reichtum Deines Geistes, dem Trieb Deines Herzens, anderen Freude zu machen – wer von uns hätte ihm etwas Gleiches entgegensetzen können?

Du warst einer der edelsten, der lautesten Menschen, die je über diese Erde gegangen sind.

Und obschon dies Feind wie Freund weiß, so halte ich es doch für nicht überflüssig, dies Zeugnis laut an Deiner Gruft abzulegen. Denn wir kennen die Welt, wir kennen das Schicksal Spinozas. Auch um Nietzsches Andenken könnte die Nachwelt Schatten legen. Und darum schließe ich mit den Worten: Friede Deiner Asche! Heilig sei Dein Name allen kommenden Geschlechtern!



### *Nietzsches Handschrift*

1. Aus einem Briefe des 15jährigen Nietzsche an seine Mutter. November 1859. Originalgröße
2. Aus einem Briefe Nietzsches an Frau Baronin von Brevern. 23. Oktober 1876. Originalgröße
3. An Peter Gast. 3. Januar 1889. Um  $\frac{1}{4}$  verkleinert

maße Nationalpasse anzuordnen, die durch  
Land hochpreisig gelte, dessen Gewissheit, zu  
unsern Gängen anzuordnen. Darauf man Sept.  
offen mit 1. Stück und Gänge, und  
bis 3 Ufr. Drogen gang, in besitz die Land  
Kopie, die mit 1. Gänge, und in Gänge  
Alte, falls die Preisener Fall, in anderen  
den Markt auf den Gang. Das ist, das  
jedem falls eine sehr sehr sehr. Hier,  
die Preis, die Preis, in anderen nach  
Lage, zu kommen, gefüllt mit sehr, und ab  
frucht, ist man, die auf die Preis, zu  
Die P. W. M. M. M.

Ich hoffe, dass es in besitz, die Preis, zu  
An die Gänge, und an den Preis, zu

das doppelte Mass jenseit  
sehen liess: eine hohe  
erreichte Kultur und  
ein hohes Streben nach  
Kultur.

Ihnen und Fraulein  
von der Fahren meine  
ergebenden Wünsche  
und Grüss zum Ab-  
schied.

H. Friedrich Nietzsche  
Genève 23. October  
1876.

Mencem maestro Pietro

Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt  
und alle Himmel freuen sich.

## ANHANG

### ERKLÄRUNGEN UND NACHWEISE\*

S. 1. „Wenn man erwachsen ist . . .“: E. Förster-Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches, 1895—1904, Bd. I, S. 16.

„Noch kann ich mich . . .“: ebenda I, S. 21.

Vater: Karl Ludwig Nietzsche, geb. 10. Oktober 1813 in Eilenburg. Pastor in Röcken. Gest. 30. Juli 1849 an den Folgen einer Gehirnerschütterung.

S. 2. Mutter: Franziska, Tochter des Pastors Oehler in Pobles. Geb. 2. Februar 1826, gest. 1897 in Naumburg.

Großmutter: Erdmuthe Nietzsche, Witwe des Superintendanten Dr. Nietzsche in Eilenburg.

Tanten: Auguste und Rosalie Nietzsche, Schwestern von Nietzsches Vater.

„Gott in seinem Glanze . . .“: E. Förster-Nietzsche, Der einsame Nietzsche, S. 499.

„Eben denke ich daran . . .“: An Gersdorff. Ges. Briefe, Bd. I, S. 21.

S. 3. Mucius Scaevola: Der junge Nietzsche, Bd. I, S. 19.

„Im Auditorium . . .“: Briefe an Mutter und Schwester, S. 28.

Wilhelm Pinder, Sohn des Appellationsgerichtsrats Pinder in Naumburg, später Oberregierungsrat in Kassel.

Gustav Krug, Sohn des Geheimrats Krug in Naumburg, später Justizrat in Köln.

„So glaubten wir . . .“: Kröners Taschenausgabe, Bd. 71, S. 402.

S. 8. Almrich: Dorf zwischen Pforta und Naumburg.

Paul Deussen, geb. 7. Januar 1845, Privatdozent in Berlin, seit 1889 Professor der Philosophie in Kiel. Gest. 6. Juli 1919.

\* Für die Erklärungen, die nur die notwendigsten Lesehilfen geben sollen, wurden die Anmerkungen der Bände I und II der Gesammelten Briefe, sowie der Briefe an P. Gast teilweise benutzt.

Carl Freiherr von Gersdorff, Majoratsherr, Preußischer Kammerherr. Gest. 1904.

„Namentlich wenn ein Gewitter...“: Der junge Nietzsche, S. 122.

Abgangszeugnis, Der junge Nietzsche, S. 133ff.

S. 9. „David Friedrich Strauß“: Deussen, Erinnerungen an Friedrich Nietzsche, 1901, S. 20.

„Frankonia“: Deussen, S. 21ff. Dazu O. F. Scheuer, Friedrich Nietzsche als Student. Bonn 1923.

S. 10. „Daß ich für das...“: Der junge Nietzsche, S. 167.

S. 11. „Am andern Tage...“: Der junge Nietzsche, S. 172.

„Im Grunde zog mich...“: Der junge Nietzsche, S. 174.

S. 12. „Ich hing damals...“: Der junge Nietzsche, S. 175f.

S. 13. „Das Christentum läßt sich...“: Der junge Nietzsche, S. 180f.

Friedrich Wilhelm Ritschl (von Hartenbach), geb. 6. April 1806, Professor der klassischen Philologie in Bonn und Leipzig, gest. 9. November 1876.

„Dichter Theognis“: Theognis von Megara, griechischer Elegiker. Von ihm handelt Nietzsches Abiturientenarbeit sowie eine spätere Abhandlung im „Rheinischen Museum“. Bd. 22. Jetzt Nietzsches Werke, Bd. 17. Philologica, 1. Bd., S. 1ff.

„Einige Zeit ging ich...“: Der junge Nietzsche, S. 178.

S. 14. „Grüßt alle die Bekannten...“: Nietzsches Briefe, Ausgew. u. hgg. v. R. Oehler, 1922, Insel-Verlag, S. 26.

S. 15. Oupnekhat: d. h. Upanishad (Teil der Veden).

S. 17. „Was aus mir geworden wäre...“: Deussen, S. 8.

S. 18. „Korrigieren und hofmeistern...“: Deussen, S. 26.

S. 21. Erwin Rohde, geb. 9. Oktober 1845 in Hamburg, Professor der klassischen Philologie in Kiel, Jena, Tübingen, Leipzig und Heidelberg. Gest. 11. Januar 1898.

„Ein sehr gescheuter...“: Ges. Briefe, Bd. I, S. 46.

„Wie zwei junge Götter...“: Der junge Nietzsche, S. 190f.

„Ich fühlte den Abstand...“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 4.

S. 22. Laertiusarbeit: *De Laertii Diogenis fontibus*. Rheinisches Museum, Bd. 23. Jetzt Nietzsches Werke, Bd. 17, Philologica, 1. Bd., S. 69ff.

Wilhelm Roscher, Sohn des Professors der Nationalökonomie Roscher in Leipzig, später Gymnasialdirektor in Wurzen.

S. 23. „Die Herren Chöre“: Scherzhafte Bezeichnung der Burschenschafter für die Angehörigen der Korps.

Leipziger symbola: geplante Schrift zu Ehren Ritschls von seinen Schülern.

S. 24. „Meine Democritea“: Eine Arbeit, die in den Anfängen stecken blieb. Vgl. E. Foerster-Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches, I. Bd. 1895, S. 338f.

Suidas: Griechischer Lexikograph des 10. Jahrhunderts n. Chr.

S. 34. Brief vom Krankenlager: Ges. Briefe, II. Bd., S. 56. Antwortbrief, ebenda S. 57.

Danae: Arbeit Nietzsches über das Danaelied des Simonides. Vgl. Ges. Briefe, Bd. II, S. 56f.

„Stunden der Andacht“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 25.

S. 38. Jahnsche Aufsätze: Otto Jahn, Professor der Archäologie, Verfasser der bekannten Biographie Mozarts.

S. 39. „Grenzbotenheld“: Die „Grenzboten“, herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt, wurden von Nietzsche und seinen Freunden als typischer Ausdruck des schopenhauerfeindlichen, liberal-optimistischen Deutschland betrachtet.

S. 41. Dr. Heinrich Romundt, Privatdozent in Basel, später Gymnasiallehrer, geb. 1845, gest. 1919. — Ein erhalten gebliebener Brief Nietzsches an ihn s. Nietzsches Briefe, ausgew. und hgg. v. R. Oehler, 1922, S. 200f.

ΠΑΥΚΙΔΙΟΝ („Eulchen“): Scherzname für Suschen Klemm, Naive des Leipziger Stadttheaters.

Georg Curtius, Professor der Philologie in Leipzig; die „Curtia“, d. i. Frau Curtius.

Zarncke, Prof. der german. Philologie in Leipzig, Herausg. des „Literarischen Zentralblatts“.

Max Heinze, Lehrer Nietzsches in Pforta, zuletzt Professor der Philosophie in Leipzig. Geb. 13. Dezember 1835, gest. 17. September 1909.

- S. 42. „Namensvetter“: Richard Nietzsche.
- S. 44. „Kintschy“: Kaffee in Leipzig.
- S. 49. „Dir allein verdanke ich . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 115.
- S. 50. „Bileams Eselein“: Nietzsche bezieht sich auf die Abhandlung Rohdes: „Über Lukians Schrift  $\Lambda\omicron\upsilon\lambda\omicron\varsigma$  ἢ  $\delta\upsilon\omicron\varsigma$  und ihr Verhältnis zu Lucius von Patrae und den Metamorphosen des Apulejus.“ Nietzsche nennt die Abhandlung das Eselein (gr.  $\delta\upsilon\omicron\varsigma$ ).
- S. 53. Wilhelm Vischer, Professor der Philosophie und Ratsherr in Basel.
- S. 55. „Ovoc“: Vgl. oben zu S. 50; unten S. 70.
- S. 56. Franz Overbeck, geb. 16. November 1837 in St. Petersburg. Zusammen mit Heinr. v. Treitschke Schüler des Kreuzgymnasiums in Dresden. Professor der Kirchengeschichte in Basel. Gest. 26. Juni 1905.
- S. 58. Frau von Bülow: Cosima Wagner trug damals noch den Namen ihres ersten Gatten Hans von Bülow.
- S. 60. Konstantin Tischendorf, Professor der biblischen Paläographie in Leipzig.
- S. 65. „Antrittsrede“: Homer und die klassische Philologie.
- S. 67. „Drum dulde . . .“: Verse von Julius Rodenberg.
- S. 70. „Pollux“: Lexikograph in Athen im 2. Jahrh. n. Chr., Gegenstand einer Arbeit Rohdes.  
„Sprachvergleichereien“: anguis (Schlange), altindisch áhiś, irisch ung.
- S. 71. „Akkord“: Akkord der Astarte-Erscheinung in Byrons „Manfred“.
- S. 74. Römische Briefe: in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über das Vatikanische Konzil.
- S. 77. „Von teurerer Hand . . .“ „Übermorgen feiere ich . . .“: E. Förster-Nietzsche, Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, S. 47f.

S. 82. „Beethoven“: Festschrift Richard Wagners zu Beethovens 100. Geburtstag.

S. 84. Jacob Burckhardt, geb. 25. Mai 1818, Professor der Kunstgeschichte in Basel. Gest. 8. August 1897.

S. 85. „Zurückhaltender aus Desperation . . .“: Nietzsches Werke, Bd. X, S. 460. (Die Unschuld des Werdens I, Kröners Taschenausgaben, Bd. 82, S. 122.)

„Er bleibt ein unvergleichlicher Kopf . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 463f.

Der „unwiderstehlich gewaltige Trieb zur Tat“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 475f.

S. 88. „Tribtschner Idyll“: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, S. 68f.

S. 90. Gustav Teichmüller, Professor der Philosophie in Basel und Dorpat. Verfasser des Werkes „Die wirkliche und die scheinbare Welt“. 1882.

S. 95. Pariser Brand: Der Brand der Tuileries am 24. Mai 1871.

S. 96. „Hier ein Aufsatz“: Sonderdruck „Sokrates und die griechische Tragödie“.

S. 97. „χαίρετε δαίμονες“: Dämonen, seid begrüßt. Ges. Briefe, Bd. II, S. 268; Ges. Briefe I, S. 192f. (Vgl. unten S. 99.)

„Eine Feierlichkeit, die . . .“: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, S. 77.

S. 98. Frack: Briefe an Mutter und Schwester, S. 244.

Bachofen und Nietzsche: Hierzu vgl. A. Baeumler, Bachofen und Nietzsche, Zürich 1929.

Tod Bachofens: erwähnt in dem Briefe Overbecks vom 2. Januar 1888. Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck, S. 410.

Johann Jakob Bachofen, geb. 22. Dezember 1815 in Basel, Jurist und Altertumsforscher, gest. 25. November 1887.

S. 99. Vignette: Zur Geburt der Tragödie, den entfesselten Prometheus darstellend.

- S. 104. „Lassen wir uns . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 251.  
 „Lieber Freund! Schöneres als Ihr Buch . . .“: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, S. 87.  
 „Sie haben in diesem Buche . . .“: Ebenda S. 88.  
 „Ich habe wieder darin gelesen . . .“: Ebenda S. 163.  
 „Deine Anzeige . . .“: Rohdes Rezension im Literarischen Zentralblatt von Ferdinand Rankes Buch: August Meinecke. Ein Lebensbild. 1871.
- S. 106. Cosima-Ariadne: Der einsame Nietzsche, S. 291f.
- S. 107. Malwida von Meysenbug, Tochter des Hofmarschalls Freiherrn von Meysenbug. Geb. 28. 10. 1816, gest. 26. 4. 1903.
- S. 108. Burckhardts Sommerkolleg: Über griechische Kulturgeschichte.
- S. 110. „Als an jenem Maitage . . .“: Vierte Unzeitgemäße Betrachtung. Richard Wagner in Bayreuth. Kröners Taschenausgabe, Bd. 71, S. 306.
- S. 113. Straßburg: Am 1. Mai 1872 wurde die deutsche Universität in Straßburg eröffnet.  
 „Was hast Du gemacht“: bezieht sich auf Rohdes Anzeige der Geburt der Tragödie in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 26. Mai.
- S. 114. „Pamphlet“: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: „Zukunftsphilologie!“ Der Titel, in Analogie zu dem Worte Zukunftsmusik gebildet, sollte Nietzsche als Wagnerianer treffen.
- S. 116. „Nun Deine Schrift . . .“: Bezieht sich auf Rohdes Antwort an Wilamowitz-Moellendorff. Ihr Titel war: „Afterphilologie“.
- S. 118. Zöllnerskandalon: Zöllner war Professor der Astrophysik in Leipzig.
- S. 121. Vermählungsfeier: Olga Herzen, Tochter von Alexander Herzen, durch Malwida von Meysenbug aufgezogen, vermählte sich in Florenz mit Prof. Monod aus Paris.
- S. 123. „Nun habe ich auch . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 196.

S. 127. Heinrich Köselitz, der sich Peter Gast nennt (vgl. unten S. 467), geb. 10. Januar 1854 in Annaberg. Er studiert in Leipzig Musik und Literaturgeschichte. Mit seinem Freunde Widemann geht er 1875 nach Basel, um Nietzsche zu hören. Dort tritt er Ende April 1876 in nähere Beziehung zu Nietzsche durch die Abschrift des ersten Entwurfs der IV. Unzeitgemäßen Betrachtung. Von da ab ist er Nietzsche als Diktat-schreiber, Vorleser und selbständiger Korrektor behilflich. Seit 1876 hält er sich viel in Venedig auf. Dort komponiert er das Singspiel „Scherz, List und Rache“ und die komische Oper „Der Löwe von Venedig“, die zeitweilig auch den Titel „Die heimliche Ehe“ (*Il matrimonio segreto*) trägt. Vergeblich versucht er, seine Werke irgendwo zur Aufführung zu bringen. Nietzsche nimmt an diesen Versuchen lebhaft Anteil und leidet sehr unter dem Mißerfolg. — Von 1900—1908 arbeitet Peter Gast im Nietzsche-Archiv zu Weimar. Er stirbt am 15. August 1918 in Annaberg.

S. 131. „Schule der Erzieher“: Briefe an Mutter und Schwester, S. 353.

S. 131. „Nerven wie Stricke“: Kurt Hildebrandt, *Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk*, S. 39.  
 „Dieses Übel ließ sich . . .“: Möbius, Nietzsche, S. 85.  
 Basler Luft: Briefe an Mutter und Schwester, S. 212.

S. 132. „Ich muß blauen Himmel . . .“: Deussen, *Erinnerungen an Friedrich Nietzsche*, S. 92.  
 Nietzsches nervöse Erkrankung: Kurt Hildebrandt, *Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk*, S. 60ff.

S. 133. „Kriegsmännische gaieté“: Der einsame Nietzsche, S. 195.  
 „Zu Bett“ . . .: Lou Andreas-Salomé, *F. Nietzsche in seinen Werken*, 1894, S. 223.  
 „ganz und gar nicht . . .“: An Mutter und Schwester, S. 650.

S. 135. Franz Overbeck: *Die Christlichkeit unserer heutigen Theologie*, 1873.  
 „Bei Ihnen . . .“: Malwida von Meysenbug hielt sich in Florenz auf.

S. 139. Aelius Promotus, griechischer Mediziner; über ihn eine Abhandlung Rohdes im *Rheinischen Museum*, Bd. 28.

S. 140. Paul Rée: Schriftsteller. Seine Schrift „Der Ursprung der moralischen Empfindungen“ erschien 1877 bei Schmeitzner. „Unsere gute Tante . . .“: Tante Biekchen, d. i. Friederike Dächsel, Stiefschwester von Nietzsches Vater. Vgl. unten S. 258.

S. 142. „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“: Verfasser Karl Hillebrand, gest. 1884 in Florenz. Vgl. unten S. 159, 300, 451, 470. Seine Anzeigen der Unzeitgemäßen Betrachtungen sind wieder abgedruckt in Langens Bücher der Bildung, Bd. 8: „Karl Hillebrand, Abendländische Bildung.“

S. 143. „Freunden zum Trost“: Zitat aus einem scherzhaften Widmungsgedichtchen Nietzsches für Gustav Krug. Betrachtungen über Wagner und seine Kunst: Nietzsches Werke, Bd. X, S. 427 ff. (Die Unschuld des Werdens I, Kröners Taschenausg. Bd. 82, S. 97 ff.) „So wäre denn das Wunder geschehen . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 441. „Gestern hat man in Ludwigsburg . . .“: Ges. Briefe I, S. 267.

S. 145. „concilium subalpinum“: bezieht sich auf eine geplante Zusammenkunft der Freunde in Flims (Graubünden). Hans Theodor Plüß, Lehrer in Schulpforta, später in Basel.

S. 146. Carl Fuchs, Pianist, Dirigent, Musiktheoretiker und Musikschriftsteller. Geb. 1838, gest. in Danzig 1922.

S. 150. Vischer-Heussler, Sohn des Rats Herrn Wilhelm Vischer, Professor der Geschichte in Basel.

S. 154. Triumphlied: Eine andere Darstellung bei Arthur Egidi, „Gespräche mit Nietzsche im Parsifaljahr“. Die Musik, 1902, S. 1896.

S. 157. Preisschrift: verfaßt von Dr. Ernst Koch auf Grund eines Preisausschreibens.

S. 158. „Lieber Freund! Ihr Brief hat uns wieder . . .“: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, S. 213 f.

S. 161. Romundts Übertritt: wurde nicht vollzogen.

S. 164. Präliminarien: Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst, Leipzig, 1870.

- S. 166. „Unser Freund Rohde . . .“: Ges. Briefe, Bd. I, S. 352f.
- S. 167. Vortrag Rohdes: „Über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient.“
- S. 171. „Der Unvermutet-Glückliche . . .“: Overbeck hatte sich verlobt.
- S. 172. „Lustig, hübsch . . .“: Briefe an Mutter und Schwester, S. 666.  
à la Irene Seydlitz: Die Frau seines Freundes Reinhard von Seydlitz.
- S. 173. Herr von S.: Hugo von Senger, Dirigent in Genf.
- S. 176. Villa Diodati: Wohnsitz der Gräfin Diodati, die die Geburt der Tragödie ins Französische übersetzte.  
„Zwei liebenswürdige Russinnen . . .“: Die Baltin Fräulein Trampedach und ihre Schwester.
- S. 177. „Dein ‚Roman‘ . . .“: Rohdes Buch „Der griechische Roman und seine Vorläufer“, 1876.
- S. 178. Ein junger Musiker . . .: Peter Gast.
- S. 182. „Geheiratet wird nicht . . .“: Ges. Briefe, Bd. I, S. 378.
- S. 183. „So geht mir's denn hier . . .“: Aus Rom. Ges. Briefe, Bd. II, S. 146.  
„Das Reich der Anschauung . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 185.  
„Resignation, Resignation . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 235.  
„Wer, wie unsereins . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 544.  
„Der einzige Ort der Welt . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 528.
- S. 183. „Die Philologie und die Wagnerei . . .“: Anspielung auf den Famulus Wagner in Goethes Faust. Unmittelbar vorher schreibt Rohde, er sei ein halber Wagner und daneben so ein Zwanzigstel Faust.
- S. 184. „Das Herdfeuer des persönlichen Glücksbedürfnisses . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 475.  
„Eines denke immer . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 533.

S. 186. Der Briefwechsel mit Gersdorff weist zwischen dem Juli 1876 und dem Juni 1883 eine Lücke auf, weil Nietzsche sich in eine Verlobungsgeschichte Gersdorffs eingemischt hatte. Die Entfremdung wurde im Jahre 1881 durch Gersdorff wieder aufgehoben. Vgl. Nietzsche an Mutter und Schwester am 21. Dezember 1881 und an Overbeck am 28. Dezember 1881.

S. 188. „Freund! Ihr Buch...“: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, S. 240.

S. 189. „Flüssiges Gold...“: Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck, S. 38f.

S. 193. Kurt Hildebrandt, Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk, S. 30.

C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche, Bd. II, S. 73.

Möbius, Nietzsche, S. 48f.

S. 196. Maria Baumgartner, Mutter Adolf Baumgartners, eines Schülers von Nietzsche, späteren Professors in Basel.

S. 197. Isabelle Freifrau von Ungern-Starnberg, geb. Freiin von der Pahlen, Nietzsche im Spiegelbild seiner Schrift, S. 25ff.

S. 199. „Ich habe nicht Kräfte genug...“: Der einsame Nietzsche, S. 12f.

„In der Villa Rubinacci...“: Vgl. C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche, Bd. I, S. 198ff. (Mitteilungen Albert Brenners).

„Nietzsche geht wirklich morgen...“: Malwida von Meyenbug, Der Lebensabend einer Idealistin. 1898, S. 159. — Vgl. dazu Ges. Briefe, Bd. III, S. 626.

S. 200. Später hat Nietzsche an Malwida geschrieben...: Am 12. Mai 1887. Ges. Br. Bd. III, S. 626.

S. 201. „Er konnte mit ihm...“: Der einsame Nietzsche, S. 7.

S. 202. „Herzlichen Gruß und Wunsch...“: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, S. 272. Vgl. Ecce homo, Kröners Taschenausgabe, Bd. 77, S. 364f.

„Geschenk Deines Buches...“: P. Deussen, Die Elemente der Metaphysik, 1877.

S. 208. Reinhard Freiherr von Seydlitz, geb. 1850 in Berlin, lebte in München. Nietzsche lernt ihn bei den Festspielen in Bayreuth 1876 kennen. Nach dem Erscheinen der „Vermischten Meinungen und Sprüche“ 1879 teilt Seydlitz Nietzsche mit, daß er als Anhänger Wagners nicht weiter mit ihm zusammengehen könne. Im Herbst 1885 besuchte ihn Nietzsche plötzlich in München und trug ihm das Du an.

S. 209. Siegfried Lipiner, Wien, Verfasser der Dichtung „Der entfesselte Prometheus“. 1876.

S. 211. Voltaire: die erste Ausgabe des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ war dem Andenken Voltaires zu dessen 100jährigem Todestag (30. Mai 1878) gewidmet.

S. 213. Hamdlied: aus dem nordischen Sagenkreis (Ermanningsage).

S. 215. „Wie gern unterhielt ich mich . . .“: Ges. Briefe, Bd. III, S. 550f.

S. 217. „Ach, des Meisters Treuauge . . .“: Der einsame Nietzsche, S. 51.

S. 218. Elisabeth Nietzsches Brief an Cosima: Der einsame Nietzsche, S. 51.

„Sagen Sie es Ihrem Bruder . . .“: Der einsame Nietzsche, S. 72.

S. 219. „Aus Ihren kurzen Andeutungen . . .“ „Wie wäre es möglich . . .“: C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche, Bd. I, S. 263f.

S. 220. „Was die Briefe Nietzsches an Wagner anlangt . . .“: Süddeutsche Monatshefte, 1909, S. 401.

„So muß es sein . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 544.

„Sind wir alle greuliche Egoisten . . .“: Ebenda S. 545.

S. 221. „Ich werde allmählich ganz zum Hausvater und Philister . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 551.

S. 223. Mathilde Maier: Freundin Richard Wagners in Mainz.

S. 230. Nietzsches Entlassung: hierzu Joh. Stroux, Nietzsches Professur in Basel, 1925, S. 103.

S. 232. „satisfaits“: Briefwechsel Nietzsches mit Overbeck, S. 24ff.

„Schattenlose“ Freundschaft . . . : C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche, Bd. I, S. 63.

S. 233. „Er ist ein Phänomen . . .“: Worte Overbecks bei C. A. Bernoulli, Bd. I, S. 271.

„Man muß ja ein fühlloses Vieh sein . . .“: nach C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche, Bd. I, S. 88.

S. 234. „Euere Entzweiung . . .“: Ebenda, S. 94f.

S. 235. Köselitz als „Lidograph“: Wortspiel mit Beziehung auf Gasts Brief vom 13. Mai 1879, worin der Lido geschildert wird.

„Mein Manuskript . . .“: Der Wanderer und sein Schatten.

S. 238. „Ich denke immer an Dich . . .“: Ges. Briefe, Bd. II, S. 552.

„Du wohnst eben . . .“: Ebenda, S. 554.

„Aber solange mans treibt . . .“: Ebenda, S. 555.

S. 247. F. von Hellwald, Verfasser einer „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“.

S. 248. Spinoza: Am 8. Juni hatte Nietzsche u. a. von Overbeck Kuno Fischers „Spinoza“ erbeten.

S. 263. „Junge Russin“: Fräulein Lou Salomé, nachmals verheiratet mit Professor Andreas in Göttingen.

S. 265. „amor fati“: Briefwechsel mit Overbeck, S. 173.

„Denn es muß mir alles zum Besten gereichen . . .“: Briefe an Peter Gast. 2. Auflage 1908, S. 105.

„Auf diesen Sommer . . .“: Ebenda S. 109.

„Das Entgegenkommen von Erlebnissen . . .“: Ebenda, S. 123.

„Scharfsinnig wie ein Adler . . .“: Ebenda, S. 108.

„Abergläubisch wie alle einsamen Menschen . . .“: Ebenda, S. 213.

S. 272. „Katzen-Egoismus“: Briefe an Mutter und Schwester, S. 503.

„Zuletzt hat sie . . .“: Briefwechsel mit Overbeck, S. 295.

S. 273. „Gestern fand ich . . .“: Briefwechsel mit Overbeck, S. 312.

S. 276. Frau Rothpletz: Mutter der Frau Overbecks.

S. 287. Unter den Äußerungen Nietzsches bei Wagners Tod befindet sich eine, deren Deutung noch nicht gelungen ist. In dem Briefe an Overbeck vom 22. Februar 1883 stehen die Sätze:  
 „Wagner war bei weitem der vollste Mensch, den ich kennen lernte, und in diesem Sinne habe ich seit sechs Jahren eine große Entbehrung gelitten. Aber es gibt etwas zwischen uns beiden wie eine tödliche Beleidigung; und es hätte furchtbar kommen können, wenn er noch länger gelebt haben würde.“  
 (Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck, S. 202.)

S. 289. „Was Ihre Worte über Lou . . .“: Gast hatte am Schlusse seines Briefes vom 16. Februar geschrieben: (es handelt sich um ein Zusammentreffen mit Nietzsches Schwester) „Ich habe ausdrücklich darum gebeten, daß kein Wort fällt über Lou und was damit zusammenhängt, — mit der nicht unaufrichtigen Begründung, daß ich absolut kein Interesse für Damen ohne Liebreiz hätte.“ (Die Briefe P. Gasts an F. Nietzsche. Herausgg. v. A. Mendt. Bd. I, S. 286.)

S. 298. „Der hat keine rechte Ahnung . . .“: Die Briefe Peter Gasts, Bd. I, S. 304.

„Ja, dieser Zarathustra!“: Die Briefe Peter Gasts, Bd. II, S. 3.

S. 298f. „Nicht weil ihm . . .“: Briefwechsel mit Overbeck, S. 233.

S. 299. „Der persische Weise“ . . .“: Ges. Briefe, Bd. 11, S. 570f.

„Ein rechter Familienpapa . . .“: Ebenda, S. 572.

S. 300. „Übrigens ist der ganze Zarathustra . . .“: Briefwechsel mit Overbeck, S. 242.

An Karl Hillebrand: Nach „Nietzsches Briefe, ausgewählt und hgg. v. R. Oehler“, 1922, S. 264f.

Der vorhergehende Brief an Hillebrand: Mitte April 1878. Ebenda S. 209.

S. 305. „Du sollst Schmeitzern . . .“: An Mutter und Schwester, S. 517.

S. 306. „Unter allen Umständen . . .“: Ebenda, S. 520.

„Ich für meinen Teil . . .“: Ebenda, S. 577.

S. 307. „Ich bin gegen Deine Teilnahme . . .“: Ebenda, S. 634.

S. 310. Casamicciola: Der Ort war durch ein Erdbeben zerstört worden.

S. 313. „Es steht schlimm...“: An Mutter und Schwester, S. 531.  
„Ich habe noch nie so viel Ekel...“: Ebenda, S. 530.

S. 314. „Was Freund Rée betrifft...“: Der einsame Nietzsche, S. 188.

S. 318. „Tiefe und strenge Einsamkeit...“: Briefe an Peter Gast, S. 158.

„Ich gehe, soweit ich nicht krank bin...“: Ebenda, S. 170f.

S. 327. Karl Heinrich Freiherr von Stein, geb. am 12. Februar 1857 in Koburg (Familiengut Völckerhausen bei Mellrichstadt), Dichter und Philosoph. Durch Malwida an Wagner empfohlen, 1 Jahr lang Erzieher Siegfried Wagners im Hause Wahnfried. Privatdozent der Philosophie in Halle und Berlin. Gest. 20. Juni 1887. — Die Entstehung der neueren Ästhetik 1886. Gesammelte Dichtungen, hgg. von F. Poake. — Vgl. unten S. 343f., 353f., 356ff., 421f.

S. 334. „Entschluß unseres Musikers in Venedig“: Gast hatte die Absicht, sich einem Impresario aus Padua als Kapellmeister für Opern und Konzerte anzubieten. (Vgl. die Briefe Peter Gasts, Bd. II, S. 4f.) Es kam nicht einmal zu Verhandlungen.

S. 335. Dr. Paneths Aufzeichnungen: Das Leben Friedrich Nietzsches II, 2, 1904, S. 481ff. Für einige Berichtigungen ist der Herausgeber Herr Prof. Dr. F. Paneth zu Dank verpflichtet.

S. 342. „Ich habe ganz und gar keine Lust...“: Briefwechsel mit Overbeck, S. 282.

„Es wimmelt im Engadin...“: An Mutter und Schwester, S. 631.

„Es ist höchst schauerlich...“: Ebenda, S. 629.

S. 343. „Wenn ich an den Parsifal denke...“: Ges. Briefe, Bd. III, S. 230.

S. 350. „Eine Livländerin...“: Fräulein von Mansuroff, ehemals Hofdame der russischen Kaiserin.

Tagebuch Heinrich von Steins: Ges. Briefe, Bd. III, S. 234.

- S. 353. „Übrigens hat sich mir...“: Briefe an Peter Gast, S. 198f.
- S. 356f. „Brief Heinrich von Steins...“: Ges. Briefe, Bd. III, S. 240f.
- S. 357. „Dies ist für Sie...“: Ges. Briefe, Bd. III, S. 245.  
Brief Heinrich von Steins: Ebenda, S. 245f.  
„Was hat mir Stein...“: Ebenda, S. 247.  
„Beim Lesen Ihres...“: Ebenda, S. 249.
- S. 358. „Es ist schwer zu erkennen...“: Ebenda, S. 251.  
„Eine merkwürdige Erfahrung...“: Ebenda, S. 257.  
Erwähnung Heinrich von Steins im „Ecce homo“: Werke XV, S. 16 (Kröners Taschenausgabe, Bd. 77, S. 305f.)  
„Inter pares“: Der einsame Nietzsche, S. 389.
- S. 363. Bernhard Förster heiratete 1885 die Schwester Nietzsches. Er gehörte zu den Anhängern Wagners, die den Bayreuther Antisemitismus auf politischem Gebiete durchführen wollten. Im Jahre 1886 gründete er die Kolonie Neu-Germanien (Nueva Germania) in Paraguay. Er starb am 3. Juni 1889. Seine Witwe führte das Unternehmen bis zum Jahre 1893 fort.
- S. 366. „Glaube ja nicht...“: An Mutter und Schwester, S. 613.  
„Immer aber Komödie spielen...“: Ebenda, S. 610.  
„Ah, wenn Sie wüßten...“: Briefe an Peter Gast, S. 214.  
„Wohin alles bei mir noch strebt...“: An Mutter und Schwester, S. 458.
- S. 367. „Entschluß“: Der einsame Nietzsche, S. 317.
- S. 376. Miss Helen Zimmern hatte sich an Nietzsche gewandt wegen Besprechung seiner Schriften in einer englischen Zeitschrift.
- S. 377. „Eine unbeschreibliche Atmosphäre der Fremdheit...“: Ges. Briefe, Bd. II, S. XV.
- S. 386. „Endlich im Besitz...“: Die Firma E. W. Fritsch hatte sämtliche Werke Nietzsches mit Ausnahme des auf seine eigenen Kosten gedruckten „Zarathustra“ IV und des „Jenseits“ übernommen.
- S. 391. August Leskien: Professor der slawischen Sprachen in Leipzig.

- S. 392. Taines Brief: Ges. Briefe, Bd. III, S. 198.
- S. 395. Hermann Levi, Hofkapellmeister in München.
- S. 399. L'esprit souterrain: unter dem Titel „Die Stimme aus dem Untergrund“ übersetzt von Konrad Praxmarer. 1923.
- S. 406. „Man erzählte mir...“: An Mutter und Schwester, S. 694.  
„Das Problem des Gesetzgebers...“: Ebenda, S. 718.
- S. 411. „Revision und Neuherausgabe“: Den Übergang seiner Schriften in den Verlag Fritsch benützte Nietzsche als Anlaß, sie mit neuen Vorreden zu versehen.
- S. 416. „Gerade dieser Aphorismus...“: Vgl. oben S. 218.
- S. 426. „Sûtras des Vedânta“: P. Deussen, Die Sûtras des Vedânta nebst dem Kommentar des Çankara. Übersetzt. Leipzig 1887.  
Carl Spitteler, Verfasser von „Prometheus und Epimetheus“ und des „Olympischen Frühlings“. Er veröffentlichte: „Meine Beziehungen zu Nietzsche“. 1908.
- S. 431. „Hymnus“: Vgl. unten S. 435.
- S. 441. „Nur ein Wort hinsichtlich des Buchs...“: Bezieht sich auf die briefliche Kritik Overbecks an dem ersten Buch der Genealogie der Moral. Briefwechsel mit Overbeck, S. 409f.
- S. 446. Georg Brandes (Cohen), Literaturhistoriker und Kritiker in Kopenhagen, geb. 1842, gest. 1927. In seinem ersten Briefe an Nietzsche vom 26. November 1887 dankt er für die Übersendung des „Jenseits“ und der „Genealogie der Moral“. Vgl. unten S. 463, 465, 469, 472.
- S. 464. „Streitschrift“: „Zur Genealogie der Moral, eine Streitschrift“. Erschienen im November 1887.
- S. 465. Ableitung von bonus: Zurückführung des Begriffes „gut“ auf den Begriff „Krieger“. Genealogie der Moral, 1. Abhandlung, 5. Kröners Taschenausgabe, Bd. 76, S. 256.
- S. 468. Stöcker, Hofprediger in Berlin, der bekannte Antisemit.
- S. 475. Professor Julius Kaftan, Oberkonsistorialrat in Berlin.

S. 477. „Müßiggang eines Psychologen“: Vgl. unten S. 478, 480; vgl. Nietzsche, Werke XV, S. 42. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 77, S. 330.)

S. 478. „Gebautes Laster“: Die Briefe Peter Gasts, Bd. II, S. 166.

„Weltregierender Geist“: Ebenda, S. 160; vgl. unten S. 493; 501.  
„Ich denke mir...“: Ebenda, S. 135f.

S. 479. Die Morgenröte ein „weltbewegendes Buch“: Die Briefe Peter Gasts, Bd. I, S. 164.

S. 488. „Wir kennen alle den unästhetischen Begriff...“: Stelle aus dem „Fall Wagner“. Kröners Taschenausgabe, Bd. 77, S. 46.

S. 492. „Kunstwarthumanität“: P. Gasts Aufsatz über Nietzsche gelegentlich des „Fall Wagner“. (Kunstwart. 2. Jahrg. 4. Stück. Nov. 1888.) Vgl. unten S. 502.

S. 500. „Kriminalfall Prado“: Der Name Prado taucht in dem Briefe Nietzsches an Jacob Burckhardt vom 6. Januar 1889 (vgl. unten S. 519) zusammen mit dem eines andern Verbrechers, Chambige, noch einmal auf. Als einen „schlechten Witz“ erzählt hier Nietzsche, er sei Prado, er sei auch der Vater Prados, ebenso Chambige.

S. 505. „Der Fall Joachim...“: Gast hatte Nietzsche mitgeteilt, daß Joachim, der berühmte Geiger, sich mit seinem Quartett bekanntmachen wolle. Die Briefe Peter Gasts, Bd. II, S. 173.

S. 506. „Nietzsche contra Wagner“: Korrektur und Druck dieser Erläuterungsschrift zum Fall Wagner waren Ende Dezember fertig. Die Herausgabe erfolgte erst im Jahre 1895 in Bd. VIII der Gesamtausgabe.

S. 511. „Fritzschs Taktlosigkeit“: Fritzsche hatte in seiner Zeitschrift, dem „Musikalischen Wochenblatt“, am 25. Oktober einen wagnerfreundlichen Artikel von R. Pohl über den „Fall Wagner“ gebracht, der doch in seinem eigenen Verlage erschienen war.

S. 514. von Krause: Die Familie des Bankiers W. von Krause, dessen Tochter von Gast Musikunterricht erhielt, und durch die Gast mit einflußreichen Leuten (als Bittsteller) in Berührung kam.

S. 515. Andreas Heusler, Professor der Geschichte in Basel.  
Ruggero Bonghi: ehemaliger italienischer Unterrichtsminister,  
Übersetzer Platons.

„Crépuscule des idoles“: Titel der französischen Übersetzung der  
„Götzendämmerung“.

„Ich habe nicht eher die Hände frei...“: Nach E. F. Podach,  
Nietzsches Zusammenbruch, S. 77.

S. 518. An Georg Brandes: Nach C. A. Bernoulli, Overbeck und  
Nietzsche, Bd. II, S. 229.

An Jacob Burckhardt: Nach C. A. Bernoulli, Overbeck und  
Nietzsche, Bd. II, S. 535.

S. 519. „Unter die Götter...“: Nach O. Crusius, Erwin Rohde,  
1902, S. 169, Anmerkung 1.

„Ariadne, ich liebe Dich...“: Nach Ch. Andler, *La jeunesse de  
Nietzsche*, 1921, S. 202.

„Freund Seydlitz soll...“: Nach R. von Seydlitz, Friedrich  
Nietzsche, Briefe und Gespräche. Neue Deutsche Rundschau,  
1899, S. 618.

Catulle Mendès: Pariser Literat.

Brief an Burckhardt vom 6. Januar: Nach E. F. Podach, Nietz-  
sches Zusammenbruch. Faksimile.

S. 524. „Venedig“: Nietzsches Werke XV, S. 41. Kröners Ta-  
schenausgabe, Bd. 77, S. 329.

S. 525. „Heil Dir Freundschaft...“: Gedicht Nietzsches, Wer-  
ke VIII, S. 353. Kröners Taschenausgabe, Bd. 77, S. 477f.

S. 524. „Gelzers“: Die Familie von Heinrich Gelzer, Professor  
der Geschichte in Jena.

S. 525ff. Abschiedsworte der Freunde: Nach „Zur Erinnerung  
an Friedrich Nietzsche“. (Heft, ausgegeben zur Trauerfeier im  
Nietzsche-Archiv zu Weimar und zur Beerdigung in Röcken.)

\*

Zu dem Faksimile des letzten Briefes an Gast: Die Unterschrift  
„Der Gekreuzigte“ fehlt. — Nach: Isabelle Fraifrau von Un-  
gern-Sternberg geb. Freiin von der Pahlen, Nietzsche im Spie-  
gelbilde seiner Schrift, Leipzig, Kröner, o. J.

ÜBERSETZUNGEN  
FREMDSPRACHLICHER ZITATE

- S. 16: τὸ πλῆθος: Die Masse.  
*raro in gurgite vasto: nach Aeneis I, 118: dem einzeln auf weitem stürmischen Meer treibenden.*  
*δίχα ἄλλων... φρονέειν, nach Aeschylos, Ag. 757: δίχα δ' ἄλλων μονόφρων εἰμί (abgesondert von den anderen hänge ich meinen eigenen Gedanken nach).*
- 22: Οὐτις: Niemand.
- 27: γένοι' οἶος ἔσσι: werde, der du bist! (Pindar, Pyth. II, v. 73.)
- 28: πάντα λίαν καλὰ: und es war alles sehr gut. (I. Buch Mosis 1, 31.)
- 29: ἀντίδοτον: Gegenmittel.
- 30: ἐγκώμιον: Loblied.  
 Philosophorum denique . . etc.: Bei der philosophischen Fakultät schließlich wurde nur eine Arbeit, und zwar aus der ersten Abteilung „Über die Quellen des Laertius Diogenes“, unter dem Kennwort: Werde, der Du bist, Pind. Pyth. II, v. 73, eingereicht. — Der Verfasser dieser Abhandlung hat das auf die Frage sich beziehende Material und die zugehörige Literatur gründlich studiert und ihre Bedeutung mit scharfem Blick abgewogen. Das Thema hat er in hervorragender Weise durchgeführt: Durch seinen außerordentlichen, bei der Prüfung und der Beurteilung einzelner Stellen bewiesenen Scharfsinn, durch sein sicheres Geschick beim Aufspüren, Finden und Aufhellen des objektiven Bestandes, durch seine hervorragende Fähigkeit im Zusammenfassen und Schließen, und endlich durch die Klarheit in der Darstellung seiner Forschungsergebnisse hat es der Verfasser erreicht, daß auf dem Gebiete der von ihm behandelten Frage kaum etwas bleibt, was man ergänzen oder abstreichen könnte. Er hat sich somit für seine geistigen Fähigkeiten wie für seine wissenschaftlichen Kenntnisse die höchste Anerkennung einer hochansehnlichen Fakultät errungen.

548 Übersetzungen fremdsprachlicher Zitate

- S. 31: tant de bruit pour une omelette: soviel Lärm um einen Pfannkuchen.  
his laudibus splendidissimis: mit derartigen glänzenden Lobsprüchen.
- 33: παράδοξον: Widerspruch, Paradoxon.  
χάριτες: Liebesdienste.  
si male nunc, non olim sic erit, nach Horaz, Od. II, 10, 17 f.: non si male nunc et olim sic erit: wenn es auch jetzt schlecht steht, wird es doch nicht auch dereinst so sein.
- 34: Fulvare quondam candidi tibi soles: Dir strahlten einst heitere Tage. (Catull VIII, 3.)
- 40: res severa: ernste Angelegenheit.
- 42: καλὰ λίαν: vgl. zu S. 28.  
γένος σπουδαγέλιον: die Gattung des Ernst-Lächerlichen.
- 49: ἀναγνώρισις: Wiedererkennung.
- 52: Absit diabolus, adsit amicissimus Erwinus: fern sei der Teufel, nahe mein bester Freund Erwin!
- 54: πολυπραγμοσύνη: Vielgeschäftigkeit.
- 60: quod licet bovi, scherzhafte Umkehrung des bekannten Wortes: quod licet Jovi, non licet bovi: was sich für Jupiter schickt, schickt sich nicht für einen Ochsen.
- 62: εἶδωλον καὶ ψεῦδος: Schein und Trug.
- 65: σφρηγίς: Siegel.
- 70: Homo sum, nach Terenz: homo sum, humani nil a me alienum puto: Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir, glaub' ich, fremd.  
πέπλος: Titel einer pseudoaristotelischen Schrift.  
optimo iure: mit vollem Rechte.
- 112: Ora pro nobis: bete für uns!
- 114: κελαινοῦ κέματος πικρὸν μένος nach Aeschylos Eumen. 832 f.: das wilde Ungestüm der schwarzen Woge.  
ἐπὶ δὲ τῷ τεθυμένῳ, τόδε μέλος παρακοπὰ παραφορὰ ebenda, S. 329 f.: Über dem Opfer (ertöne) dieses Lied des Wahnsinns, der Verstörung —.

- S.121: „Une Monodie à deux“: Wortspiel mit dem Namen Monodie: Lied eines einzelnen, à deux: zu zweien.
- 133: gaieté u. gaillardise: Fröhlichkeit u. kräftige Frische.
- 163: causa vitae: Grund zum Leben.
- 180: μέγα βιβλίον . . μέγα κακόν: Eine große Schrift, ein großes Übel. (Kallimachus.)
- 181: πάθος: Leidenschaft.  
καλῶς σχολάζοντες: die in guter und schöner Weise den Müßiggang pflegenden.  
φιλία: Freundschaft.
182. ἀκίγμα δύσλυτον: ein schwer zu lösendes Rätsel.
- 211: l'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche: der Geist Voltaires grüßt Friedr. N.
- 214: τὸ ἐμὸν πνεῦμα: mein Geist.
- 253: ceterum, missis his iocis usw.: Im übrigen muß ich — Scherz beiseite — sagen, was ich (lieber) verschweigen möchte, aber ich kann nicht länger schweigen. Ich befinde mich auf dem Punkte der Verzweigung. Das Leiden besiegt Lebens- und Willenskraft. O was für Monate, was für ein Sommer liegt hinter mir! Ich habe soviel Qualen des Körpers erduldet als ich das Wetter sich ändern sah. In jeder Wolke steckt etwas wie ein Blitz, der plötzlich nach mir greift und mich Unglücklichen im Innersten vernichtet. Fünfmal habe ich den Tod als Helfer angerufen, habe gehofft, der verflossene Tag würde mein letzter gewesen sein — ich habe vergeblich gehofft. Wo auf Erden ist jener Himmelsstrich dauernden Schönwetters, mein Himmelsstrich? Lebewohl, Freund!
- 262: Mihi ipsi scripsi: ich habe für mich selbst geschrieben.
- 347: Aequam memento rebus in arduis servare mentem, nach Hor. II, 3, 1: sei darauf bedacht in schwierigen Lagen Gleichmut zu bewahren.
- 372: profondement triste: Melancholiker von Grund auf.
- 385: diu noctuque incubando: im Wachen und im Schlafen darüber brütend.
- 395: sincères et tendres: aufrichtig und herzlich.

550 Übersetzungen fremdsprachlicher Zitate

S. 399: γινῶθι σαυρόν: erkenne dich selbst.

418: satis sunt mihi pauci etc.: mir genügt, wenn es wenige sind, mir genügt, wenn es einer ist, mir genügt, wenn es keiner ist.

433: „un monstre gai vaut mieux qu'un sentimental ennuyeux“: eine fröhliche Bestie ist besser als ein langweiliger Gemütsmensch. (Nach dem Aph. 91 des Wilens zur Macht ist der Vers von Voltaire, und wird nur von Galiani zitiert. Vgl. auch W. z. M. Aph. 35.)

439: ὑπὲρ μόρον: wider das Schicksal.

463: successo piramidale: fabelhafter Erfolg.

464: moralité larmoyante: rührselige und moralisierende Szene.

517: Der Brief Strindbergs lautet in Übersetzung (die Horazverse nach Ramler):

Holte, den 31. Dez. 1888.

„Mein lieber Doktor!

Ich will, ich will rasen.

Ihren Brief habe ich mit ziemlicher Verwirrung gelesen und danke Ihnen dafür.

Sichrer wirst Du leben, Licin, wofern Du  
Nicht auf hohem Meere zu weit Dich wagest,  
Noch aus Furcht vor Stürmen am ungetreuen  
Ufer verweilst.

Mitunter ist es eine Lust, toll zu sein.  
Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem

Strindberg  
(Der liebe Gott).

## QUELENNACHWEIS DER BRIEFE

Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe, 3. Auflage 1902.  
Band I: Enthält Nietzsches Briefe an Pinder, Krug, Deussen,  
v. Gersdorff, Fuchs, Maria Baumgartner, Louise Ott,  
v. Seydlitz u. a.

Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe, 2. Auflage, 1905,  
Band III: Enthält den Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burck-  
hardt, H. Taine, G. Keller, H. v. Stein, G. Brandes,  
Hans v. Bülow, H. v. Senger, M. v. Meysenbug.

Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Erwin Rohde. Her-  
ausg. von E. Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. Ges. Briefe II.  
2. Aufl. 1902.

Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe an Peter Gast, her-  
ausgeg. von Peter Gast, 2. Aufl. 1904.

Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck  
herausgeg. von Oehler und Bernoulli, 1916.

Friedrich Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester.  
2 Bde., herausgeg. von E. Förster-Nietzsche, 1909.

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgeg. von Richard  
Oehler. Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1922.

Das Leben Friedrich Nietzsches, von E. Förster-Nietzsche,  
Leipzig, I. Bd. 1895, II. 1, 1897, II. Bd. 2, 1904.

Das Leben Friedrich Nietzsches, von E. Förster-Nietzsche,  
1925. 1. Bd. Der junge Nietzsche, 1913. 2. Bd. Der einsame  
Nietzsche, 1913.

E. Förster-Nietzsche: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer  
Freundschaft, 1915.

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, 2 Bde., 1908, dar-  
gestellt von C. A. Bernoulli.

Die Briefe Peter Gasts an Friedrich Nietzsche, 2 Bde., her-  
ausgeg. von A. Mendt.

## ZEITTA F E L

- 1844 15. Oktober: Nietzsche in Röcken geboren
- 1846 10. Juli: Geburt der Schwester Elisabeth
- 1849 Tod des Vaters.
- 1850 Übersiedlung nach Naumburg
- 1858–64 Schüler in Pforta
- 1860–63 Literarische Vereinigung Germania
- 1864–65 Student in Bonn
- 1865–67 Student in Leipzig
- 1867–68 Kanonier in Naumburg
- 1869 Erstes Semester als Professor in Basel  
28. Mai: Antrittsrede
- 1870 Freiwilliger Krankenpfleger im Kriege gegen Frankreich. Erkrankung. Wintersemester wieder in Basel
- 1871–72 Vorträge: „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“. Das erste Buch: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“
- 1872 22. Mai: Grundsteinlegung in Bayreuth
- 1873 „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“  
Erste Unzeitgemäße Betrachtung: „David Friedrich Strauß der Bekenner und Schriftsteller“  
Zweite Unzeitgemäße Betrachtung: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“
- 1874 Dritte Unzeitgemäße Betrachtung: „Schopenhauer als Erzieher“
- 1875–76 Vierte Unzeitgemäße Betrachtung: „Richard Wagner in Bayreuth“
- 1876 August: Die ersten Festspiele in Bayreuth
- 1876–77 Sorrent
- 1878 „Menschliches, Allzumenschliches“
- 1879 Aufgabe des Lehramts  
„Vermischte Meinungen und Sprüche“

- 1879–80 Naumburg  
 1880 „Der Wanderer und sein Schatten“  
 Venedig–Marienbad–Naumburg–Genua  
 1881 Genua  
 „Morgenröte“  
 Recoaro–Sils-Maria  
 1881–82 Genua  
 1882 „Sanctus Januarius“: „Die Fröhliche Wissenschaft“  
 Messina–Rom–Tautenburg–Leipzig–Rapallo  
 1882–83 Rapallo  
 1883 Februar: „Zarathustra I“. 13. Februar: Richard  
 Wagners Tod  
 Rom – Sils-Maria: „Zarathustra II“ – Nizza  
 1883–84 Nizza  
 1884 Februar: „Zarathustra III“  
 Venedig–Basel–Zürich–Sils-Maria  
 August: Besuch Heinrich v. Steins in Sils-Maria  
 1884–85 Mentone–Nizza  
 Nizza, Februar: „Zarathustra IV“ vollendet  
 1885 Venedig–Sils-Maria–Naumburg  
 1885–86 Nizza  
 1886 Venedig–Leipzig–Sils-Maria–Ruta Ligure  
 „Vorreden“ zu den früheren Schriften  
 „Jenseits von Gut und Böse“  
 1886–87 Nizza  
 1887 Cannobbio–Chur–Sils-Maria–Venedig–Nizza  
 „Zur Genealogie der Moral“  
 1887–88 Nizza  
 1888 April: Turin  
 Sils-Maria  
 Turin  
 „Der Fall Wagner“  
 „Götzendämmerung“  
 „Die Umwertung aller Werte I: Der Antichrist“  
 „Ecce Homo“  
 „Nietzsche contra Wagner“

- 1889 3. Januar: Zusammenbruch  
8. Januar: Ankunft Overbecks in Turin  
18. Januar 1889 bis 24. März 1890: Heil- und  
Pflegeanstalt zu Jena
- 1890–97 In der Pflege der Mutter in Naumburg
- 1897 Tod der Mutter. Übersiedlung zur Schwester  
nach Weimar
- 1900 25. August: Nietzsche stirbt in Weimar  
28. August: Begräbnis in Röcken.

## NACHBERICHT

Über die Grundsätze, die für die Auswahl und die Behandlung der Briefe Nietzsches in diesem Bande gelten, ist folgendes zu bemerken.

Das Material liegt vor in den sechs Bänden der von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast veranstalteten Ausgabe, in dem von C. A. Bernoulli und R. Oehler herausgegebenen Bande, der den Briefwechsel zwischen Nietzsche und Overbeck enthält, und in einzelnen Veröffentlichungen von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche und anderen. Die Briefe Nietzsches an Rohde, an Overbeck und an Gast können dabei im wesentlichen als endgültig ediert angesehen werden; die Briefe Nietzsches an Richard Wagner sind zum größten Teil, die an Romundt (bis auf einen) vollständig verloren.

Der für die innere Biographie entscheidende Briefwechsel Nietzsches mit seinen Freunden bildet den Grundstock dieses Bandes. Die Briefe an die Mutter und an die Schwester sind ihrer Bedeutung entsprechend berücksichtigt worden. Nach der Angabe der Schwester ist dieser Teil der Korrespondenz nur in einer Auswahl gedruckt worden. (Briefe an Mutter und Schwester, S. VIII f.)

Die Aufgabe war, aus der Gesamtmasse der veröffentlichten Briefe diejenigen auszuwählen, die als Lebensdokumente angesprochen werden müssen, d. h. diejenigen, die entweder von einem charakteristischen inneren Zustand oder von einem bedeutungsvollen äußeren Ereignis Kunde geben. Es handelte sich also nicht darum, wertvolle Briefe aneinanderzureihen, Briefe, in denen etwas steht, etwa eine philosophische Reflexion oder eine Äußerung über ein Buch usf., sondern darum, aus längeren und kürzeren, überlegten und flüchtigen Äußerungen ein Bild des Briefschreibers und seiner Lebensumstände entstehen zu lassen.

Es wird hier also nicht eine mechanische Auswahl nach dem Prinzip der Interessantheit vorgelegt, sondern ein Versuch, mit Hilfe der Briefe das Leben Nietzsches richtig akzentuiert darzustellen. Dabei war es notwendig, nur Wichtiges (wenn auch oft in scheinbaren Kleinigkeiten) sprechen zu lassen. Hauptsache war, die inneren Proportionen zu erhalten.

Da in dem vorliegenden Zusammenhange jeder einzelne Brief lediglich als Dokument eines Lebenslaufes auftritt, sah sich der Herausgeber berechtigt, innerhalb einzelner Briefe zu kürzen. Zwar ist das Detail des Lebens da und dort stehen gelassen, damit die Erinnerung an Alltag und Vordergrund im Leser nicht ganz schwindet; hätte man dieses Detail aber überall erhalten, dann wären die Proportionen des Ganzen zerstört worden.

Auslassungen, die von den ursprünglichen Herausgebern stammen, sind durch Gedankenstriche in Klammern bezeichnet: [—]. Die Kürzungen, die der Herausgeber dieses Bandes vorgenommen hat, sind durch Punkte in Klammern angedeutet: [...]. Am Anfang der Briefe sind diese eckigen Klammern weggelassen worden. Drei Punkte innerhalb eines Briefes sind demnach als Stilmittel Nietzsches aufzufassen.

Sehr häufig fehlt auf den Briefen Nietzsches das Datum. Es war zwecklos, einen Unterschied zwischen datierten und undatierten Briefen zu machen. Ebenso war es überflüssig, zu unterscheiden, ob das Datum des Briefes am Anfang oder am Ende steht. Die Daten, soweit sie festgestellt werden können, sind daher in kleiner Schrift überall an die Spitze der Briefe gesetzt worden.

## PERSONENVERZEICHNIS

- Adams, Heinrich, Dr.* 406  
*Ahna, Heinrich de* 510  
*Ahrens, Heinrich* 44  
*Aelius Promotus* 139  
*Angermann, Constantin* 23  
*Antoine* 500  
*D'Aosta* 494  
*Aristoteles* 41, 44, 165  
*Aeschylus* 16, 56, 66, 82  
*Audran, Edmond* 481  
*Avenarius, Ferdinand* 492
- Bach, J. Sebastian* 471, 156  
*Bachofen, Johann Jakob* 98  
*Bädecker* 476  
*Baumgarten, Alex. Gottlieb* 422  
*Baumgartner, Marie* 196, 228, 247  
*Beethoven, Ludwig van* 82, 87, 200, 498, 511  
*Bergk, Theodor* 22, 75  
*Berlioz, Hector von* 176, 255  
*Bernays, Jakob* 39, 197  
*Bernhardy, Gottfried* 22  
*Bernoulli, C. A.* 124, 193, 233, 524  
*Bismarck, Otto von* 14, 85, 103, 188, 289, 337, 338, 389, 408, 414, 449, 502, 520  
*Bizet, Georges* 255, 257, 408, 481, 482, 488, 494, 498, 511  
*Boileau, Nicolas* 422  
*Bonaparte, Lätitia* 494  
*Bonghi, Ruggero* 515  
*Borgia, Cesare* 496  
*Börlinck* 391  
*Bourdeau, I.* 506, 515  
*Bourget, Paul* 483, 501
- Brahms, Joh.* 154, 355, 446  
*Brandes, Georg* 409, 446, 459, 461, 463, 465, 469, 472, 478, 499, 503, 504  
*Breiting, Karl, Dr.* 291, 325  
*Brenner, Albert* 197, 200, 212, 323, 383  
*Brockhaus, Hermann* 38, 46, 68, 138  
*Brockhaus, Ottilie* 43  
*Bruno, Giordano* 343, 344  
*Bücheler, Franz* 73  
*Bülow, Daniella von* 355  
*Bülow, Hans von* 106, 420, 421, 446, 477, 519  
*Burckhardt, Jacob* 82, 84, 85, 97, 99, 101, 108, 118, 167, 180, 181, 200, 211, 212, 228, 250, 291, 294, 301, 349, 367, 384, 394, 418, 419, 519, 520  
*Byron, Lord* 25
- Cagnoni, Antonio* 499  
*Chopin* 352  
*Columbus* 243, 256  
*Comte, August* 440  
*Cornelius, Peter* 396  
*Credner, Hermann* 378  
*Curti, Theodor, Dr.* 277  
*Curtius, Georg* 41  
*Czermak, Johann Nep.* 73
- Dächsel, Friederike* 140, 141, 258  
*Dante* 235, 367, 397  
*Delbrück, Rudolf von* 289  
*Demokrit* 31

- Deussen, Paul, Dr.* 8, 9, 17, 18, 20, 65, 75, 97, 99, 423, 424, 425, 426, 430, 434, 504  
 —, *Frau* 423  
*Diderot* 464  
*Dindorf, Wilhelm* 70  
*Diogenes, Laertius* 24, 54  
*Dostojewski* 399, 489, 496  
*Dühring, Eugen* 432  
*Dürer, Albrecht* 71  
  
*Eliot, George* 432  
*Emerson, Ralph* 14  
*Engelmann, Wilhelm, Dr.* 50  
*Epikur* 310, 320, 321, 370  
  
*Fick, Adolf* 254  
*Fino, Davide* 520, 521, 522  
*Fleischer, Curt* 23  
*Förster-Nietzsche, Elisabeth, s. Nietzsche*  
*Förster, Bernhard, Dr.* 363, 407, 413, 415, 436, 437, 442, 447, 459, 460, 487  
*Friedrich III., Kaiser* 468  
*Fritsch* 35  
*Fritsch, E. W.* 99, 115, 142, 164, 165, 376, 385, 386, 414, 435, 450, 453, 454, 464, 474, 503, 511, 512, 515, 516  
*Fuchs, Carl, Dr.* 159, 165, 297, 446, 465, 504, 505; 514, 516  
*Fynn, Emily* 503, 509  
  
*Galiani, Fernando* 433  
*Galton, Francis* 500  
*Gast, Peter* 127, 132, 178, 182, 196, 205, 218, 233, 235, 241, 245, 246, 254, 259, 265, 292, 296, 297, 298, 299, 308, 327, 334, 340, 355, 358, 360, 380, 397, 411, 413, 420, 425, 430, 453, 458, 467, 478, 479, 487, 498, 509, 512, 514, 522  
*Gautier, Judith* 464  
*Getzer, Heinrich* 524  
*Gerlach, Franz Dorotheus* 160  
  
*Gersdorff, Carl von* 8, 17, 18, 21, 77, 97, 100, 109, 114, 123, 139, 151, 156, 159, 161, 162, 163, 166, 171, 233, 415, 439, 447, 453, 480, 481  
*Giesel, C.* 190, 191  
*Gluck* 432  
*Goldmark, Karl* 498  
*Goncourt, Edmond und Jules de* 432  
*Goethe, Johann Wolfgang* 11, 37, 66, 212, 241  
*Grillparzer, Franz* 147  
*Guerrieri-Gonzaga* 150  
*Gutschmidt, Alfred von* 406  
  
*Harnack, Adolf von* 232  
*Hartmann, E. v.* 71  
*Hauck, Minnie* 481  
*Hausegger, Friedrich von, Dr.* 220  
*Heckel, Emil* 192  
*Hegel, G. Fr. W.* 83, 451  
*Heine, Heinrich* 408, 492  
*Heinze, Max* 41, 150, 204, 297, 298, 319, 371, 378  
*Hellwald, Friedrich von* 247  
*Heraklit* 128  
*Herzen, Olga* 118, 121, 190  
*Hesiod* 40, 66, 70, 82  
*Heusler, Andreas* 515  
*Heyse, Paul* 450  
*Hildebrandt, Kurt, Dr.* 132, 193  
*Hillebrand, Karl* 142, 159, 451, 470, 515  
*Hochberg, Bolko, Graf von* 505, 510, 514  
*Hoffmann* 89  
*Hölderlin, Friedrich* 65  
*Homer* 40, 56, 59, 62, 70, 124  
*Horner, Cécile* 283  
*Hugo, Victor* 432  
  
*Immermann, Herm.* 169  
  
*Jahn, Otto* 9, 38, 39  
*Jansen* 176  
*Joachim, Josef* 505, 510, 514

- Kaftan, Julius, Dr.* 476  
*Kant, Immanuel* 39, 420, 422, 426, 432, 486  
*Keller, Gottfried* 245, 246, 254, 441  
*Kern, Franz* 5  
*Kierkegaard, Sören* 450  
*Kießling, Adolf von* 53, 57  
*Kintschy* 44, 48  
*Kleinpaul, Rudolf, Dr.* 27, 63  
*Klemm, Suschen* (γλαυκίδιον) 41, 50  
*Klemm, Wilhelm* 23, 33  
*Kletschke* 5, 6  
*Klette, Anton* 112  
*Koch* 27  
*Köchlin, Albert* 509  
*Köchlin, Cécile* 509  
*Köckert, A.* 176  
*Kögel, Heinrich, Dr.* 220  
*Konfuzius* 466  
*Köselitz, Heinrich:* siehe Gast, Peter  
*Krause, Wilhelm von* 514  
*Krokow, Gräfin* 107  
*Krug, Gustav* 3, 163, 192, 432, 487  
*Kürbitz* 509  
  
*Lagarde, Paul de* 122, 138  
*Lanzky, Paul* 286, 375, 376, 504  
*Laotse* 466  
*Laube, Heinrich* 41  
*Lemerre* 501  
*Lenbach, Franz von* 104  
*Leopardi, Giacomo* 262, 322  
*Leskien, August* 391  
*Lessing, Gotth. Eph.* 68  
*Levi, Hermann* 395, 396  
*Liebermeister, Carl* 89, 90  
*Liebmann, Otto* 253  
*Lipiner, Siegfried* 205, 209  
*Liszt, Franz* 74, 164, 165, 208, 388, 489  
*Lombroso* 499  
*Longfellow, Henry W.* 172, 174  
  
*Lorentz, Alfred* 327  
*Lorrain, Claude* 490  
*Lotze, Herm.* 147  
*Ludwig I. von Bayern* 468  
*Luther, Martin* 162, 338  
  
*Maltzan, von* 447, 473  
*Mansuroff, von* 77, 83, 352, 503, 509  
*Marcus, Antoninus* 123  
*Mariani* 519  
*Mendès, Catulle* 519  
*Menippus* 42  
*Mérimée, Prosper* 257  
*Meysenbug, Malwida v.* 107, 110, 118, 145, 171, 174, 175, 190, 191, 192, 194, 197, 199, 200, 215, 264, 283, 289, 360, 365, 422, 437, 488, 503, 519.  
*Michel-Angelo* 488  
*Möbius, J. P., Dr. med.* 131, 132, 193  
*Monod, Gabriel* 483, 515  
*Mosengel, Adolf* 79, 80  
*Motil, Felix* 446  
*Mozart, W. Am.* 194, 372  
*Muchanoff, Marie von* 107  
*Muncker, Theodor* 107  
*Mushacke, Eduard* 10, 11  
  
*Napoleon* 330, 338, 427, 476, 486  
*Naumann, C. G.* 363, 386, 431, 445, 474, 480, 502, 504, 512, 514  
*Nietzsche, Elisabeth Förster-, Schwester Friedr. Nietzsches* 123, 152, 160, 170, 171, 205, 208, 210, 213, 217, 218, 224, 236, 266, 267, 275, 276, 305, 307, 311, 312, 317, 339, 340, 358, 361, 407, 447, 473  
 — *Franziska, Mutter Friedr. Nietzsches* 2, 170, 171, 213, 236, 259, 276, 311, 316, 338, 345, 346, 360, 368, 385, 414, 454, 459, 460, 524

- Nietzsche, Ludwig*, Vater Friedrich Nietzsches 1, 2, 169, 423  
 —, *Rosalie*, Tante Friedrich Nietzsches 2  
*Nitzsche, Martha* 42  
*Nohl, Ludwig* 468  
  
*Offenbach, Jacques* 33  
*Oertzen, von* 78  
*Ott, Louise* 172, 192, 193 ff.  
 —, *Marcel* 193, 194  
*Overbeck, Franz* 56, 73, 104, 116, 118, 122, 131, 135, 136, 138, 139, 142, 145, 152, 159, 161, 163, 167, 174, 181, 182, 184, 189, 202, 218, 219, 232, 233, 236, 237, 244, 258, 259, 265, 272, 290, 293, 298, 316, 320, 327, 364, 379, 380, 408, 429, 431, 437, 479, 504, 522  
 —, *Ida geb. Rothpletz* 174, 234, 253, 282, 314, 412, 444  
  
*Pahlen, von der*: siehe Ungern-Sternberg  
*Paneth, Dr.* 335, 342, 408, 409  
*Pascal* 497  
*Passini, Ludwig* 514  
*Pindar* 66  
*Pinder, Wilhelm* 3, 142, 153  
*Plato* 36, 56, 59, 101, 124, 139, 200, 270, 431, 466  
*Plüß, Theodor* 145  
*Pollini, Bernhard* 421  
*Prado* 500, 502  
*Pythagoras* 101  
  
*Ranke, Leopold von* 200  
*Rau, Leopold* 99  
*Redtel* 35  
 —, *Anna* 8  
*Rée, Paul, Dr.* 140, 196, 197, 199, 200, 201, 211, 212, 220, 222, 223, 257, 261, 263, 264, 265, 268, 272, 273, 275, 295, 312, 313, 314, 315, 326, 365, 409  
 —, *Frau R.* 340  
  
*Renan, Ernest* 138, 147  
*Ribbeck, Otto* 102  
*Riedel, Karl* 270  
*Riedesel, von* 78  
*Ritschl, Friedrich* 9, 13, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 31, 32, 36, 38, 39, 43, 53, 63, 68, 70, 73, 75, 103, 111, 118, 140  
*Ritschl, Sophie* 43, 63  
*Roberty, de* 441  
*Röder-Wiederhold, Frau Louise* 370  
*Rohde, Erwin* 21, 34, 36, 49, 63, 85, 97, 103, 104, 107, 135, 138, 142, 145, 163, 166, 181, 182, 183, 188, 208, 220, 221, 233, 235, 237, 238, 243, 245, 254, 299, 358, 377, 378, 379, 380, 381, 385, 406, 416, 417, 425, 429, 447, 519  
 —, *Valentine* 204, 245  
*Bohr, Bertha* 388  
*Romundt, Heinr., Dr.* 41, 42, 44, 62, 63, 65, 66, 68, 73, 86, 88, 116, 122, 135, 145, 161, 162, 201, 204  
*Roscher, Wilhelm* 22, 44, 63, 73  
*Rose, Valentin* 40, 70  
*Rossaro* 498  
*Rothpletz, Frau* 276, 297, 350  
*Rousseau, J. J.* 432  
  
*Sainte-Beuve* 432  
*Salis, Meta von* 473, 504  
*Salomé, Lou* 263, 264, 265, 266, 272, 273, 275, 289, 312, 313, 314, 315, 326, 356, 409  
 —, *Frau* 264  
*Sand, George* 432  
*Sauppe, Hermann* 23  
*Saussure, Mm. de* 176  
*Schaarschmidt, Carl Max* 9  
*Scheffler, Ludwig von* 127  
*Scherer, Wilhelm* 73  
*Schiller, Friedr.* 432  
*Schleinitz, Marie* 107

- Schmeitzner, Ernst* 211, 226, 246, 252, 288, 304, 305, 306, 307, 363, 368, 376, 378, 385, 386, 437
- Schönberg, Gustav von* 63
- Schopenhauer, Arthur* 12, 15, 16, 25, 27, 34, 36, 39, 46, 48, 51, 54, 63, 66, 71, 75, 82, 86, 104, 119, 147, 150, 158, 203, 232, 280, 322, 326, 335, 359, 365, 399, 426, 451, 459, 470, 503, 505, 516
- Schubert, Franz* 498
- Schumann, Robert* 8, 15, 420
- Scott, Walter* 170
- Senger, Hugo v.* 172, 173, 174, 176
- Seydlitz, Reinhard von* 396, 453, 487, 519
- Shakespeare* 164
- Simon* 420
- Sokrates* 73, 135
- Sophokles* 124
- Spinoza* 248, 367, 527
- Spitteler, Karl* 426, 468, 494, 506, 519
- Springer, Anton* 9
- Steffensen* 91
- Stein, Heinrich von, Dr.* 327, 342, 343, 351, 353, 354, 356, 357, 358, 359, 361, 421, 422
- Steinhart, Karl* 23
- Stendhal, Henry* 399, 467
- Stifter, Adalbert* 245
- Stöcker, Adolf, Dr.* 468
- Stöckert* 87
- Strauß, David Friedr.* 9, 137, 139, 143, 451, 470
- , *Johann* 481
- Strecker, Karl* 520
- Strindberg, August* 497, 503, 520
- Suidas* 24
- Sulzer* 158
- Susemihl, Franz* 102
- Sybel, Heinrich von* 9
- Taine, Hippolyte* 392, 394, 399, 416, 417, 418, 419, 427, 469, 503, 506
- Talleyrand* 228
- Teichmüller, Gustav* 90
- Ténischeff, Dmitriewna von* 488, 494, 503, 510
- Teubner, B. G.* 276, 288, 291, 305
- Thales von Milet* 135
- Theognis von Megara* 13
- Thukydides* 200
- Tischendorf, Konstantin v.* 23, 60
- Torstrick, Adolf* 41
- Trampedach, Mathilde* 171, 172, 182
- Treitschke, Heinrich von* 232, 233
- Ungern-Sternberg, Isabella von* 197
- Urussow* 488, 503
- Varro, Marcus Terentius* 42
- Vauvenargues* 526
- Veronese, Paul* 129
- Vilbac, Renaud de* 498
- Vischer, Wilhelm* 53, 70, 91, 93, 95, 118, 150, 153
- Heussler, Wilhelm* 150
- Vogel* 100
- Volkmann, Dietrich* 8, 63, 145
- Voltaire* 176, 211, 216, 217, 432, 433
- Wackernagel, Wilhelm* 73
- Wagner, Richard* 38, 39, 43, 44, 46, 48, 50, 55, 58, 60, 61, 65, 66, 68, 72, 73, 77, 81, 82, 87, 88, 97, 100, 102, 105, 106, 107, 109, 111, 116, 117, 119, 120, 121, 143, 145, 151, 152, 153, 154, 155, 158, 170, 178, 186, 188, 189, 199, 201, 202, 208, 211, 213, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 224, 225, 226, 228, 232, 240, 255, 259,

- 260, 261, 268, 269, 278, 286, *Widmann, J. V., Dr.* 389, 390,  
 287, 289, 294, 326, 335, 336, 393  
 337, 338, 343, 344, 357, 358, *Wiener, Heinrich, Dr.* 488  
 359, 364, 365, 381, 385, 388, *Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich*  
 389, 396, 397, 401, 402, 416, *von* 114, 115, 140  
 423, 429, 437, 451, 460, 461, *Wilhelm I.* 188  
 470, 471, 472, 481, 482, 483, *Wilhelm II.* 502, 515, 517, 520  
 484, 485, 487, 488, 498, 505, *Windisch, Ernst* 23, 38, 43, 45,  
 508, 511, 512, 516, 521 63, 68, 75  
*Wagner, Cosima (Frau v. Bülow)* *Wolzogen, Hans von* 220, 227  
 58, 61, 63, 65, 74, 100, 104,  
 106, 109, 119, 128, 141, 160,  
 188, 214, 215, 218, 220, 226, *Zarncke, Friedrich* 41, 63, 101,  
 240, 388, 416, 461, 470, 519 105, 371  
 —, *Siegfried* 61, 77 *Zaspel* 22, 42  
*Wenkel, Friedr. Aug.* 36, 39, *Ziemßen, Hugo von* 79  
 63 *Zimmern, Helen* 376, 503, 516  
*Widemann, Paul Heinrich* 380, *Zola, Emile* 500  
 504, 505 *Zöllner, Friedrich* 118

## VERZEICHNIS DER BRIEFEMPFÄNGER

- An Maria Baumgartner* 207  
*An Georg Brandes* 450, 487, 495, 518  
*An Hans von Bülow* 276  
*An Jacob Burckhardt* 269, 518  
*An Paul Deussen* 18, 35, 62, 96, 202, 390, 439  
*An Dr. Bernhard Förster* 361  
*An die Burschenschaft „Frankonia“* 10  
*An Dr. Carl Fuchs* 146, 155, 163, 213, 225, 457, 473  
*An Peter Gast* 211, 235, 242, 249, 251, 255, 282, 287, 288, 293, 307, 309, 319, 321, 349, 350, 368, 370, 374, 391, 395, 421, 431, 455, 456, 464, 467, 480, 489, 492, 497, 502, 505, 516, 518  
*An Carl von Gersdorff* 14, 78, 81, 94, 98, 106, 119, 133, 141, 144, 152, 169, 175, 301, 433  
*An Karl Hillebrand* 300  
*An Gottfried Keller* 301  
*An Karl Knortz* 469  
*An Gustav Krug* 154, 426  
*An Mathilde Maier* 223  
*An Malwida von Meysenbug* 135, 223, 239, 260, 263, 295, 341, 387, 471, 482, 483, 484, 492  
*An Mutter und Schwester* 4, 5, 6, 89, 140, 190, 198, 227, 230, 240, 246, 256, 257, 259, 314, 317, 325, 345, 358, 362, 364, 378, 381, 402, 404, 412, 435, 443, 452, 459, 507, 509  
*An Theodor Opitz* 157  
*An Louise Ott* 193, 194, 206  
*An Franz Overbeck* 225, 229, 234, 237, 241, 245, 246, 247, 248, 253, 254, 274, 281, 284, 290, 296, 303, 311, 324, 327, 329, 330, 334, 338, 339, 346, 348, 353, 367, 383, 386, 392, 397, 399, 406, 409, 419, 422, 424, 428, 441, 445, 484, 512, 514, 515, 518  
*An Dr. J. Paneth* 343  
*An Erwin Rohde* 22, 28, 37, 40, 47, 50, 52, 55, 56, 59, 64, 67, 69, 72, 85, 90, 91, 99, 102, 104, 110, 113, 114, 115, 118, 121, 138, 148, 149, 151, 160, 166, 171, 177, 180, 184, 204, 221, 238, 243, 248, 254, 262, 280, 332, 371, 417, 418, 427  
*An Lou Salomé* 266, 267, 270  
*An Irene von Seydlitz* 373  
*An Reinhard von Seydlitz* 208, 209, 213, 228, 394, 400, 447, 462, 476  
*An Heinrich von Stein* 278, 344, 356  
*An August Strindberg* 500, 517  
*An Hippolyte Taine* 495  
*An Mathilde Trampedach* 172, 173  
*An Cosima Wagner* 187, 287  
*An Richard Wagner* 76, 137, 178, 186, 195, 215





146.  
225  
192

tabac's opheffe (= ginst gene)  
in l.H. e. v.H.

voorra de beschrijving een  
tabac opheff, dat alleen door  
schrijven kan worden opgeheven  
(vgl. het pleijer en de evolutie,  
dat ook door leven van hun  
worden opgeheven), heeft het den  
gib. (opheffe van schulden).  
tabac = Paris, v.H., is l.H.,  
omdat de schulden het heft doet)

uitbrengtheid van allerlei details  
vergeet ons, dat wij voor  
gehouden worden; wij worden  
als in andere anten voor down,  
en terecht.

- 1 doord 25 - 30
- 2 citaten en woord gebruik,
- 3 Ukh, en M's tijd - doord.m, en ngtijd.

Foreword to Carus

		"geluiddicht"	Beschrijving
petit- tentatieve naturalistische	1	Stedelijk	
	2	Lawrence	„Lichtbuis“
	3	Fändswanger	(het „simultaneïsme“) vgl. <u>Jacobson</u>
	4	Als „beschrijving“ <u>omgeven</u> in een <u>beetje</u> van de <u>minder waardigheid</u> der <u>beschrijving</u> .	
het opheffen van de taal door „ballisten“ (vleeswet)	5	(Aya) het <u>talbot</u> opheffen door de <u>beschrijving</u> . Levens van <u>Jola</u> en <u>Lawrence</u> , <u>Tachtig</u> , <u>liber-</u> <u>hant</u> (j.g. „woordkunst“) <u>altijd</u> dus <u>lekt</u> , dat <u>naam</u> <u>samenhangt</u> met <u>woede</u> .	
	6	vergelijking met <u>schilderkunst</u> en <u>film</u> , die in de <u>beschrijving</u> <u>activeren</u> .	
	7	het <u>portret</u> als <u>beschrijving</u> en als <u>probleem</u> .	
	8	<u>poëzie</u> als <u>beschrijving</u> . „Philosoph d. l. <u>Touren</u> “	
langz. 19, 74 (beschrijving „nauwkeurig“) 13 <u>Amij</u> <u>Pim</u> <u>Vuani</u> 14 <u>Kang</u> <u>Wendy</u> 15 <u>Wendy</u> <u>Wendy</u>	9	beschrijving als <u>Fine</u> en <u>procede</u> ; het niet den „beschrijven“ van het <u>werk</u> .	
	10	in <u>romance</u> en de <u>stipiditeit</u> daarvan (vgl. <u>Unguis</u> )	
	11	afleiden van <u>Zak</u> in <u>roman</u> (Vonderspark - <u>lyf</u> <u>hede</u> )	

